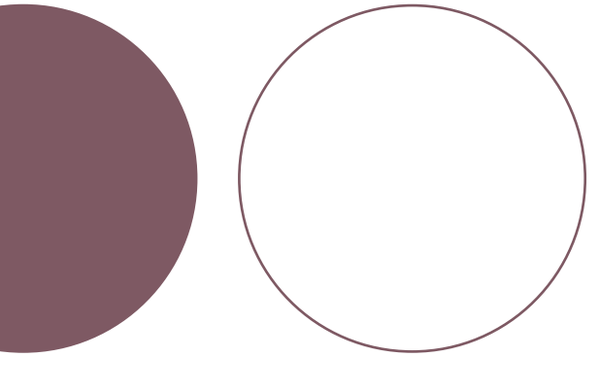
Alltägliches Zusammenleben



Paula Weil

Alltägliches Zusammenleben

Wie das Überdenken von monofunktionalen Strukturen durch die Verbindung von alltäglichen Orten wie dem Wohnen und Arbeiten individuelle und kollektive Bedürfnisse vereint und das Zusammenleben stärkt.

Am Beispiel einer Quartiersentwicklung in Landshut.

Alltägliches Zusammenleben

Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades
Master of Architecture (MArch)

An der Kunstuniversität Linz im Institut Architektur
Studienrichtung Architektur – BASEHabitat

Betreuung
Univ.–Prof. Dipl.–Ing. Anna Wickenhauser

Paula Weil
Alltägliches Zusammenleben

Approbation
Linz, 22 Januar 2026

7 Auftakt

9 Motivation

Teil 1 • Theorie

13 Interviews

21 Zusammenleben
Bedeutung von Gemeinschaft

25 Alltägliche Orte
Bedeutung von Wohnen
Bedeutung von Arbeiten

29 Entwicklung von Zusammenleben
Aus der Vergangenheit lernen
Vom Kollektiv zur Individualgesellschaft

39 Gegenwärtiges (Zusammen)leben

43 Erste Ausbrüche monofunktionaler Strukturen
Zuhause arbeiten
Zusammen wohnen
Zusammen arbeiten

47 Monofunktionalität aufheben
Der Zwischenraum
Funktionsaufhebung

Teil 2 • Projektentwurf

53 Bestand
Städtebauliche Situierung
Bestandsaufnahme

103 Ein neuer Stadteingang
Entwurfskonzept
Ein Gedankenspaziergang

129 Ein Quartier des alltäglichen Zusammenlebens
Verbindung der Theorie
Bespielung

157 Verbindung von Bestand und Neubau
Aufbau Bestand
Aufbau Neubau
Materialkonzept
Quartiersgarage

181 Ausblick

183 Danksagung

185 Quelle / Abbildungen

191 Anhang
Transkripte der Interviews

Auftakt

Welchen Einfluss hat Architektur auf unser alltägliches Zusammenleben? Wie die Biennale in Venedig 2021 mit dem Titel „How will we live together?“ gezeigt hat, beschäftigt sich Architektur nicht nur mit technischen Detaillösungen oder wirtschaftlicher Rentabilität (Vgl. La Biennale di Venezia 2021). Besonders in einer raumschaffenden wie auch kollektiv, kulturellen wie politischen Disziplin wie der Architektur, ist es wichtig soziale Themen mitzuberücksichtigen. Eine nachhaltige Entwicklung umfasst ökologische, ökonomische und soziale Aspekten gleichermaßen. Es handelt sich um eine Disziplin, die ein Verständnis von sozialer Interaktion und Begegnung sowie den Perspektivwechsel verschiedenster Bedürfnisse erfordert. Es ist notwendig, sich vorzustellen, wie in einem entworfenen Raum gelebt wird, wie er belebt, genutzt und erlebt werden kann, und zwar mit der Vorstellungskraft.

Der niederländische Architekt Herman Hertzberger hebt hervor, dass Architektur die „Beschäftigung mit Situationen des alltäglichen Lebens“ ist (Baum und Vogl 2022, S.148). Der Philosoph Ludger Schwarte beschreibt Architektur als ein gestaltendes Element der Gesellschaft, warnt jedoch davor, sie lediglich auf symbolische Formen und Ästhetik zu reduzieren. Vielmehr gehe es darum, das selbstbestimmte Zusammenleben zu analysieren und darauf mit der richtigen Form zu reagieren (Vgl. Schwarte 2021, S. 22). Der Wohnsoziologe und Historiker Gerd Kuhn formuliert im Rahmen unseres Interviews, dass Architektur eine Gesellschaft beeinflusse aber nicht erziehe. (Vgl. Kuhn 2025, Min. 28:11).
Doch wie kann Architektur soziale Themen berücksichtigen, wenn Gebäude monofunktional aus einseitigen Blickwinkeln entworfen werden und oft einen deutlich längeren Lebenszyklus haben als ihre Nutzung? Dies scheint gerade heute in unserem schnellen Zeitalter relevant, in welchem wir durch die Digitalisierung unvorhergesehene Veränderungen, Fortschritte, Krisen und stetigen Wandel erleben.
Räume und Gebäude, die nach einer bestimmten Nutzung entworfen wurden, lassen sich später schwer umnutzen. Monofunktionalen Strukturen führen zudem zu einseitigem Denken, was ein offenes und breites Handeln schwächt. Sowohl Menschen als auch Gemeinschaften brauchen Strukturen, doch inwieweit muss die Funktion eines Raum vorgeschrieben sein, dass in diesem auf „natürliche“ Weise zusammen gelebt wird.
Um dem Thema des alltäglichen Zusammenlebens näherzukommen, wurde in dieser Arbeit eine sowohl zeitlich als auch disziplinär erweiterte Perspektive erarbeitet. Es wurde versucht, eine Gestaltung zu erfassen, die eine langfristige und sozial nachhaltige Nutzung eines Gebäudes ermöglicht und nicht nur im jeweiligen Moment von der entwerfenden Person als sinnvoll erachtet wird.
Diese Arbeit integriert Erkenntnisse aus unterschiedlichen Fachbereichen in die Architektur, um anschließend einen gestalterischen Ansatz zu entwickeln, der Architektur als Baustein für ein gelingendes Zusammenleben im Alltag begreift.
Auf dem Gelände der leerstehenden Justizvollzugsanstalt in Landshut entsteht ein neues Quartier, das das Areal wiederbelebt und der Stadt einen Vorschlag für eine zukunftsorientierte Umnutzung aufzeigt. Im Fokus stehen sowohl städtebauliche Aspekte als auch die theoretischen Erkenntnisse dieser Arbeit, die gemeinsam die Grundlage für einen Ort des alltäglichen Zusammenlebens bilden, in dem monofunktionale Strukturen aufgebrochen werden.



Motivation

Der Aspekt der Gemeinschaft rückte in meinem Studium immer mehr in den Fokus und wurde für mich zu einem zentralen Thema. Deshalb lag es nahe, diesem Thema tiefere Aufmerksamkeit zu schenken und die intensive Zeit der Masterarbeit diesem zu widmen. Nach ersten Recherchen entstanden mehr als weniger neue Fragen und so stürzte ich mich in das Thema.
Was ist Gemeinschaft – und was lässt sie entstehen? Warum rückt dieser Begriff immer häufiger in den architektonischen Diskurs? Wo und wie erleben wir im Alltag Gemeinschaft, und weshalb wächst ein Gefühl der Vereinzelung? Welche architektonischen Elemente begünstigen – oder verhindern – alltägliche Begegnungen? Wenn eine Wand trennen kann, was ist es dann, das uns verbindet?
Anstatt klare Antworten zu finden, öffneten sich immer neue Fragen. Nach einer ersten theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema, stieß ich auf Ansätze, die Gemeinschaft nicht als verbindendes, sondern als abgrenzendes Konzept verstehen. So etwa in den Überlegungen des Philosophen Ferdinand Tönnies. Daraufhin erweiterte ich meinen Fokus und erkannte, dass es mir nicht um exklusive Gemeinschaftsformen, sondern um das Zusammenleben allgemein, also um zwischenmenschliche Beziehungen in scheinbar banalen, alltäglichen Situationen, geht.
Nun wollte ich Folgendes verstehen: Wie leben wir überhaupt? Was prägt unser Zusammenleben und wie leben wir miteinander? Wie kommt es, dass wir immer häufiger aneinander vorbeileben, statt wirklich miteinander zu leben?
Ich begann, mich auf Orte des alltäglichen Lebens zu konzentrieren. Im Kern betrachtet gliedert sich ein Alltag oft in zwei Hauptfunktionen. Wir wohnen und wir arbeiten. Daraus wurde mir klar, dass ich genau diese Orte in den Blick nehmen möchte, um Zusammenleben zu verstehen und Potenziale für mehr Gemeinschaft im Alltag zu entdecken.
Als Nächstes suchte ich in Form von Austausch nach Ansätzen, die mir mögliche Antworten auf meine Fragen geben konnten. Ich sprach mit Expert:innen, die mir von theoretischen und praktischen Perspektiven erzählten, anhand derer ich versuchte, über das alltägliche Zusammenleben eine architektonische Antwort auf all diese Fragen zu formulieren.

Interviews

Gespräche mit Expertin:innen aus verschiedensten Disziplinen füllen diese Arbeit mit vielseitigen Blickwinkeln und beleuchten alltägliche Lebensorte wie den Wohnraum und den Arbeitsplatz und spiegeln die Vielschichtigkeit und hohe Relevant wieder, das alltäglichen Zusammenleben in Wohnen und Arbeiten auch in der Architektur näher zu betrachten. Sechs Expert:inneninterviews aus den Bereichen: Soziologie, Geschichte, Zukunftsforschung, Projektsteuerung und Architektur. Allen Interviews lag ein einheitlicher Leitfaden zugrunde, der die Themen Gemeinschaft, Wohnen und Arbeiten behandelte. Je nach Fachrichtung und individueller Perspektive wurden ergänzende Fragen hinzugefügt, um spezifische Vertiefungen zu ermöglichen und gleichzeitig den natürlichen Gesprächsfluss nicht zu unterbrechen. Die unterschiedlichen Hintergründe eröffneten einen breiten und aufschlussreichen Blick auf die vielfältigen Vorstellungen davon, wie Zusammenleben gestaltet und gelebt werden kann.
Die Positionen der Expert:innen werden in dieser Arbeit gegenübergestellt, thematisch eingeordnet und mithilfe von Zitaten aus den im Anhang enthaltenen Transkripten belegt. Die Gespräche waren sehr aufschlussreich und inspirierend und prägen maßgeblich die Erkenntnisse dieser Arbeit.

Sigrid Hintersteiniger

Wenn es ein Zwang ist, wird es anstrengend“ (Hintersteiniger 2025, Min.13:03).

Dr.-Ing. Sigrid Hintersteiniger ist Architektin und promovierte bereits 2006 mit dem Thema „Entgrenztes Wohnen, die Creative Class im Medialen Zeitalter“. Sie hat an dem damals noch neuen Thema Home Office geforscht und spannende Erkenntnisse gewonnen, wie man Arbeit und Wohnen neu denken kann und wie die Verbindung deren aussehen kann. Sie selbst wohnt und arbeitet zwar nicht am selben Ort, diese sind aber in fußläufiger Entfernung. Nach eigener Aussage wohnt sie auch in der Arbeit und arbeitet in ihrer Wohnung.

Interview S. 196.





Gerd Kuhn

„Und da wird es sehr spannend. Da ist, glaub ich, der Humus für Gemeinschaft drin“ (Kuhn 2025, Min.1:04:08).

Dr. Phil. Gerd Kuhn ist Wohnsoziologe und Historiker. In seiner Arbeit befasst er sich wissenschaftlich mit drei Fragestellungen: Wie Gemeinschaft und Individualisierung aufeinander einwirken, wie Wohnen und Arbeiten wieder zusammenkommen können und wie Wohnen neu gedacht werden kann. Gemeinsam mit der Wüstenrotstiftung forschte er zu Wohnen in Gemeinschaft und publizierte zwei Werke: Wohnvielfalt und Wohnoptionen. Heute lebt er in einer Wohngemeinschaft in Tübingen und macht nur noch kleine Projekte, die ihm Freude machen.

Interview S. 201.

Lucia Landenberger

„Es ist keine intensive Form des Miteinanderlebens, sondern es ist ein sehr wohlwollendes Nebeneinander. [...] Ein gemeinschaftliches nebeneinander wohnen“ (Landenberger 2025, Min.17:47).

Lucia Landenberger hat mit ihrer langen Berufserfahrung als Projektsteuerin in gemeinschaftlichen Wohnprojekten viele Erkenntnisse darüber erlangt, was in solchen Prozessen gut funktioniert und unter welchen Rahmenbedingungen sich Gemeinschaft bildet. Sie berichtet im Interview über die Zusammenarbeit mit Baugruppen, Genossenschaften und ihrer eigenen Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnen und Arbeiten. Sie lebte lange in Baugruppen und teilt sie sich heute einen Gemeinschaftsgarten mit vielen anderen angrenzenden Häusern.

Interview S. 207.





Werner Neuwirth

„Viele wissen selber nicht mehr, ob sie arbeiten oder wohnen“ (Neuwirth 2021, Min.1:35:00).

Werner Neuwirth ist Architekt in Wien und beschäftigt sich in seiner Arbeit mit der Frage, wie Räume gestaltet werden können, ohne eine Nutzung vorzuschreiben oder definieren zu müssen. Neutralität ein wesentlicher Aspekt seiner Arbeit und unserem Gespräch. Er wohnt, lebt und arbeitet im Haus C.21 in Wien.

Interview S. 214.

Reinhold Popp

„In diesem Sinne spricht vieles für die zunehmende Flexibilisierung des Arbeitsplatzes – im Spannungsfeld zwischen dem Büro und der Wohnung“ (Popp 2025, Teil 2, Frage 2).

Univ. Prof. Dr. Reinhold Popp ist Zukunftsforscher, der viele Publikationen im Bereich der sozialwissenschaftlichen Forschung veröffentlich hat. In diesen sind zahlreiche Schnittstellen zur Architektur zu finden, gerade auch zur Frage, wie wir leben, wohnen und arbeiten. Im Rahmen unseres Interviews beschreibt er die Relevanz von Arbeitsorten für unser Zusammenleben.
Da unser Interview in Wien leider nicht persönlich zustande kam, hat er mir alle Fragen schriftlich beantwortet.

Interview S. 220.





Julia Wieger

„Also auf eine gewisse Art und Weise ist Gemeinschaft immer ein abgeschlossenes System“ (Wieger 2025, Min.7:06).

Julia Wieger ist Architektin und beschäftigt sich künstlerisch mit der queer feministischen Perspektive im Raum. Sie hinterfragt Machtstrukturen, und Geschlechterverhältnisse. Fokus ihrer Forschung ist die Frage, wie die kritische Reflexion der gesellschaftlichen Verhältnisse auf Entwurfsansätze übertragen werden kann. Ihre Publikation Reproductive Commons beleuchtet die Rolle der reproduktiven Arbeit und die Rolle der Gemeinschaft. Sie wohnt in einem Gemeinschaftswohnprojekt, in dem sie den Prozess der Projektgründung mitbegleitete. Sie thematisiert im Interview unteranderem diesen Prozess ihrer Gemeinschaft.

Interview S. 223.

Zusammenleben

Ein grundlegendes Bedürfnis des Menschen ist die soziale Verankerung, also die Bindung an andere und das Gefühl von Zugehörigkeit. Diese Aspekte sind nicht nur essenziell für das individuelle Wohlbefinden, sondern auch für das psychische Gleichgewicht. In dem Buch „gemeinschaftliches Wohnen“ wird beschrieben, dass die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gemeinschaft die Grundlage für Identitätsentwicklung und ein Gefühl von Sicherheit bildet (Vgl. Zibell 2007, Seite 63, z.n. Schmid 2024, S. 12). Menschen streben danach, in soziale Netzwerke eingebunden zu sein, sei es in der Familie, im Freund:innenkreis oder in anderen Gemeinschaften. Der Zukunftsforscher Reinhold Popp unterscheidet in unserem Interview treffend zwischen der Zeit, die wir allein verbringen, und jener, die wir mit anderen gestalten. Wenn wir nicht allein sind, sind wir gemeinsam und wenn wir gemeinsam sind, sind wir nicht allein. Der Zukunftsforscher schätzt, dass der Mensch etwa 45 Prozent seiner Zeit allein verbringt, wobei zwei Drittel davon auf den Schlaf entfallen. Die übrigen 55 Prozent sind von Gemeinschaft geprägt (Vgl. Popp 2025, Teil 1, Leitfrage 2). Das unterstreicht sowohl die Bedeutung des sozialen Miteinanders als auch den ebenso wichtigen Rückzug ins Private. Auch der Architekt Christopher Alexander erklärt in seinem bekannten Werk „Die Muster-Sprache“ ebenfalls, dass der Mensch von Natur aus Gemeinschaft und Rückzug benötigt. Er definiert ein Haus als „ordentliches Haus“, wenn in diesem Haus alltägliche Begegnungen aber auch der private Rückzug gelebt werden kann. Ein ordentliches Haus „müsse daher beidem gerecht werden: der Intimität eines privaten, sicheren Hafens und der Teilhabe an einer öffentlichen Welt“ (Alexander 2021, S.722). Laut der Architektin Grace Kim basiert eine ausgewogene Lebensbalance auf drei Säulen: dem sozialen Leben, dem individuellen Selbst und der Arbeit (Vgl. Kim 2024, S. 67).dem sozialen Leben, dem individuellen Selbst und der Arbeit (Vgl. Kim 2024, S.67). Die Bedürfnispyramide von Maslow aus der Soziologie, lässt sich auf diese Struktur übertragen. An erster Stelle stehen physiologische Grundbedürfnisse wie Nahrung, Schlaf und finanzielle Sicherheit. Aspekte, die eng mit dem Wohnen und der Arbeit verknüpft sind. Danach folgen soziale Bedürfnisse, die durch zwischenmenschliche Beziehungen und Zugehörigkeit erfüllt werden. An oberster Stelle stehen individuelle Bedürfnisse: Die Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung (Vgl. Krogerus und Tschäppeler 2021, S.92). Zusammenfassend können wir feststellen, dass der Mensch verschiedene Grundbedürfnisse hat, die alle in der Architektur abgebildet sind.

Bedeutung von Gemeinschaft

Ein soziales Bedürfnis. „Gemeinsam statt allein sein“ – wie es Reinhold Popp beschreibt, reicht nicht aus, um sich einer Gemeinschaft zugehörig zu fühlen. In den von mir geführten Interviews wurden unterschiedlichste Definitionen und Beschreibungen des Wortes Gemeinschaft deutlich.



Der Architekt Werner Neuwirth beschrieb Gemeinschaft als jede Art von Gruppenbildung. Laut ihm können Menschen zu zweit, zu dritt oder zu fünft eine Gemeinschaft bilden, aber auch zu zweit, zu dritt oder zu fünft allein sein (Vgl. Neuwirth

2025, Min.53:09). Der Wohnsoziologie und Historiker Gerd Kuhn definiert Gemeinschaft als zwischenmenschliche Interaktion und Kommunikation, und damit als Kooperation (Vgl. Kuhn 2025, min: 9:41). Im Interview erzählt die Projektsteuerin Lucia Landenberger, dass ihrer Erfahrung nach das Miteinander bereits in der Planungsphase von gemeinschaftlichen Wohnprojekten passiert. Durch die intensiven Abstimmungen und das damit verbundene Kennenlernen durch Konflikte (Vgl. Landenberger 2025, min: 43:47). Die Architektin und Künstlerin Julia Wieger brachte den Begriff des „Kümmerns“ ein. Die Pflege und Sorge um die Gruppe sei in einem Wohnprojekt, der Nährboden für eine intakte Gemeinschaft (Vgl. Wieger 2025, Min. 7:06).

Ein weiterer Aspekt von Gemeinschaft scheint das Essen zu sein. Gerd Kuhn nennt es die Vitalfunktion einer Gemeinschaft. Wenn nicht mehr zusammen gegessen wird, droht auch das gesamte gemeinschaftliche Leben zu verarmen. In seiner Beobachtung wird heutzutage oft nur noch der Sonntagsbraten zelebriert (Vgl. Kuhn 2025, Min.28:11). Auch Christopher Alexander spricht von dem auseinanderfallen einer Gruppe ohne gemeinsames Essen (Vgl. Alexander 1995, S.757).

Lucia Landenberger verbindet Gemeinschaft auch damit, dass eine Gruppe ein gemeinsames Ziel verfolgt und die Bedürfnisse der einzelnen zurückgestellt werden. Als ein Beispiel aus der Praxis beschreibt sie die Frage der Hausfarbe. Wenn jede:r nur engstirnig ihre oder seine Farbe durchsetzen will, wenn es nur auf einen einfachen Kompromiss hinausläuft, wird das Haus am Ende grau. Damit werden letztlich alle unzufrieden sein. Wenn aber geschaut wird, was mit der Farbe eigentlich ausgedrückt werden soll, warum welche Farbe für die Gruppe im Gesamten eher passen würde, kann ein positiver Konsens gefunden werden. So entsteht Zusammenhalt und Gemeinschaft und alle sind zufrieden und erleben einen Mehrwert durch die Gruppe. Sie fügt hinzu, dass die:der Einzelne sich nicht zurückziehen, sondern sich zurücknehmen und in die Gemeinschaft einfügen muss (Vgl. Landenberger 2025, Min. 12:27).

Eine Art der Zielsetzung lässt sich auch aus der Philosophie ableiten. Hier wird Gemeinschaft zum einen traditionell und ortsbezogen, zum anderen zwischenmenschlich, als die Qualität des Charakters menschlicher Beziehungen betrachtet (Vgl. McMillan und Chavis 1986, S. 7). Aus traditionellen Strukturen, die durch Institutionen wie Kirche, Vereine, Sport oder Familie geprägt sind, können Rituale und Feste wachsen. Der Philosoph Byung-Chul Han schreibt, dass ein Gemeinschaftsgefühl, das durch Feiern entsteht, ein „Wir-Gefühl“ ist (Vgl. Han 2022, S. 70). Doch wie lässt sich damit umgehen, dass diese Strukturen immer mehr wegfallen?

Ein Ansatz könnte sein, das Zusammenkommen nicht mehr am kapitalistischen Konsum auszurichten, sondern sich auf tiefere, gemeinschaftliche Wurzeln bezieht. Diese erfüllen andere verbindende Funktionen (Vgl. Han 2019, S. 26). Gleichzeitig führt diese Betonung der gemeinschaftlichen Wurzeln und der Tradition unmittelbar zur Problematik der Exklusion. Viele kollektive Identitäten verwenden den Begriff der Gemeinschaft ideologisch, wie beispielsweise der Philosoph Ferdinand Tönnis in seinen frühen Schriften. Seine Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft wurde später im Nationalsozialismus ideologisch und ausgrenzend missbraucht (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 2). Gemeinschaft wird von Tönnies durch Grenzen definiert, die diejenigen ausschließen, die nicht dazugehören (Vgl. McMillan und Chavis 1986). Auch Julia Wieger beschreibt eine Gemeinschaft als geschlossenes System, das auch die relevante Kritik der Ausschließung nach sich zieht (Vgl. Wieger 2025, Min.7:06). Das Thema der Gemeinschaft scheint zwar allgegenwärtig zu sein, rückte aber erst dann mehr ins Bewusstsein als diese nicht mehr selbstverständlich vorhanden war.

Erst als es das Private gab, wurde eine Begrifflichkeit für Gemeinschaft notwendig. Eine Entstehung des Missstandes bringt den Fokus auf das Thema, nicht die Erkenntnis neuer Bedürfnisse, sondern der Verlust dessen (Vgl. Gruber 2018, S.5). In anderen Regionen der Welt, ist Gemeinschaft beispielsweise noch so selbstverständlich, dass sie nicht gesondert benannt wird.

Gemeinschaft bestimmt unser Zusammenleben (Vgl. Hintersteiniger 2025, Min. 0:23). Es ist ein Grundbedürfnis, sei es das Nicht-Allein-Sein, die Kommunikation, die Sorge füreinander, das gemeinsame Setzen von Zielen, die Arbeit, das gemeinsame Essen oder das Zusammenkommen durch Rituale und Feste. Es zeigt sich, dass der Wunsch nach mehr Gemeinschaft aus dem Mangel an verschwindenden Strukturen entsteht, also aus einem Defizit und nicht unbedingt aus einem wachsenden Bedürfnis. Es gilt also, neue Strukturen zu finden, die diesen Bedürfnissen einen geeigneten Rahmen geben. Diese sollten nicht ausgrenzend sein, sondern Inklusion und Offenheit ermöglichen und dadurch ein Gefühl der Zugehörigkeit schaffen.

Dies unterstreicht die zentrale Rolle von Raumgestaltung: Gemeinsam genutzte Räume bilden die Grundlage, um Gemeinschaft tatsächlich erfahrbar zu machen, wie die Architekten und Stadtplaner:innen Martina Baum und Markus Vogl in ihrem Buch „täglich“ betonen: „Ohne gemeinsam genutzten Raum können wir keine Gemeinsamkeiten teilen“ (Baum und Vogl 202 2, S.66).

Alltägliche Orte

„Orte des Alltags bilden den Nährboden für Nischen und Biotope ungewöhnlicher Mischungen und Gemeinschaften“, „Entlang der Alltagswege kann es beiläufig entdeckt und Ort spontaner Begegnungen werden“ (Baum und Vogl 2022, S.13). Also gilt es diese zu betrachten. Wohnen und Arbeiten bilden die zentralen Schauplätze unseres Alltags. Sie sind die Orte, an denen sich Routinen, Begegnungen und individuelle Lebensentwürfe entfalten. Im Folgenden werden die beiden Bereiche, das Wohnen und das Arbeiten näher betrachtet, um ihr Verhältnis zueinander und ihre Bedeutung für das alltägliche Zusammenleben zu untersuchen.

Bedeutung von Wohnen

Schutz, Zugehörigkeit und Selbstentfaltung – Die höchste Form der Privatsphäre stellt das Wohnen dar. Dieses kann als privatester Raum, als Rückzugsort sowie als Grundrecht gesehen werden (Vgl. Vereinte Nation 1948, S.5) und ist eine wichtige Grundlage für ein selbstbestimmtes Leben. „My home, my castle“. Es deckt Grundbedürfnisse wie Schutz, Nahrung, Schlaf, Sauberkeit und Wärme ab (Vgl. Landenberger 2025, Min.23:27; Krasny 2021, S.52).



Wohnen ist keine Tätigkeit, die sich einfach beschreiben lässt, es ist die tägliche Aufrechterhaltung des menschlichen Lebens (Vgl. Krasny 2021, S.52). Der Philosoph Gaston Bachelard nennt das Zuhause auch die zweite Haut des Menschen und verdeutlicht dadurch die Tragweite dieses Begriffs (Vgl. Kuhlmann 2005, S.170).
Wohnen ist eng mit dem Wort „gewohnt“ verbunden Menschen ist vertraut, was er gewohnt ist (Vgl. Norberg-Schulz 1984, S.22). Und Wohnen ist eine Gewohnheit, die dem Menschen Vertrauen und Sicherheit gibt. Zeitlich gesehen ist Wohnen das Zentrum des Menschen, rund drei Viertel unseres Lebens verbringen wir in Wohnungen und im Wohnumfeld. Durch die zunehmende Überalterung der Bevölkerung wird dieser Anteil in den nächsten Jahren vermutlich noch steigen (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 3).
Lucia Landenberger ergänzt das Wohnen um den Aspekt der Zugehörigkeit. Sie betont, dass Wohnen nicht nur der Private Raum ist, sondern auch das Sich-zuhause-fühlen, was auch auf eine Person bezogen sein kann. Ein Zuhause haben bedeutet, sich an etwas zu binden und sich zugehörig zu fühlen, also einen Platz in der Welt zu haben (Vgl. Landenberger 2025, Min.12:27). Auch im Grundgesetzt Österreichs ist der Hauptwohnsitz einer Person als der Mittelpunkt seiner Lebensbeziehungen festgelegt (Vgl. „Hauptwohnsitz“ 2025; Vgl. Neuwirth 2025, Min.36:20). Im Wohnlabor Graz wird die Wohnung auch als die „Weltmitte“ beschrieben (Vgl. Jäger u. a. 2022, S.8). Wenn häusliche Beziehungen an Bedeutung verlieren, verlagert sich die soziale Interaktion zunehmend nach außen. Die Menschen gehen wieder in andere soziale Strukturen. Dies erscheint zunächst positiver, birgt aber auch einige Risiken und Gefahren. Beispielsweise kann die ständige Notwendigkeit, sich zu verabreden und aktiv soziale Kontakte zu pflegen, schnell ermüdend werden. Dadurch bleibt der Wohnort trotz der sozialen Verarmung der Lebensmittelpunkt. Es entsteht oft Isolation und Einsamkeit.

Wohnen ist auch ein Ort der Selbstentfaltung, ein Ort, an dem das Individuum ein Maximum an Autonomie ausüben kann (Vgl. Kuhlmann 2005, S.170). Popp meint, dass in Zukunft wahrscheinlich immer mehr von zuhause aus stattfindet, sei es Bewegung, Freizeit oder Urlaub – weil die weitere Digitalisierung dazu führt, dass auch große Bereiche von Arbeit und Unterhaltung in die Wohnung verlagert werden. Er beschreibt dass auch heute "viel zu wenig beachtet wird, dass der Wohnbereich der mit Abstand wichtigste Urlaubsort ist" (Popp 2025, Leitfrage 4).

Eine Wohnung muss also beides leisten: Einerseits den Grundbedürfnissen nach Rückzug und Privatsphäre gerecht werden und andererseits auch die Möglichkeit bieten, an Gemeinschaft teilhaben zu können. Im Idealfall entsteht ein wohl gut ausbalanciertes Verhältnis zwischen dem privaten Rückzugsort und dem Anteil geteilter Fläche. Die Aufgabe besteht darin, in die heutige Gesellschaft, die von Individualist:innen geprägt ist, trotzdem die Vitalfunktion einer Gemeinschaft, wie Kuhn sie nennt, zu reintegrieren (Vgl. Kuhn 2025 Min.28:11). Wohnen ist also nicht mehr nur wohnen im herkömmlichen Sinne. Der Ort des Wohnens rückt zunehmend in den Mittelpunkt des privaten, individuellen, tätigen und alltäglichen Seins. Das Bedürfnis von individueller Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung, wie nach Maslow definiert, nimmt einen immer wichtigeren Stellenwert ein. Es scheint dabei immer herausfordernder zu werden, Wohnen in seiner Bedeutung zu erfassen und zu definieren. Werner Neuwirth hinterfragt, ob es überhaupt möglich ist, Wohnen beschreiben zu können. Seiner Meinung nach ist es schwierig eine Definition dafür zu finden, da sich durch den Kontext die Bedeutung immer wieder ändert und sich deshalb die Vielschichtigkeit des Themas nicht vollständig erfassen lässt (Vgl. Neuwirth 2025, Min.3:08).

Bedeutung von Arbeiten

Einkommen, Gemeinschaffen und Selbstverwirklichung – Generell gesagt, ist das Arbeiten eine Beschäftigung, eine Tätigkeit, um sich zu ernähren und um zu überleben (Vgl. Kuhn 2025, Min.25:14). Sie gibt Sicherheit und lässt die Menschen das „Dach über dem Kopf" also das Wohnen finanzieren. Arbeiten kann als Grundbedürfnis gesehen werden, wie im Vorherigen schon dargestellt wurde. Allerdings beschreibt es Lucia Landenberger als „kapitalistisches Mittel zum Zweck" (Landenberger 2025, Min.25:39).

Arbeiten

Neben der klassischen Erwerbsarbeit umfasst Arbeiten auch Tätigkeiten wie Hausarbeit, Kindererziehung und Fürsorge, die unter dem Begriff der „Care-Arbeit" zusammengefasst werden und bis heute überwiegend von Frauen geleistet werden (Vgl. Landenberger 2025, Min.25.14). Diese Formen der Arbeit werden jedoch häufig erst dann als solche anerkannt, wenn sie als echte Sorgeleistung sichtbar und bezahlt werden. In der theoretischen Auseinandersetzung entscheiden wir heute zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit. Demgegenüber bezieht sich der Begriff der reproduktiven Arbeit auf all jene Arbeitsformen, die nicht der Lohnarbeit zuzuordnen sind (Vgl. Frederichi S.68). Die Architektin Anna Puigjaner beschäftigt sich mit der räumlichen Gestaltung dieser oft unsichtbaren Tätigkeiten. Ihr Projekt „Kitchenless" hinterfragt die klassische Wohnungsstruktur und schlägt vor, Wohnräume stärker an

den tatsächlichen Bedürfnissen der Nutzer:innen auszurichten. Das müsse, so Puigjaner, nicht zwangsläufig eine Küche beinhalten (Vgl. Bestard 201). Auch Lucia Landenberger wirft einen kritischen Blick auf unser Arbeitsverständnis und fragt, warum nur ausgelagerte Tätigkeiten als echte Arbeit zählen. Sie stellt sich die Frage, ob nicht alles um uns herum Arbeit ist, beispielsweise wenn wir einer älteren Person zum Kaffee einladen, die Pflanzen in der Wohnung gießen oder unsere Zähne putzen. Die Art und Weise, wie Tätigkeiten auslagert werden, trägt dazu bei, dass das Zuhause vor allem als Raum der Erholung definiert wird – ein Gegenpol zur produktiven Welt draußen. Folgerichtig wird die Arbeit, die wir dort verrichten, nicht als wertstiftende Arbeit angesehen (Vgl. Landenberger 2025, Min.58:53).

Zusätzlich zu der produktiven und reproduktiven Arbeit ist der Aspekt der gemeinsamen Arbeit wichtig. Das „Gemeinschaffen“ als Verb impliziert gemeinsame Arbeit auf ein übergeordnetes Ziel hin und das damit verbundene Erfolgserlebnis für eine Gruppe (Vgl. Landenberger 2025, Min.25:39). Auch Reinhold Popp beschreibt diesen Aspekt, wenn er den Arbeitsplatz als ein wichtiges soziales Umfeld beschreibt. Außerdem trägt Zusammenarbeit wesentlich zur Selbstwirksamkeit, zur Anerkennung, zur Zugehörigkeit und zum sozialen Zusammenhalt bei. Damit befriedigt der Arbeitsplatz einen wichtigen Teil der sozialen Bedürfnisse (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 3).

Sigrid Hintersteiniger beschreibt Arbeiten mit dem Ausschlussprinzip: Wenn sie nicht wohnt, arbeitet sie, und wenn sie nicht arbeitet wohnt sie (Vgl. Hintersteiniger 2025 Min.10:22). Ihre klare Unterscheidung von Wohnen und Arbeiten fokussiert sich aber nicht auf die räumliche Trennung, sondern auf die Dimension der Entscheidungsmöglichkeiten. In ihrer Dissertation forschte sie 2006 zu dem damals neuen Format des Home Office. Sie hebt darin das Potenzial unterschiedlicher Wahlmöglichkeit stark hervor. Sie kam damals zu dem Ergebnis, dass Menschen sich immer entscheiden müssen. Möchte ich allein oder in Gemeinschaft sein? Möchte ich in der Firma oder von zu Hause aus arbeiten? Denn in dem Moment des Zwangs wird es anstrengend und mühsam, immer am selben Ort sein zu müssen (Vgl. Hintersteiniger 2025, Min. 13:03).

Alexander greift den Aspekt des Angebots auf und erklärt, dass sich gleichförmige Räume nicht für Gruppen eignen. Er schreibt: „Damit eine Gruppe als solche zusammen sein kann, muss ein Zimmer auch die Möglichkeit bieten, allein – einzeln oder zu zweit – an einem Platz sein zu können“ (Christopher Alexander, 2021, S. 897).

Das Arbeitszimmer in der Wohnung ist ein traditioneller Ansatz, um die Arbeit nach Hause zu holen. Es wird oft als flexibles Zusatzzimmer geplant, das alles sein oder werden kann. Oft wird es jedoch als Abstellkammer genutzt und verfehlt somit seinen Zweck. Wenn Wohnraum immer teurer wird, stellt sich zunehmend die Frage nach der Notwendigkeit eines Ausweichzimmers, das nur eventuell genutzt wird (Vgl. Landenberger 2025, ab Minute 25:39).

Arbeit deckt ein breites Spektrum von Lebensthemen ab; die Erwerbsarbeit, die das Überleben sichert – die Hausarbeit, die das Leben organisiert. Darüber hinaus umfasst sie aber auch das „Gemeinschaffen“, also das kollektive Tun. Dies ermöglicht uns das Gefühl der Zugehörigkeit, des Anschlusses und der Anerkennung. Damit wird Arbeit auch zu einem Ort der Selbstverwirklichung im Tun selbst. Wenn diese Dimensionen Stück um Stück wegfallen, schreibt Reinhold Popp, müssen zwangsläufig neue Orte der Begegnung geschaffen werden (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 3).

Die Entwicklung von Zusammenleben

In einer zunehmend individualistisch geprägten Gesellschaft geraten soziale Bedürfnisse immer mehr in den Hintergrund. Das Streben nach Selbstverwirklichung und persönlicher Freiheit nimmt einen zunehmend größeren Raum ein, während gemeinschaftliche Strukturen an Bedeutung verlieren. In diesem Kapitel wird aus der Perspektive der Vergangenheit untersucht, warum Gemeinschaft heute immer weniger sichtbar ist und weshalb das Individuum zunehmend in den Vordergrund rückt.

Aus der Vergangenheit lernen

Sollen wir die Vergangenheit hinter uns lassen oder sollen wir an ihr festhalten? Können wir aus der Vergangenheit lernen? Die Leitthese der Modernisierungstheorie besagt, dass durch den raschen Wandel der Zeit Vergangenheit und Zukunft immer mehr voneinander entkoppelt werden, so dass Schlussfolgerungen und Erfahrungen aus vergangenen Ereignissen nicht mehr weiterhelfen bisweilen sogar hinderlich sind (Vgl. Koselleck 1979. S.35). Kritiker der Modernisierungstheorie weisen darauf hin, dass die Vergangenheit nicht nur ein hohes Lernpotenzial aufwirft, sondern vor allem auch in der Kombination mit gegenwärtigen Herausforderungen völlig neue Perspektiven auf die Gegenwart und Zukunft ermöglicht. Somit kann der Blick von der Gegenwart auf die Geschichte diese Erfahrungen nutzbar machen (Vgl. Aleida Assmann 2000, S.16). Der niederländische Historiker Rutger Bregman, zeigt in seinem Buch „Utopien für Realisten“ wie wichtig es ist, in die Vergangenheit zu blicken. Erst wenn wir die Geschichte kennen, können wir aus Fehlern, Misserfolgen und Erfahrungen der Vergangenheit lernen. Es „hilft uns der Blick in die Vergangenheit nicht nur, die Dinge mit Abstand zu betrachten. Er kann auch unsere Vorstellungskraft anregen“ (Bregman 2021a, S. 81).

Gerd Kuhn erklärt in seinem Interview, dass ein distanzierter Blick in die Vergangenheit uns ermöglicht, den Ist-Zustand besser wahrzunehmen. Durch diese sogenannte Longue-Durée-Perspektive können neue oder andere Qualitäten festgestellt werden. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte, so Kuhn, sei ein guter Weg, neue Erkenntnisse zu erlangen (Vgl. Kuhn 2025, Min.10:56).

Die Beantwortung der Leitthese, wie alltägliches Zusammenleben funktioniert, bedarf also nicht nur den Blick in die Gegenwart oder Zukunft, sondern auch den Blick in die Vergangenheit.

Vom Kollektiv zur Individualgesellschaft

Die hier betrachtete Vergangenheit reicht weit in die menschliche Geschichte zurück. Es schaut auf die Entstehung sozialer Strukturen, deren Entwicklungen, Trennungen und Veränderungen in Bezug auf das allgemeine Schaffen als Notwendigkeit des Überlebens der einzelnen Personen und der zugehörigen Gemeinschaft. Es wird aufgezeigt, wie Gemeinschaft sich in Bezug auf das Arbeiten und das Wohnen entwickelt und verändert.

Die darwinistische Evolutionstheorie „Survival of the fittest“ wird laut neuer Erkenntnisse oft missverstanden. Sie bedeutet nicht, dass der Stärkere der Anpassungsfähigste ist, sondern der Sozialere. Rutger Bregman sagt, dass wir gegenüber dem Neandertaler nicht durch unsere Intelligenz oder Stärke überlebt

haben, sondern durch unser ausgeprägtes Sozialverhalten und Bedürfnis der Zugehörigkeit (Vgl. Bregman 2021a, S.85). Eine Gruppe ist stärker als der einzelne.
Das Konzept des gemeinschaftlichen Zusammenlebens lässt sich bis in die Frühgeschichte der Menschheit zurückverfolgen als Jäger:innen- und Sammler:innengemeinschaften in kleinen, weitestgehend egalitären Gruppen lebten und überlebten (Vgl. National Geographic 2023). Als soziale Wesen waren organisierte Strukturen und Gemeinschaften für die Menschen schon immer wichtig. Diese Gruppen ermöglichten ein hohes Maß an Flexibilität und deckten alles an Fähigkeiten ab, was zum Überleben notwendig war (Vgl. National Geographic 2023, z.n. Merry Wiesner-Hanks). Diese frühen Gemeinschaften waren durch die Nahrungssuche und das gemeinsame Überleben miteinander verbunden (Vgl. Neumann, 2023).
Die gemeinsame Arbeit spielte also damals eine zentrale Rolle im Zusammenleben. Sie erforderte Vertrauen und Gruppenzusammenhalt, also jene Fähigkeiten, die auch heute noch die Grundlage von Gemeinschaften bilden (Vgl. Stan Neumann, 2023). Somit spielte bereits damals das Bedürfnis nach Zugehörigkeit eine zentrale Rolle.

Die Abgrenzung und das Eigentum:
Vor etwa 10.000 Jahren wurden Menschen sesshaft, was das gesellschaftliche Zusammenleben nachhaltig veränderte. Der Alltag spielte sich nun an einem festen Arbeits- und Lebensort ab, wodurch es notwendig wurde, Besitz durch klar definierte Grenzen zu regeln.
Der Philosoph Jean-Jacques Rousseau sagte dazu: „Der Erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen, dies ist mein – [Damit] ging alles los“ (Rohbeck 2015, S.172, z.n. Rousseau). Er deutet mit dem Wort einfallen eine willkürliche Erfindung an und keinen Anspruch und stellt somit „das Eigentum […] [als] eine Erfindung jenes Individuums“ dar (ebd., S.172ff.). Dies war der Beginn des Eigentums und der Zerfall von freien Strukturen und offenem Zusammenleben.
Eine sich einschleichende und langsam ausbreitende Trennung. Ein einfaches Wort, eine unaufhaltsame Entwicklung und später eine der herausforderndsten Tatsachen der heutigen Zeit. „Die Trennung von privat und öffentlich, der Trennung von ich und du, wir und die anderen, der Trennung von Mensch und Natur“(Elke aus dem Moore 2018, S.2). In dem Essay „Stadt als Ort der Gemeinschaft“, in der Zeitschrift Arch+, Nr.232, thematisiert Elke aus dem Moore den Zerfall von gemeinsamen Schaffen. Sie vertritt die These, dass das Eigentum einen wesentlichen Faktor dazu beigetragen hat (ebd. S.2). Eine weitere Folge von Eigentum war auch die geschlechterspezifische Diskriminierung. Der Historiker Kai Michel beschreibt in dem Buch„ Wahrheit über Eva“ die Entstehung des Ackerbaus und die dadurch resultierende Sesshaftigkeit als Beginn der Rollenverteilung. Zum einen, so Michel, blieben Jungen zu Hause, um ihren Besitz zu verteidigen, „sie holten sich die Frauen dazu“, welche nun ohne Unterstützung der Familie auskommen mussten. Zum anderen stieg die Geburtenrate deutlich, was die Frau zusätzlich schwächte (Vgl. Michel und Schaik 2022, S.293).
Eine weitere Folge des Eigentums war, dass immer größere soziale Strukturen möglich waren, in denen auch Produktions- und Arbeitsabläufe komplexer wurden und sich organisierte Gruppen durch Tauschhandel und Arbeitsteilung strukturierten. Noch größere soziale Gruppen, angeführt von Herrscher:innen oder religiösen Führer:innen, stellten ab einer bestimmten Größe die Weichen für Gesellschaften, die stärker auf Kontrolle und Verwaltung ausgerichtet waren. Ohne Kontrolle würde nach dem Anthropologe Robin Dunbar eine Gruppe von mehr als 150 Menschen nicht allein funktionieren (Vgl. Schröder u.a. 2009, S.232). Der Einfluss von Herrschaft und Religion schwächte die Ideale der sozial organisierten Strukturen jedoch zunehmend. Kleine Gemeinschaften litten unter der Herrschaft, da das meiste Land nicht ihnen, sondern den Großgrundbesitzer:innen gehörte und die Autonomie der einzelnen Gemeinschaft nicht mehr notwendig war (Vgl. Stan Neumann 2023).
Die Einführung von Besitzgrenzen und die Trennung von Räumen führten zu neuen sozialen Strukturen und Hierarchien. Gleichzeitig begannen sich Geschlechterrollen und soziale Differenzierungen stärker herauszubilden. Diese grundlegenden Veränderungen legten den Grundstein für die heutige Gesellschaft und wirken sich auf unser Verständnis von Zusammenleben, Besitz und Eigentum aus.

Die Gemeinschaft und das ganze Haus:
Im Feudalismus des frühen Mittelalters blühten durch den Zerfall vieler Herrschaftsformen sozial organisierte Strukturen wieder auf. Der Historiker Massimo Montanari erklärt in der ARTE Doku „Die Geschichte der Bauern“, dass schriftliche Aufzeichnungen immer vom Adel angefertigt wurden. Daher gibt es nur wenige Quellen, die die Existenz von kleinen unabhängigen Gemeinschaften im Mittelalter belegen. Es ist laut Montanari abzuleiten, „je weniger Aufzeichnungen, desto mehr Autonomie lässt sich den Bauern zuschreiben und desto mehr unabhängige Dorfgemeinschaften existieren“ (Montanari 2023, Min. 5:20).
Mit der Zeit wuchsen Dorfgemeinschaften im ländlichen Bereich. Aber auch im städtischen Raum, wo die Landwirtschaft langsam immer weniger eine Rolle spielte und mehr Arbeiten im Inneren eines Haues getätigt wurden, ließen sich vermehrt autonome Sozialstrukturen finden. Bekannte Haustypologien wie das ganze Haus im Mittelalter oder das Schwarzwaldhaus zeigen, dass es eine Trennung innerhalb des Hauses gab. So fanden die Werkstätten oder Tiere im Erdgeschoss Platz und die Stockwerke eines Hauses waren nach hierarchischen Grundprinzipien aufgebaut. (Vgl. Kuhn 2025, Min.42:26).

„Im Großteil der menschheitsgeschichtlichen Sesshaftigkeit war Arbeit und Wohnen unter einem Dach, vor allem in der Landwirtschaft und im Gewerbe“ (Popp 2025, Teil 2, Frage 2).

Eine innerhäusliche Trennung bringt eine klare Struktur. Diese war hilfreich, da das Private und Geschäftliche getrennt werden konnte und damit die Grenzen von öffentlich und privat frei wählbar waren (Vgl. Alexander u. a. 1995, S.658). Die Hausgemeinschaften agierten als Einheit und funktionierten als geschlossener Kreis (Vgl. Uhl S. 1999, S.384-393), Vgl. Schmid 2024, S.28). Die Definition geschlossener Kreise wirft aber auch wieder den problematischen Aspekt der Ausgrenzung auf (Vgl. McMillan und Chavis 1986, S.9).
Das Individuum selbst nahm in dieser Form des Zusammenlebens keinen hohen Stellenwert ein (Vgl. Kuhn 2025, Min.42:26). Der Philosoph Erich Fromm schrieb über diese Zeit, dass „wenn auch der Einzelne in unserem modernen Sinne nicht frei war, so war er doch weder allein noch isoliert. Da der Mensch vom Augenblick seiner Geburt an seinen bestimmten unverrückbaren Platz besaß, den ihm keiner streitig machen konnte, war er in einem strukturieren Ganzen verwurzelt“ (Fromm 2022, S.4). Diese Wohn- und Lebensform ist nach wie vor ein Vorbild von gemeinschaftlichem Wohnen.

Dorfgemeinschaften und autonome Sozialstrukturen im städtischen Raum zeigten eine klare Trennung von privaten und geschäftlichen Bereichen, wobei das Haus als geschlossene Einheit fungierte. Der hohe Stellenwert der Gemeinschaft führte zu einer starken Verankerung des Einzelnen in einem sozialen Gefüge, auch wenn das Individuum im modernen Sinne nicht als frei galt. Diese historischen Formen des Zusammenlebens bieten bis heute wertvolle Einblicke in die Konzepte von gemeinschaftlichem Wohnen, in denen das „Wir“ vor dem „Ich“ steht. Dies kann aber nicht romantisch mit der Idee einer Großfamilie verbunden werden, denn es war von strengen Hierarchien geprägt, „vom Hausvater bis zum Dienstboten und einem von harter Arbeit und sozialer Kontrolle geprägtem Alltag“ (Fromm 2022).

Die Stärkung des Individuums in der Aufklärung:
Die bedeutendste Entwicklung des Individuums vollzog sich laut dem Historiker Richard van Dülmen im Zeitalter der Aufklärung (Vgl. van Dülmen 2002, S.130). Immanuel Kant beschrieb den Menschen als ein eigenständiges und einzigartiges Wesen, das den Mut aufbringen solle, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen (sapere aude) und sich durch Bildung und Vernunft aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien (Vgl. Brandt 2007, S.82). Der einzelne Mensch gewann dadurch fundamental an Bedeutung, blieb jedoch weiterhin in eine größere soziale Verantwortung eingebettet. Das Wohl der Gemeinschaft war nach wie vor leitend.
Das Individuum rückte auch zunehmend in den Mittelpunkt gesellschaftlichen Denkens. „Was die mittelalterliche Gesellschaft von der modernen unterscheidet“, so Erich Fromm, „ist ihr Mangel an individueller Freiheit“ (Fromm 2022, S.3). Individualität trat an die Stelle von Tradition – ein neues Selbstverständnis des Menschen entstand. Diese Entwicklung setzt sich bis in die Gegenwart fort. In unserem Interview beschreibt Gerd Kuhn die heutige Gesellschaft als eine „Gemeinschaft von Individualisten“ (Vgl. Kuhn 2025, Min.28:07). Damit verweist er auf das Spannungsfeld zwischen individueller Freiheit und kollektiver Zugehörigkeit. Die sogenannten individuellen Bedürfnisse, auch als Wachstumsbedürfnisse in Maslows Bedürfnispyramide bezeichnet, nehmen einen immer wichtigeren Stellenwert ein und rücken zunehmend in den individuellen Fokus.

Die Betonung der Arbeit durch die Industrialisierung:
Mit der Industrialisierung gewann die Arbeit eine zentrale gesellschaftliche Rolle. Die Auslagerung der Arbeit betraf anfangs nur eine Minderheit. Mit der Zeit führte sie aber maßgeblich zu einer Spaltung der Arbeits- und Wohnwelt (Vgl. Popp 2025, Teil 2, Frage 2). Die zuvor im häuslichen Umfeld eingebettete Erwerbsarbeit verlagerte sich zunehmend in große Industrieanlagen und Fabriken – Orte, die laut, schmutzig und fern jeder Lebensqualität waren (Vgl. Kuhn 2025 Min.25:14). Der Fokus lag auf Effizienz, Optimierung und Produktivität, also jener Triebkräfte, die das moderne Zeitalter prägen.
Die lohnabhängige Arbeiter:innenschaft zog in die Städte, was zu einem rasanten, unkontrollierten Wachstum urbaner Räume führte. Der enorme Bedarf an Wohnraum ließ die Mieten steigen und brachte vielerorts prekäre Wohnbedingungen mit sich. Menschen lebten auf engstem Raum unter schlechten hygienischen und technischen Bedingungen. Oft teilten sich ganze Familien ein einziges Zimmer und Betten wurden im Schichtbetrieb vermietet (Vgl. Kuhn 2025 Min.28:11), (Vgl. Häußermann und Siebel 2000, S.85 ff.). Es war nicht nur die zunehmende Funktionalisierung des Raumes, sondern vor



allem seine monofunktionale Trennung, die zur neuen Norm wurde. Wohnen, Arbeiten und Freizeit wurden räumlich strikt voneinander getrennt.
Der Architekt Anh-Linh Ngo schreibt einleitend in der Arch+ Nr.244, „Das Ende des Wohnbaus“, dass Städte in die Höhe und Breite wuchsen, mit klar voneinander abgegrenzten Zonen, etwa durch Bürotürme und große Wohnsiedlungen. Diese funktionalräumliche Ordnung war Ausdruck einer kapitalistisch geprägten Produktionsweise, die die sozialen Strukturen und das gemeinschaftliche Leben in der Stadt zunehmend schwächte. Anh-Linh Ngo nennt es den „Untergang der Urbanität“ (Vgl. Ngo 2021, S.2).
Dies verdeutlicht, dass die Industrialisierung nicht nur die Arbeitswelt, sondern auch das Verhältnis von Raum, Gemeinschaft und Alltag grundlegend veränderte. Die Trennung von Arbeit und Wohnen führte zu funktionalisierten Städten, in denen das Soziale zunehmend an den Rand gedrängt wurde.

Das Wohnen und die Privatsphäre:
Die künstliche Trennung von Wohnen und Arbeiten schafft einen unerträglichen Zwiespalt im Innenleben der Menschen (Vgl. Christopher Alexander 2021, S. 54).



Wie im vorherigen Kapitel erläutert wurde, führte der Wohlstand, den die Industrialisierung mit sich brachte, auch zu einer zunehmenden Dezentralisierung des Wohnens. Das Heim entwickelte sich zunehmend zu einem Rückzugsort, einem Ort der Erholung und der Freizeit nach den anstrengenden Arbeitsstunden. Gleichzeitig begannen jedoch auch neue Hierarchien, Machtstrukturen und Rollenverteilungen innerhalb der Haushalte zu entstehen und sich zu verstärken. Große Wohnsiedlungen nahmen Form an, und die funktionale Trennung von Wohn- und Arbeitsorten führte dazu, dass Haus- und Sorgearbeit zunehmend isoliert und aus der gemeinschaftlichen Struktur herausgelöst wurde.
Die bereits erwähnte Unterscheidung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit beschreibt teilweise auch die geschlechterspezifische Arbeitsteilung, die sich aus dieser Trennung ergab. Ein zentrales Element dieser Entwicklung war auch die Küche. Die sogenannte Frankfurter Küche, als ein „perfekt optimierter Arbeitsplatz für die Frau“, wurde zu einem festen Bestandteil des modernen Haushalts (Vgl. Kuhn 2012, S.6; Pepchinski 2021, S.57). „Für den Mann war das Heim der Ort der Entspannung, für seine Gattin dagegen der Arbeitsplatz“ (Rybczynski 1987, S.159 z.n. Kuhlmann 2005, 174). So begünstigte die Trennung zwischen Wohnen und Arbeiten zunehmend auch stereotypische Geschlechterrollen.
Ein weiteres Problem dieses entwickelten Wohnmodells liegt in der Normierung des Wohnungsgrundrisses. Der typische moderne Grundriss wurde gezielt auf das Modell der „normativen Familie“ ausgerichtet, was bedeutet, dass das Wohnumfeld primär für die Bedürfnisse einer traditionellen Familie mit einem klaren, stereotypischen Familienbild optimiert wurde. Dieser „standardisierte“ Grundriss erschwert es jedoch, alternative Familienkonzepte, unterschiedliche Formen des Zusammenlebens oder individuelle Entfaltungsmöglichkeiten umzusetzen. Die klare Vorgabe jedes Raumes durch Funktion, Größe und festgelegte Raumordnung erstickt jede Form von Entfaltungsmöglichkeiten. Dagegen erweist sich beispielsweise der Typus der Gründerzeitwohnung heute als besonders anpassungsfähig und vielseitig: Durch zahlreiche Raumverbindungen, großzügigen Foyers, gleich große Zimmer und hohe Decken lassen sich diese Wohnungen problemlos an unterschiedliche Nutzungen und Lebensentwürfe anpassen.
Eine Hierarchie und klare Funktionszuweisung der Räume, etwa durch Größe oder Position, wie sie sich durch die beschriebene Entwicklung herausgebildet hat, wird laut Kuhn im 21. Jahrhundert zunehmend auch im konventionellen Wohnungsbau in Frage gestellt.
Der Versuch, Wohnen und Arbeiten strikt voneinander zu trennen, scheiterte schließlich daran, dass nur die produktive Seite der Arbeit ausgelagert wurde, während die reproduktive Arbeit noch immer primär Zuhause ungesehen stattfindet (Kuhn 2012). Der hohe Stellenwert des Individuums, der durch den kapitalistischen Wohlstand und die veränderte Weltsicht geprägt wurde, zeigt sich besonders im Bereich des Wohnens. Und genau dieser Fokus auf das Individuum hat zwangsläufig negative Auswirkungen auf die Gemeinschaft. Es folgt eine zunehmende Vereinzelung und Isolation (Vgl. Moore 2018, S.2). Insofern kann das Wohnen nicht mehr als Mittelpunkt der Lebensbeziehungen betrachtet werden, wie es ursprünglich gesetzlich vorgesehen war.
Zusammenfassend wird deutlich, wie die Industrialisierung und die Trennung von Wohnen und Arbeiten zu einer funktionalen Verarmung des Wohnens führten. Der normierte Wohnungsgrundriss, der vor allem auf eine normativen Familienstruktur zugeschnitten wurde, erschwerte es, alternative Wohn- oder Lebenskonzepte zu realisieren. Gleichzeitig gerieten die sozialen Bedürfnisse und die gemeinschaftliche Struktur zunehmend in den Hintergrund, was zu Vereinzelung und Isolation führt.

Gegenwärtiges (Zusammen)leben

Das Arbeiten, also das Schaffen selbst, bedingt ein gemeinsames und solidarischen Leben für den Menschen. Aus der Vergangenheit hergeleitet, brachte die Sesshaftigkeit und der Beginn von Besitz Trennung mit sich, eine unaufhaltsame Trennung von Gruppen, Funktionen, Geschlechtern, Orten und Tätigkeiten. Besonders das Trennen von Wohnen und Arbeiten. Der Blick in die Vergangenheit macht deutlich, dass Gemeinschaft früher selbstverständlich gelebt wurde und dass die Arbeit eine wichtige Rolle dabei spielte. Was jedoch erst im Laufe der Zeit an Bedeutung gewann, ist der Fokus auf das Individuum und die dadurch einhergehende Privatsphäre, das Bedürfnis nach Rückzug. Orte am dem das Ich sich entfalten kann und zur Ruhe kommt.

Eine Individualgesellschaft, in der Selbstentfaltung einen hohen Stellenwert hat, welche sich aus dem Privileg entwickelt hat, nicht mehr auf andere angewiesen zu sein. Die Architektin Grace Kim beschreibt in dem Artikel „Gemeinsam geht's leichter" in der Zeitschrift Baumeister, dass es wieder eine Balance zwischen „Arbeit, Sozialleben und dem individuellen Ich" herzustellen gilt (Vgl. Kim 2024, S.67). Damit unterstreicht sie die dargestellte Sichtweise, das eine Dysbalance durch die Entwicklung und Veränderung der vorgestellten Grundbedürfnisse als Bausteine des täglichen Lebens, entstanden. Die Steigerung der individuellen Grundbedürfnisse, der Wandel oder gar erst die Entstehung von monofunktionalen Wohn- und Arbeitsorten und -formen und das damit einhergehende Schwinden von gemeinschaftlichen Strukturen haben Einsamkeit und Isolation zur Folge. Aus der Trägheit bestimmter Funktionsannahmen, wie es der Architket Arnulf Lüchinger schreibt, gilt es heute die Funktion von Arbeit und Wohnen neu zu definieren (Vgl. Lüchinger 2000, S.14).

Es braucht eine ausgeglichene Kombination und Verbindung von Gemeinschaft, Privatsphäre welches an alltäglichen Orten wie dem Wohnen und Arbeit stattfindet.

„Wir müssen verstehen, wie stark die modernistische Versteinerung des Arbeitens- und Wohnens bis heute unser Leben bestimmt" (Neuwirth, 2021. ARCH+ Nr.244 S.29.)

Wenn Räume auf eine einzige Nutzung reduziert werden, wie Gerd Kuhn erzählt, nennt dies der Soziologe Peter Reinhart Gleichmann „Eine Funktionsverarmung" (Vgl. Kuhn 2025, Min.25:14). Die Lösung liegt also nicht in einer weiteren Trennung, oder tieferen Differenzierung des Raumentwurfs.
Der Soziologe Jan Spurk spricht die dem Buch „Temporäre Konzepte, Coworking und Coliving" von einer gesellschaftlichen Umbruchsphase, in der wir uns heute befinden, die sich wie wir gesehen haben auf die etablierten Arbeits- und Lebensformen bezieht. Spuk beschreibt es als einen Zustand, in dem der Mensch in Bewegung ist, ohne zu wissen, wohin er geht (Vgl. Spurk 2018, S.12). Er sagt auch, dass es in solch einer Phase schwer herauszufinden ist, was die Zukunft bringen wird, da nichts mehr sicher und dauerhaft ist (Vgl. ebd., S.15).
Auch Neuwirth vertritt die Meinung, dass Gebäude heute die meisten sozialen Wandlungen überdauern und somit eine klare und monofunktionale Nutzung überfällig ist. Es gilt, wie Anna Puigjaner, eine Architektur und Ansätze zu schaffen, die sich an die Bedürfnisse und Wandlungen unserer Zeit anpasst. Gerd Kuhn ist der Meinung, dass es eine besondere Zeit ist, in der Architekturschaffende Grundrisse nicht mehr einfach aus dicken Regelwerken kopieren. Er plädiert dafür, diese zu kritisieren und zu überarbeiten. Damit könne gezeigt werden, dass ein generelles Umdenken nicht nur im kleinen

Rahmen der zwischenmenschlichen Gesellschaft passiert, sondern dass die architektonischen neu gestellten Weichen für ein zukunftsorientiertes Miteinander eine wichtige Rolle spielen (Vgl. Kuhn 2025, Min. 28:11). Anh-Linh Ngo schreibt in der ARCH+ 244 „das Ende des Wohnbaus“, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, die durch die monofunktionale Trennung entstanden sind, dringend revidiert gehören. Er fordert dabei nicht nur Schönheitsverbesserungen der Fassaden, sondern ein generelles Umdenken (Vgl. Anh-Linh Ngo 2021, S.2).
Die Betrachtung zeigt, dass Wohnen und Arbeiten nicht getrennt voneinander gedacht werden sollen, sondern als miteinander verwobene Elemente des menschlichen Alltags verstanden werden müssen. Die monofunktionale Ordnung hat zwar Effizienz und Privatsphäre geschaffen, zugleich aber soziales Miteinander und gemeinschaftliches Zusammenleben verdrängt. Heute stehen wir vor der Aufgabe, diese Balance neu zu gestalten – Räume zu schaffen, die sowohl Rückzug als auch Begegnung ermöglichen, natürliche Begegnungen schaffen, dem Individuum Raum zur freien Entfaltung bietet und ein Überdenken von geschlechterspezifischen Raumstrukturen. Architektur wird hier nicht nur als Folge dieser dargestellten Entwicklung begriffen, sonder als Baustein und gestaltendes Element. Es gilt Ideen und Potenziale aufzuzeigen, zu experimentieren und durchzuspielen, um Alltagsorte zu schaffen in dem alle Grundbedürfnisse auf natürliche Weise ausgelebt werden können und nicht nur für das aktuelle Zeitalter.



Erste Ausbrüche monofunktionaler Strukturen

Der notwendige Wandel und eine Veränderung im architektonischen Denken sind bereits sichtbar. Zahlreiche realisierte und über Jahre erprobte Pilotprojekte, zeigen, dass Funktionen bereits zunehmend miteinander verschränkt und Räume vielseitiger gedacht werden können. Mit der Realisierung steigen auch gleichzeitig der Bedarf und das Interesse.
Das folgende Kapitel beleuchtet exemplarisch die jeweiligen Verbindungen aus den herausgearbeiteten Grundbausteinen. – Gemeinschaft, Wohnen und Arbeiten. Home Office und Hausarbeit vereint Wohnen und Arbeiten, Co-Working verbindet Gemeinschaft und Arbeit und das gemeinschaftliche Wohnen vereint Wohnen und Gemeinschaft.



Zuhause arbeiten

Home & Office, die Verbindung von Wohnen und Arbeiten. – Das Vorantreiben moderner Arbeitsformen durch die Digitalisierung hat schon lange eine neue Struktur von Arbeit ermöglicht, die eine Verbindung mit dem Wohnen mit sich bringt (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 2). Es kann ortsunabhängig, egal ob von zuhause oder jedem anderen beliebigen Ort, gearbeitet werden. Die Corona Pandemie hat uns gezeigt, wie schnell eine Veränderung passieren kann und Home Office von heute auf morgen nicht mehr weg zudenken war. Viele Vorteile wie ein flexibler Alltag, wegfallende Pendelzeiten, Arbeitsplatzstandortunabhängige Wohnungen (Vgl. Holl 2022, S.156) und die Kombination von Familienverantwortung und Hausarbeit lassen sich beschreiben. Christian Holl schreibt in der Arch+ Nr. 248 „Stuttgart, die produktive Stadt“, dass eine Etablierung von Home Office strukturell zusätzlich den Vorteil bringt, dass „je besser sich die Trennung von Wohnort und Arbeitsplatz organisieren lässt, ohne dass damit weitere Wege verbunden sind, desto attraktiver wird es, den Wohnort ganz unabhängig von der Lage des Arbeitsplatzes zu wählen“ (Holl 2022, S.156).
Die Werbung wie zum Beispiel für Billig-Telearbeit vermittelt ein idealisiertes Bild einer berufstätigen Frau von zu Hause. Sie kann alles gleichzeitig, Hörer am Ohr, Baby auf dem Arm und Kochlöffel in der Hand. Es suggeriert eine problemlose Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Doch die Realität zeigt etwas anderes. Meist führt die Überschneidung von Arbeit und Wohnen auf engem Raum dazu, dass die Grenze zwischen Anspannung und Entspannung immer undeutlicher wird (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 2). „Schließlich hat das Home Office die Wohnung, die ohnehin ein Ort der Aushandlung von verschiedenen Interessen und Bedürfnissen der Haushaltsmitglieder ist, noch weiter belastet“ (Holl 2022, S.156). Es kann zu einer schleichenden Selbstüberlastung und Ausbeutung kommen. Lucia Landenberger beschreibt beispielsweise, dass ihre Versuche, Home Office zuhause zu etablieren dazu führten, dass sie weit mehr arbeitete als im regulären Büroalltag.
Ein zusätzlich entscheidender Nachteil des Home Office liegt darin, dass der soziale Austausch mit Kolleg:innen stark eingeschränkt wird. Face-to-Face-Interaktionen sind aber oft produktiver. Der fehlende Austausch mit Kolleg:innen, der in klassischen Arbeitsumfeldern oft eine wichtige soziale und kreative Funktion hat, kann sich auch negativ auf die

psychische Gesundheit auswirken. Somit deckt das Office Zuhause meist nur einen Teil der beruflichen Tätigkeit ab.
Reinhold Popp betont, dass Home Office langfristig nicht das Ende der Trennung von Wohnen und Arbeiten bedeutet, denn viele Berufe, etwa im stationären Handel, im Tourismus oder in der Produktion, erfordern weiterhin eine Präsenz vor Ort, sei es für Kund:innen oder aufgrund physischer Arbeitsmittel (Vgl. Popp 2025 Teil 1, Frage 2.).
Es lässt sich sagen, dass die Arbeit von Zuhause in Zukunft ein wichtiger Bestandteil unseres Alltags sein wird, da vieles „für die zunehmende räumliche Flexibilisierung des Arbeitsplatzes – im Spannungsfeld zwischen dem Büro und der Wohnung“ – spricht (Popp 2025, Leitfrage 2). Die Arbeit zuhause, ob Home Office oder Hausarbeit, kann aber auch Risiken wie eine ungewollte Selbstausbeutung oder Isolation mit sich bringen.

Zusammen wohnen

Co & Home, Gemeinschaftliches Wohnen, Die Verbindung von Gemeinschaft und Wohnen – Die gesonderten Bezeichnungen für gemeinschaftliche Wohnformen werden als unkonventionell und andersartig empfunden und müssen oft gesondert begründet und erklärt werden. „Seit der Industrialisierung bedeutet gemeinschaftliches Wohnen immer eine betont andere und besondere Art des Wohnens“ (Schmid, 2024, S.10).
Im Gegensatz dazu bedarf das konventionelle und individuelle Wohnen in der Familie oder allein oft keiner Erklärung, da es aus der scheinbar logischen Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen entstanden ist (Vgl. Schmid 2024, S.19). Wie der Stadtforscher und Soziologe Hartmut Häusermann in dem Buch „Soziologie des Wohnens schreibt und in den vorherigen Kapiteln erläutert wurde, entwickelte sich der Begriff des privaten Wohnens aus einer zuvor natürlich gemeinschaftlich genutzten und belebten Lebensweise, die keiner gesonderten Bezeichnung bedurfte (Vgl. Häußermann und Siebel 2000, S.53). Erst in den 70er Jahren kam durch die erhöhte Nachfrage individueller Wohnformen und dem daraus resultierenden Wunsch nach Gemeinschaft das gemeinschaftliche Wohnen als gesonderte Definition auf (Vgl. Kuhn 2012, S.5).
Aus der beschriebenen Annahme von Reinhold Popp, dass man gemeinsam ist, sobald man nicht allein ist, lässt sich die Annahme aufstellen, gemeinschaftlichen Wohnens passiere in jeder Wohnung mit mehr als einer Person. Doch der Begriff des gemeinschaftlichen Wohnens beschreibt vielmehr eine andersartige Form des Wohnens.
Gerd Kuhn definiert gemeinschaftliche Wohnformen als die Interaktion zwischen Individuen, die meist mit einer kommunikativen Sehnsucht verknüpft ist (Vgl. Kuhn 2012, S.5).
Die verschiedenen Formen des gemeinschaftlichen Wohnens unterscheiden sich in Größe, Bedürfnissen und Altersgruppen. Beispielsweise gibt es Baugruppen, gemeinschaftliche Wohnprojekte, Mehrgenerationenhäuser, Clusterwohnen, Kommunen oder genossenschaftliches Wohnen. Sie alle teilen das gleiche Grundprinzip, dass die Grenze zwischen privat und gemeinschaftlich genutzter Fläche individuell an die Gemeinschaft angepasst gezogen wird. Die Grenzen müssen oft erst herausgefunden werden und im Alltag erprobt werden (Vgl. Schmid 2024, S.22).
Ein großes Problem von gemeinschaftlichem Wohnen sieht Julia Wieger darin, dass immer ehrenamtliche Arbeit geleistet werden muss, die meist mehr oder weniger getan und anerkannt wird (Vgl. Wieger 2025, Min.15:49).
Spezifisch entworfene Wohnformen für mehr Gemeinschaft verdeutlichen den hohen Bedarf und das wachsende Bedürfnis nach kollektiver Vernetzung und sozialem Austausch. Gleichzeitig wird deutlich, dass gemeinschaftlich genutzte Räume auch Herausforderungen mit sich bringen: In dem Moment, in dem unterschiedliche Bedürfnisse, Erwartungen oder Vorstellungen von Teilhabe aufeinandertreffen, können diese Flächen zu potenziellen Konfliktzonen werden. Für eine erfolgreiche Umsetzung solcher Projekte ist häufig eine bereits bestehende Gemeinschaft entscheidend, die zusammen eine für sie stimmige räumliche Struktur entwickelt. Problematisch wird es jedoch, wenn sich diese Strukturen im Laufe der Zeit verändern, sei es durch das Älterwerden der Bewohner:innen oder den Auszug erwachsen gewordener Kinder. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist die Sargfabrik in Wien, einst ein Vorzeigeprojekt gemeinschaftlichen Wohnens, das heute genau mit diesen Entwicklungen konfrontiert ist.
Durch den Blick der Kombinationen wird sichtbar, dass bereits ein Aufbruch monofunktionaler Strukturen passiert. Alle Verbindungen zeigen jedoch eine sehr spezifische und nutzungsdefinierte Struktur. Zusätzlich ist in allen Aspekten die Verantwortung der jeweiligen Nutzer:innen deutlich geworden, besonders bei gemeinschaftlichen Projekten.

Zusammen arbeiten

Co & Office, die Verbindung von Arbeiten und Gemeinschaft – Kopräsenz statt allein zu arbeiten ist das Konzept von Co-Working (Vgl. Merkel 2018, S.33). Wie in vorherigen Kapiteln hergeleitet wurde, verbindet uns die Arbeit. Im Durchschnitt verbringt der Mensch ein Drittel seines Lebens in der Arbeit (Vgl. European Employment Agency 2024). Der Arbeitsplatz ist nicht nur ein funktionaler Ort, sondern auch ein sozialer Ort des Austausches (Vgl. Popp 2025, Leitfrage 3). Bei der Entstehung vieler neuer Arbeitsformen durch das Ansteigen selbstberuflicher oder selbstständiger Erwerbsverhältnisse ist das Modell von Co-Working weit verbreitet (Vgl. Merkel 2018, S.33). Co-Working beschreibt das temporäre, flexible und unabhängige Nebeneinanderarbeiten Vgl. (ebd., S.35). Die räumlichen Angebote bieten oft zusätzlich Besprechungsräume und andere notwendige Infrastrukturen, die firmenunabhängig gemietet werden können. Als Vernetzungsmöglichkeit wird ein Arbeiten nebeneinander oder miteinander in einer produktiven Arbeitsumgebung gebaut. Christian Holl beschreibt in der Arch+ Nr 248 „Die Zukunft der Arbeit“, dass eine Auslagerung von Arbeit in fußläufig erreichbare Ladenlokale nach dem Shared-Desk-Prinzip, also die Verlagerung von Home Office in kleine Gemeinschaften in der Nachbarschaft, viele Herausforderungen lösen könnte (Vgl. Holl 2022, S. 156). Lucia Landenberger berichtet dagegen von Schwierigkeiten: Sie hatte einmal einen Arbeitsplatz in einem Gemeinschaftsbüro, empfand die Umgebung aber als zu laut und ablenkend, was ihre Konzentration und Produktivität beeinträchtigte. Julia Wieger betont, dass sie anfangs plante das Angebot des Gemeinschaftsbüros in ihrem Wohnprojekt zu nutzen, jetzt aber kaum dort arbeitet, da es keine gemütliche Atmosphäre habe (Vgl. Wieger 2025, Min. 51:42).
Diese Beispiele zeigen, dass Co-Working trotz seiner sozialen und praktischen Vorteile nicht für alle Arbeitstypen und individuellen Bedürfnisse geeignet ist. Während es für die einen eine willkommene Alternative zum Home Office darstellt, bevorzugen andere ruhigere oder persönlichere Arbeitsorte.

Monofunktionalität aufheben

Ein naheliegender Ansatz, monofunktionale Strukturen aufzubrechen, ist die Multifunktionalität, die Überlagerung aller Funktion. Die Kombination von Gemeinschaft, Arbeit und Wohnen.



Überlagerung aller Funktionen

Ein Beispiel hierfür ist das „Co-Housing“ Konzept. Es gibt Wohnungen, Arbeitsplätze und gemeinschaftlich genutzte Flächen, wie beispielsweise die Gemeinschaftsküche, Terrassen, Schwimmbäder, Kinos, Bibliotheken, Tauschregale, Werkstätten, Gärten oder andere Räume.
Ein gelungenes Projekt hierfür ist das Wohnhaus von „Schemata Workshop“ in Seattle. Es ist ein Haus, das genau für diese Nutzung entworfen wurde. Die Architektin, Mitgründerin und Bewohnerin des Projektes Grace Kim erzählt in einem Interview der Zeitschrift „Baumeister“, dass es die Chance erhöhen würde, mit „anderen Menschen außerhalb des eigenen Haushaltes in Kontakt zu kommen“ (Kim 2024, S.66). Auch Martina Baum und Martin Vogl beschreiben in dem Buch „Täglich“ die Bedeutung der Überlagerung.

„Das Räumliche Konzept der Raum- und Nutzungsüberlagerung ermöglicht [es] Einzelpersonen wie auch Gruppen zusammenzukommen“ (Baum und Vogl 2022, S.3).

Diese Form der Funktionsüberlagerung bedarf jedoch die aktive Einbringung der Bewohner:innen und eine engagierte und aktive Hausgemeinschaft. Denn das Instandhalten und pflegen der gemeinschaftlich genutzten Räume, wie Lucia Landenberger erzählt, wirft das größte Konfliktpotenzial auf (Vgl. Landenberger 2025, Min. 20:01). Gemeinschaft wird von den Menschen selbst geschaffen. Das Einbringen von allen wird durch jedes einzelne Interesse geprägt, und dieser eigenverantwortliche Ansatz kann kaum von außen, – beispielsweise der Architektur – appliziert werden (Vgl. Schmid 2024, S.22). Laut Gerd Kuhn hängt es nicht unbedingt von den Räumlichkeiten, sondern vielmehr von den zwischenmenschlichen Beziehungen und der Eigeninitiative ab, ob mensch mit ihren / seinen direkten Nachbar:innen oder mit den Nachbar:innen zwei Häuser weiter besser befreundet ist. Architektur kann das Zusammenleben zwar stärken, jedoch nicht schaffen. Wenn es zwischenmenschlich nicht stimmt, kann der Gemeinschaftsraum noch so schön sein, es wird keine Gemeinschaft entstehen, weil sich jede:r lieber in ihre / seine Privaträume zurückzieht (Vgl. Kuhn 2025, Min. 17:38). Es braucht Orte, „die zufällig oder absichtlich Begegnungen untereinander ermöglichen“ (Jäger u. a. 2022, S.94). Das folgende Kapitel stellt zwei Ansätze vor, die sich im Verlauf dieser Recherche als zentrale Möglichkeiten herauskristallisiert haben, um das alltägliche Zusammenleben „räumlich“ zu gestalten, unabhängig von spezifischen Nutzer:innen oder gemeinschaftlichen Modellen. Diese Ansätze zeigen, wie Architektur durch räumliche Gestaltung Monofunktionalität aufheben und stattdessen Offenheit, Begegnung und Vielfalt ermöglichen kann.

Der Zwischenraum

Als zweite Möglichkeit der Verbindung liegt der Fokus auf den Bereichen zwischen den einzelnen Tätigkeiten und Raumfunktionen, den sogenannten Zwischenräumen.



Fokus auf den Zwischenraum

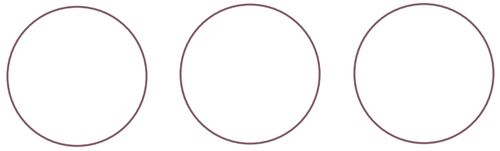
Diese sollten, so Gerd Kuhn, einen besonderen Stellenwert bekommen und so gestaltet werden, dass Gemeinschaft automatisch durch Überschneidungen im Alltag entsteht. In diesem Ort liegt, „der Humus von Gemeinschaft“ (Vgl. Kuhn 2025, Min.1:04:08). Die starre Betrachtung von privat und öffentlich, von wohnen und arbeiten, lässt uns übersehen, welches Potenzial dazwischen liegt. „Individualität und Gemeinschaftlichkeit werden in den Räumen zwischen dem gänzlich Privaten und dem vollends Öffentlichen immer wieder neu austariert“ (Juppien 2022, S.7) Der Architekt Dietmar Eberle schreibt in dem Buch „Eine Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens“, dass gemeinschaftliches Wohnen sich zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen befindet (Vgl. Eberle 2024, S. 7). Auf den Alltagswegen, von der einen zur anderen Nutzung, passieren unterschiedlichste Begegnungen, Blickbezüge und Unvorhergesehenes. Gerd Kuhn nennt dies die „sozialen Ligaturen“ (Vgl. Kuhn 2025, Min.1:03:33). Das Verkümmern von Verkehrsflächen, so Kuhn, hat zu Folge dass keine Begegnungen stattfinden (Vgl. Kuhn 2012, S.3). Auch Alexander schreibt, „Strassen sollten zum Verweilen einladen und nicht nur, wie heute üblich, zum durchwegen“ (Alexander S. 636). Martina Baum und Markus Vogl beschreiben die Begegnung als Voraussetzung für ein gelungenes Zusammenleben (Vgl. Baum und Vogl 2022, S.6). Lucia Landenberger sagt auch, dass es viel wichtiger sei, die natürlichen Wege des Alltags zu analysieren und diese sich bewusst überschneiden zu lassen und Blickbezüge herzustellen, durch kleine Interventionen wie eine Bank am Briefkasten oder Platzsituationen und Nischen (Vgl. Landenberger 2025, Min. 35:25).

Der Zwischenraum, als „bewegende Schwelle“, wie Baum und Vogl es bezeichnen (Vgl. Baum und Vogl 2022, s196 f.), zeigt, dass dieser Ort unterschiedlich betrachtet werden kann. Ein Raum der unendlich klein oder unendlich groß sein kann, sein Maß verrät nichts über die Nutzung oder seine Nützlichkeit. Ein Raum der heute oft gänzlich verpönt und in der Architektur in Form von Erschließung minimiert wird. Erschließungsflächen sind unnötige Kosten und unnötig gebauter Raum. Doch zwischenmenschlich betrachtet, bildet er eine wichtige Basis oder wie Kuhn sagt, den „Humus“ der Begegnung. Bei diesen alltäglichen Begegnungen lässt sich das Prinzip der Wahlmöglichkeit aufgreifen. Automatische Begegnungen, führen zu einem Gefühl der Zugehörigkeit, lässt aber immer offen, wie intensiv die Begegnung stattfinden soll. Es braucht eine Überlappung von Alltagswegen, „um sich zu sehen und sich über den Weg zu laufen“ (Baum und Vogl 2022, S.3).



Funktionsaufhebung

Auflösung der Funktion – Eine letzter Aspekt der Verbindung ist die Aufhebung aller Funktionen.



Entfunktionalisierung

Das Gespräch mit dem Architekten Werner Neuwirth beleuchtet diesen Blickwinkel und ergänzt diese Arbeit mit dem Thema der Neutralität. Er stellte zu Beginn des Interviews in Frage, ob sich aus der Analyse des sozialen Gefüges Architektur ableiten lasse. Auch die drei Grundbausteine sehe er kritisch. Neuwirth betont, dass Sprache nicht nur beschreibt, sondern auch festlegt und beeinflusst. Begriffe in der Architektur, ähnlich wie in der Politik oder Werbung, sind oft dehnbar und erfassen die Vielschichtigkeit von Räumen und deren Nutzung nicht immer treffend. Seiner Meinung nach ist es allein herausfordernd, Prozesse und Handlungen zu definieren, da sich diese auch immer ändern. Er stellt in Frage, ob sich soziale Prozesse in die Architektur übertragen lassen, gerade wenn Gebäude Jahrhunderte überdauern und die Nutzung sich schneller wandelt (Vgl. Neuwirth 2025, Min.3:08). Werner Neuwirth versucht, Nutzungs- und Lebensbilder zu relativieren, indem er jede Nutzung als das Aufhalten in einem Raum beschreibt. Die Idee des leeren Raums findet sich auch in der künstlerischen Praxis von Franz Erhard Walther wieder. In seinen Arbeiten bleiben Bilder und Formen bewusst offen und leer, sodass erst die Betrachter:innen durch ihre Wahrnehmung und Interaktion die Werke mit selbst geschaffenen Vorstellungen füllen. In einem Interview betont Franz Erhard Walther, wie wichtig die Form sei, um die richtige Anregung und Fantasie zu ermöglichen. Als Beispiel nennt er den abstrahierten Umriss einer Vase – eine Form, die sowohl eine Vase als auch einen Körper darstellen könnte (Vgl. Walther 2018, S. 7).
Übertragen auf die Architektur bedeutet dies, Räume leer und unabhängig von einer festgelegten Nutzung zu entwerfen, um nicht alles vorzugeben, sondern durch Offenheit und Freiraum unterschiedliche Interpretationen und Aneignungen durch die Nutzerinnen zu ermöglichen. Die Annahme der Funktionsaufhebung, die nicht mehr vorschreibt, ob gearbeitet oder gewohnt wird, lässt jedoch die Beantwortung der Frage des Zusammenlebens offen.
Das Atelierhaus „C.21“ in Wien von Werner Neuwirth spiegelt seinen architektonischen Ansatz wieder. Ein Haus, dem keine spezifische Nutzung zugrunde liegt. Die Räume weisen durch eine verschachtelte Geometrie auch ins Dreidimensionale, viele Qualitäten durch verschiedene Raumhöhen und -Größen auf. Es gibt in jedem Raum einen möglichen Anschluss für eine Küche. Die Grundrissgrößen sind unterschiedlich und ermöglichen allerlei Nutzungen. Werner Neuwirth beschreibt es als „Arbeitsräume in der Dimension von Wohnen“ (Neuwirth Min.13:35). Die Neutralität in Grundrissen greift auch die Architektin Anna Puijaner in einem Projekt in Barcelona auf, sie entwirft Grundrisse, die aus vier gleich großen Räumen bestehen. Alle Räume sind mit einer zentralen kleinen Küchenzeile verbunden. Gleichzeitig sind sie alle durch Türen verbunden und lassen somit eine flexible Nutzung zu (Vgl. Puigjaner 2021, S.76, ff.)

Teil 2 • Projektentwurf

Meine Reise blieb zunächst theoretisch, bis ich vor diesem riesigen Koloss eines Gebäudes stand: einer eingemauerten, leer stehenden Justizvollzugsanstalt am Stadteingang von Landshut. Fünf Stockwerke hoch, mit kleinen, vergitterten Fenstern und einer düster anmutenden Fassade, lag es schwer und still vor mir. Kein Hauch von Leben erfüllte das Gelände – und doch erkannte ich eine gewisse Schönheit in den Mauern. Oder war es das Potenzial, das mich so fesselte?

Ich begann zu träumen – davon, diesen Ort zu verwandeln: in einen Raum, an dem Gemeinschaft im alltäglichen Zusammenleben auf natürliche Weise entsteht.

Bestand

Ein denkmalgeschütztes ehemaliges Gefängnis, erbaut im Jahr 1905, thront förmlich vor der Stadt Landshut. Über Jahrzehnte hinweg war es in Betrieb, doch dann entsprach es nicht mehr den erforderlichen Standards und schloss 2008. Eine neue und größere Justizvollzugsanstalt wurde außerhalb der Stadt erbaut. Das alte Gefängnis sollte abgerissen werden, im letzten Moment schaltete sich das Denkmalamt ein und verhinderte den Abriss.

Ob die Zeit, die Tauben oder die verwunderliche Zwischennutzung als Klub dem Gebäude den größten Schaden zugefügt hat, fest steht: Dieses Haus muss wiederbelebt werden. Im Jahr 2021 wurde ein Europan-Wettbewerb ausgeschrieben, der kreative Ideen, visionäre Konzepte und neue städtebauliche Ansätze hervorbrachte. Daraufhin wurde 2024 eine Machbarkeitsstudie durchgeführt, die verschiedene Nutzungsmöglichkeiten untersuchte und zu dem Schluss kam, dass eine Kombination von Wohnen und Arbeiten oder eine Hotelanlage die realistischsten Optionen einer Neuaktivierung sind. Eine Nachverdichtung zur besseren Eingliederung ins Stadtgefüge wird auch vorgeschlagen.

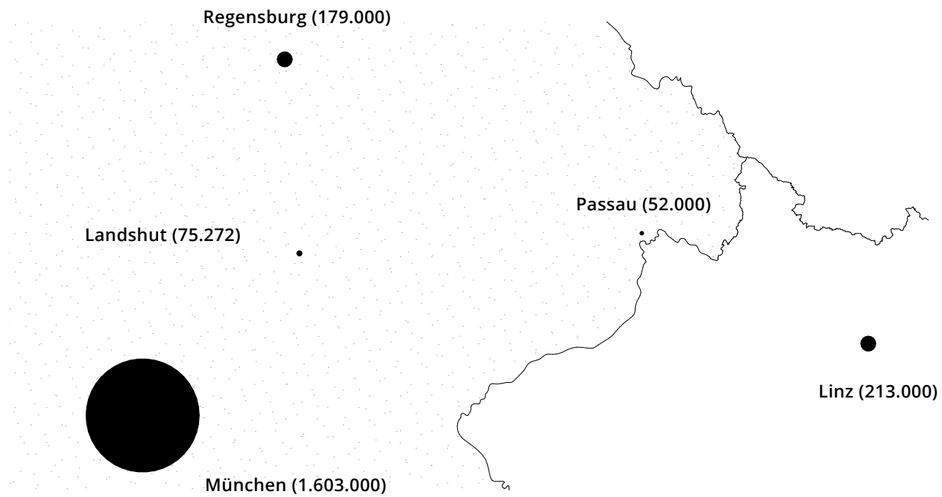


Landshut liegt im Südosten von Deutschland.

Städtebauliche Situierung

Die niederbayerische Stadt Landshut beeindruckt mit ihrem historischen Charme und einer der schönsten Altstädte Deutschlands.
Zahlreiche gut erhaltene Denkmäler und prächtige Bürgerhäuser zeugen von der langen Geschichte der Stadt. Besonders hervorzuheben ist die St.-Martins-Kirche, deren 140 Meter hoher Turm die höchste aus Backstein erbaute Kirche der Welt ist. Der Diplom Restaurator Thorsten Weil, erzählt mir, das die Altstadt aus zwei Teilen besteht, während die eine Hälfte mit ihren Gebäuden aus dem 16. Jahrhundert den mittelalterlichen Glanz bewahrt, spiegelt die andere Seite aus dem 18. Jahrhundert eine barocke Epoche wieder (Vgl. Weil. 2025). Die Isar fließt mitten durch die Stadt und prägt mit ihren Uferlandschaften und umliegenden Seen das Stadtbild.
Landshut liegt südöstlich von Deutschland im Bundesland Bayern zwischen München, Regensburg und Passau und hat 75.272 Einwohner:innen (Statista, 2025). Im Nordosten von Landshut liegt die Grenze zu Tschechien und im Südosten zu Österreich.

Die dargestellten Städte im unteren Schaubild sind in Relation zur Einwohner:innenzahl dargestellt.





Projektstandort

Ehemaliges
Amts- und Landgerichtsgefängnis

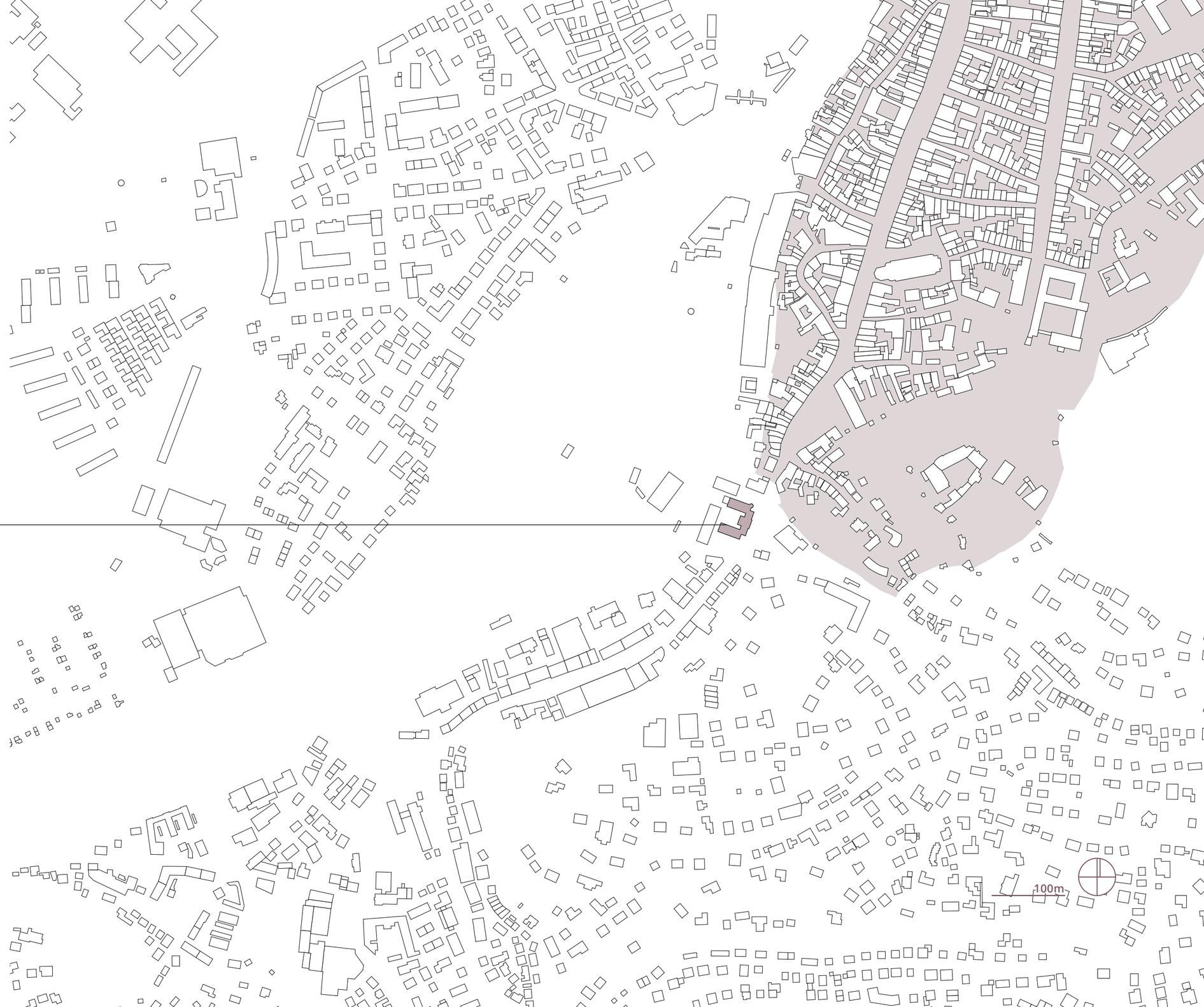
Neue JVA (seit 2012)

Schwarzplan, Landshut, M1:25.000.



Projektstandort

Ehemaliges
Amts- und Landgerichtsgefängnis



Altstadt

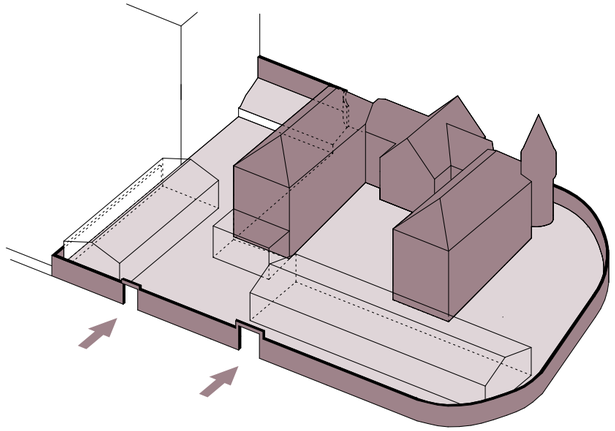
Schwarzplan, M1:5000.



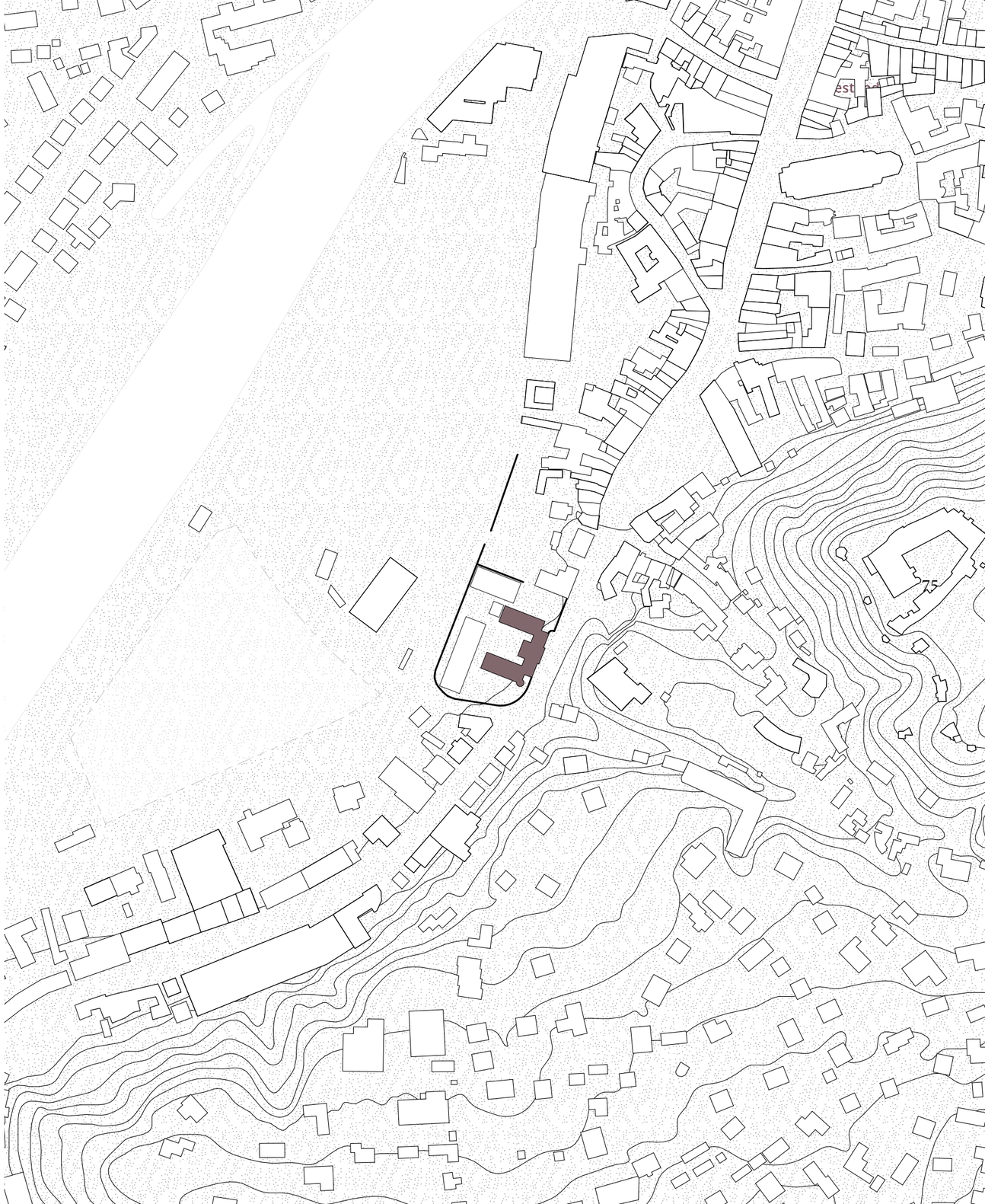
Projektstandort vor der Erbauung des ehemaligen Amts- und Landgerichtsgefängnis

1. Abb.:1. Historische Stadtkarte, Landshut, 1810.

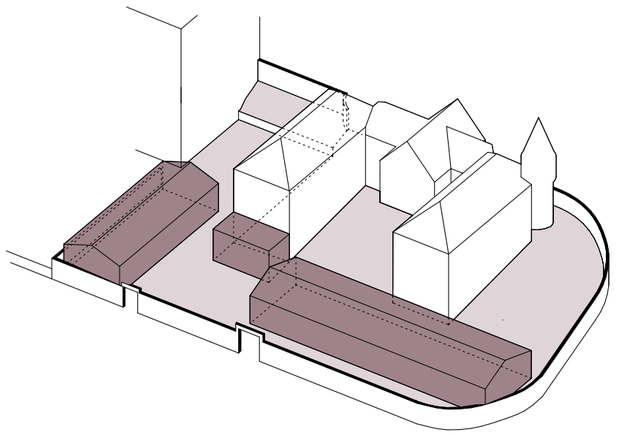

Einbahnstraße



Denkmalgeschütztes Ensemble.



Grünplan, M1:5000.



Temporäre Nutzung der Hoffläche durch Flüchtlingsunterkünfte, vorgesehen bis 2026.



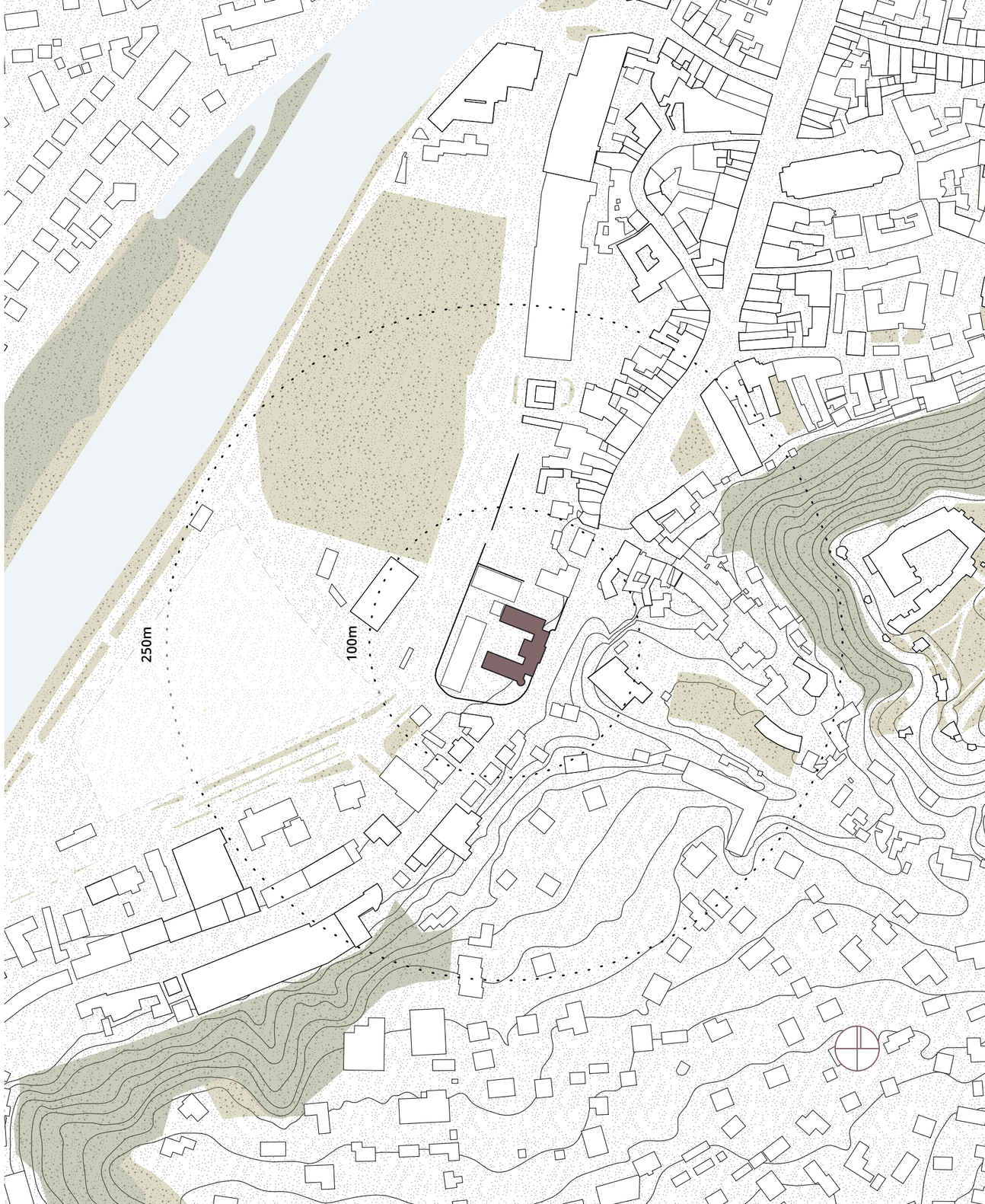
Landschaftsraum

Das Gebäude zeichnet sich durch eine markante Silhouette aus und liegt am Hang zum Isarufer. Dadurch erhebt es sich förmlich über die Stadt und die Burg Traunitz, was seine Präsenz im Stadtbild besonders betont. „Die herrliche Ansicht der Burg wird getrübt von der Ansicht des Gefängnisses“, so Bernd Friedrich, Stadtrat in Landshut, in einem Beitrag über die neue Flüchtlingsunterkunft (Bernd Friedrich 2017, ab Min. 3:30). Die weitere Stadtentwicklung orientierte sich am Gefängniskomplex, sodass sich das Straßennetz im Laufe der Zeit um die Anlage herum formte.

Das Entwurfsgrundstück befindet sich in einer topografisch prägnanten Übergangslage zwischen der dichten, kleinteiligen Altstadt und den umgebenden, jüngeren Stadtstrukturen. Das Gelände spannt sich zusätzlich zwischen dem ansteigenden Hang und der breiten Uferzone der Isar auf, wodurch ein deutlich spürbarer Höhenunterschied von sechs Metern entsteht, der die räumliche Wahrnehmung und Identität des Ortes wesentlich prägt.

Die nahegelegene Altstadt bildet den historischen Ausgangspunkt der städtebaulichen Entwicklung. Ihre dichte, verwobene Struktur prägt den Stadtkern von Landshut. Im Zuge späterer Wachstumsphasen und Nachverdichtungen entstanden im direkten Umfeld Wohnhäuser, die mit ihrer offeneren Typologie einen deutlichen Kontrast zur kompakten Altstadt bilden.

Entlang der Isar erstreckt sich ein wertvoller Naherholungsraum, der zugleich als Überschwemmungsgebiet dient und damit eine wichtige ökologische Pufferzone bildet. Weitläufige Grünflächen, ein Park mit altem Baumbestand sowie ein durchgehender Rad- und Fußweg begleiten das Ufer und schaffen eine grüne Verbindung zwischen Stadt und Landschaft.

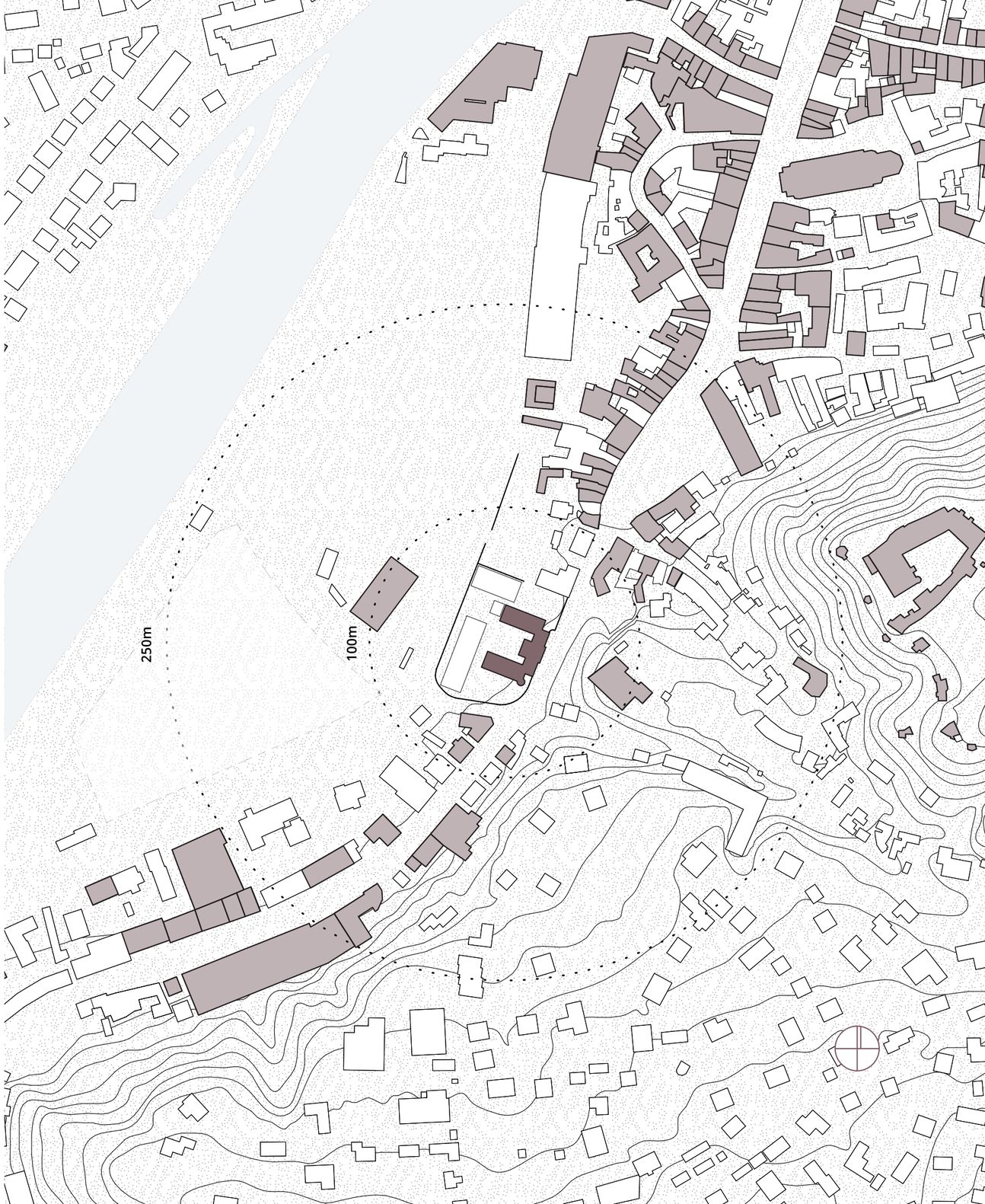


Grünplan, M1:5000.

Nahversorgung

Die dicht bespielte und stark frequentierte Altstadt ist geprägt von Restaurants, Einzelhandelsgeschäften und einer Vielzahl weiterer Angebote. Sie ist die Anlaufstelle für Tourist:innen und Bewohner:innen für den alltäglichen Bedarf.

Mit dem Wachstum der Stadt entlang der auswärtigen Münchnerstraße entstanden größere Einkaufsstandorte in unmittelbarer Nähe des Entwurfsgrundstücks. Durch die in der Grafik farbliche Hinterlegung aller Gebäude, die eine Funktion in der Nahversorgung übernehmen, wird deutlich, dass das Entwurfsbaufeld genau dazwischen liegt. Diese Lage bedeutet einerseits, dass das Gebiet sich an die bestehende Infrastruktur angliedern kann, da zahlreiche Anlaufstellen in unmittelbarer Nähe liegen. Andererseits besteht das Potenzial, bestehende Lücken zu schließen und durch zusätzliche Angebote einen klaren Mehrwert für das Umfeld zu schaffen. Als Schnittstelle zwischen beiden Angebotsbereichen.



Nahversorgung, M1:5000.

Ein Ort des Ankommens

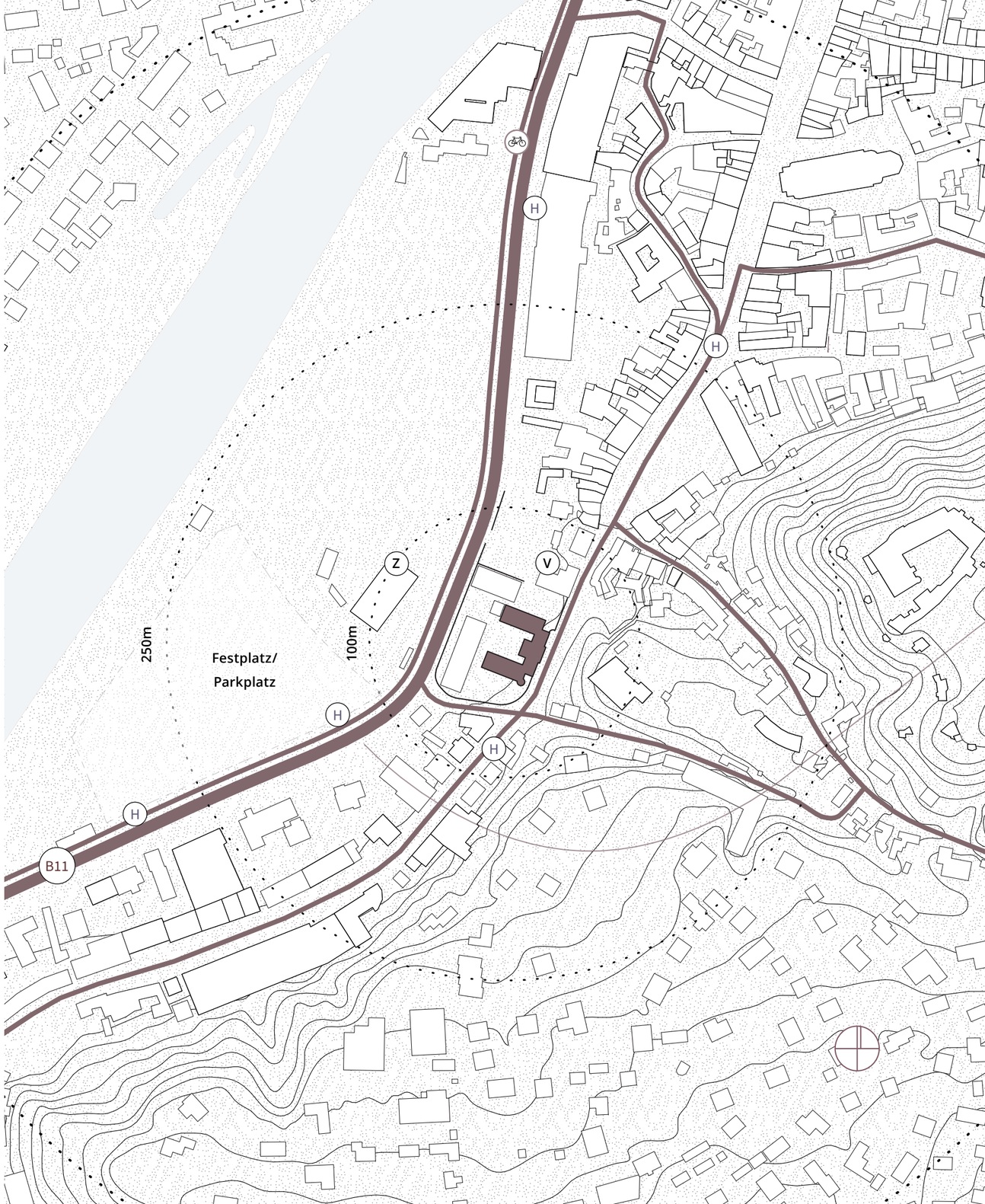
Ein prägender Ort des Ankommens entsteht durch den großen Parkplatz unmittelbar vor dem Entwurfsgelände – eine Fläche mit rund 1000 Stellplätzen, auf dem für einen Euro pro Tag geparkt werden kann. In nur drei Minuten ist die historische Innenstadt, entlang des Entwurfsgrundstücks, bequem zu Fuß erreichbar.

Der Parkplatz dient nicht nur als Abstellfläche für Autos, sondern verwandelt sich regelmäßig in eine Bühne: Während der Landshuter Hochzeit, die alle vier Jahre stattfindet, wird er zur zentralen Veranstaltungsfläche. Es ist ein historisches Ereignis, das an die Hochzeit von Herzog Georg und Königstochter Hedwig im Jahr 1475 erinnert. Seit 1903 wird dieses Ereignis als farbenprächtiges Spektakel nachgespielt, das internationale Aufmerksamkeit auf sich zieht und die Stadt in dieser Zeit mit Besucher:innen überflutet (Vgl. Die Förderer e.V., online). Direkt neben dem Parkplatz steht das große Gebäude des Zeughauses (Z), in dem alle Requisiten, Kutschen und Kostüme für die Landshuter Hochzeit gelagert werden. Eine Verkäuferin aus der Stadt erzählte mir, wie aufregend es früher war, auf dem Weg zur Hochzeit die jubelnden Rufe der Gefängnisinsassen zu hören, die an den Fenstern standen und das Fest mitfeierten – ein Moment, der die ganze Stadt verband.

Das gesamte Entwurfsgelände ist von einer Mauer umschlossen und wird an drei Seiten von Straßen eingefasst. Auf der Seite ohne Straßenanbindung steht das ehemalige Landesgericht, heute wird dieses Gebäude von der Regierung von Niederbayern als ein Verwaltungsgebäude (V) verwendet.

Anbindung

Das Gelände ist auf drei Seiten durch Straßen erschlossen: Im Osten verläuft die Bundesstraße B11 – die Wittstraße – welche das Areal von der Isarpromenade trennt. Im Westen führt die ruhigere Innere Münchener Straße direkt in die Innenstadt und vorbei am ehemaligen Münchner Tor. Diese beiden Achsen markieren zugleich den Übergang zwischen Altstadt, Verkehrsraum und Landschaftszone. Zwei Bushaltestellen direkt vor dem Entwurfsgelände gewährleisten eine gute Anbindung an das öffentliche Netz und ermöglicht eine bequeme Erreichbarkeit des Areals – sowohl aus der Innenstadt als auch aus den umliegenden Stadtteilen. Der Hauptbahnhof liegt rund 2.2 Kilometer entfernt und ist mit dem Bus in nur etwa sieben Minuten zu erreichen.



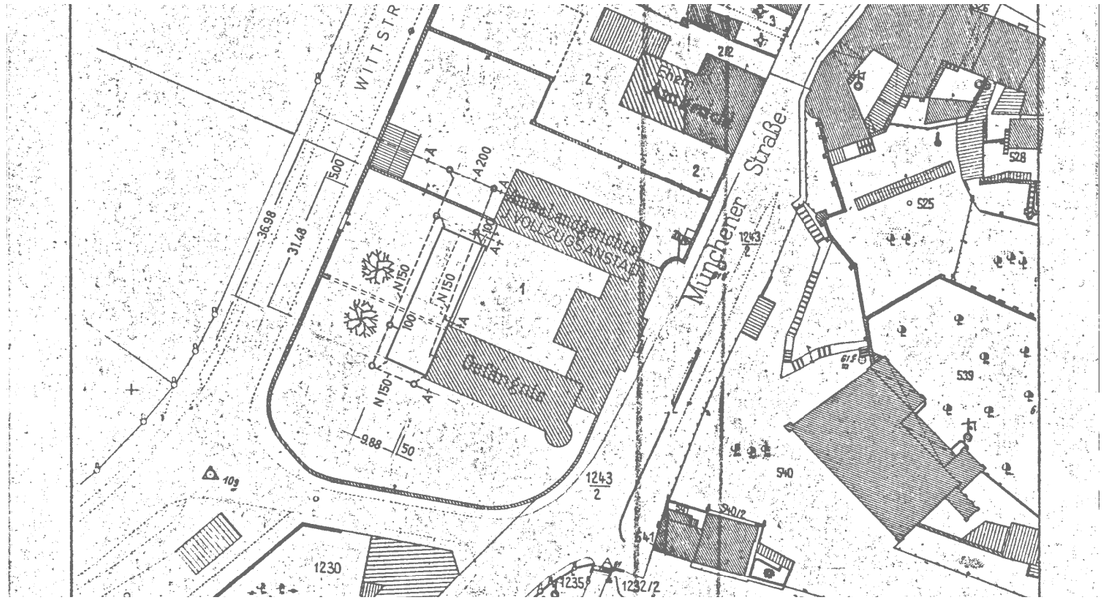
Verkehrsachsen, M1:5000.

Bestandsaufnahme

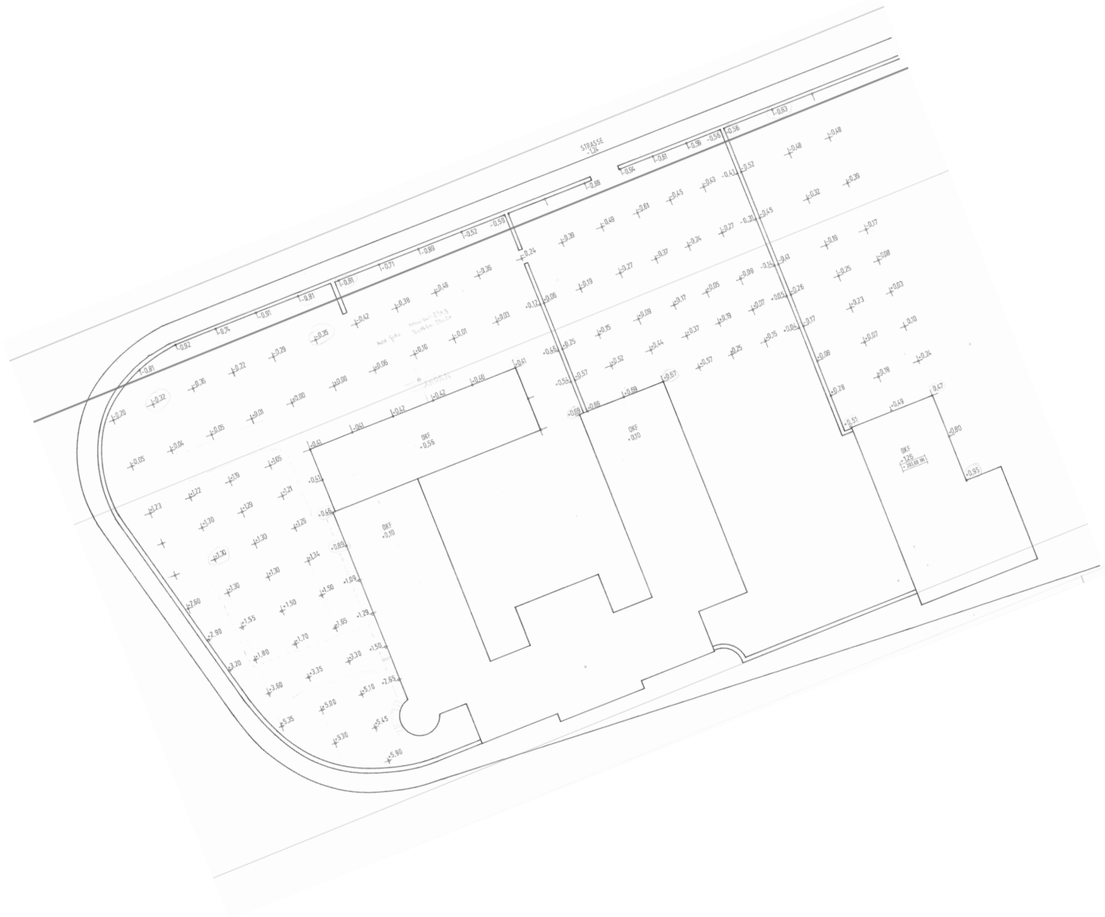
Die Anlage ist als symmetrische Dreiflügelstruktur konzipiert, deren klar gegliederte Baumassen von einem zentralen Kopfbau mit seitlich ausgreifenden Zellentrakten bestimmt werden. Der Mittelbau fungierte ursprünglich als Verwaltungs- und Eingangsbereich, während die beiden rückwärtigen Flügel die Haftzellen aufnahmen. Der asymmetrisch angeordnete Treppenturm an der Südostecke setzt einen städtebaulich wichtigen Akzent. Er markiert – nach dem Abbruch des Münchener Tors im 19. Jahrhundert – den neuen südlichen Zugang zur Altstadt und verleiht dem Baukörper eine charakteristische vertikale Betonung (Vgl. Bayrisches Landesamt für Denkmalpflege. 2013, S. 29). Das Gebäude ist ein verputzter Ziegelbau mit einer klaren, beinahe monotonen Fassadengliederung und einem Dach aus roten Biberschwanzziegeln. Der Bau verzichtet weitgehend auf dekorative Elemente und folgt damit den Prinzipien einer funktional geprägten Reformarchitektur des frühen 20. Jahrhunderts. Lediglich der straßenseitige Mitteltrakt zeigt mit betonten Baugliedern, Schopfwalmdach und rundbogigen Fenstern eine leicht repräsentative Note, die die Eingangs- und Verwaltungszone hervorhebt (ebd. S.30).

2. Abb.:Lageplan Bestandsmappe

3. Abb.:2. Bestandsmappe, Lageplan, 1975.





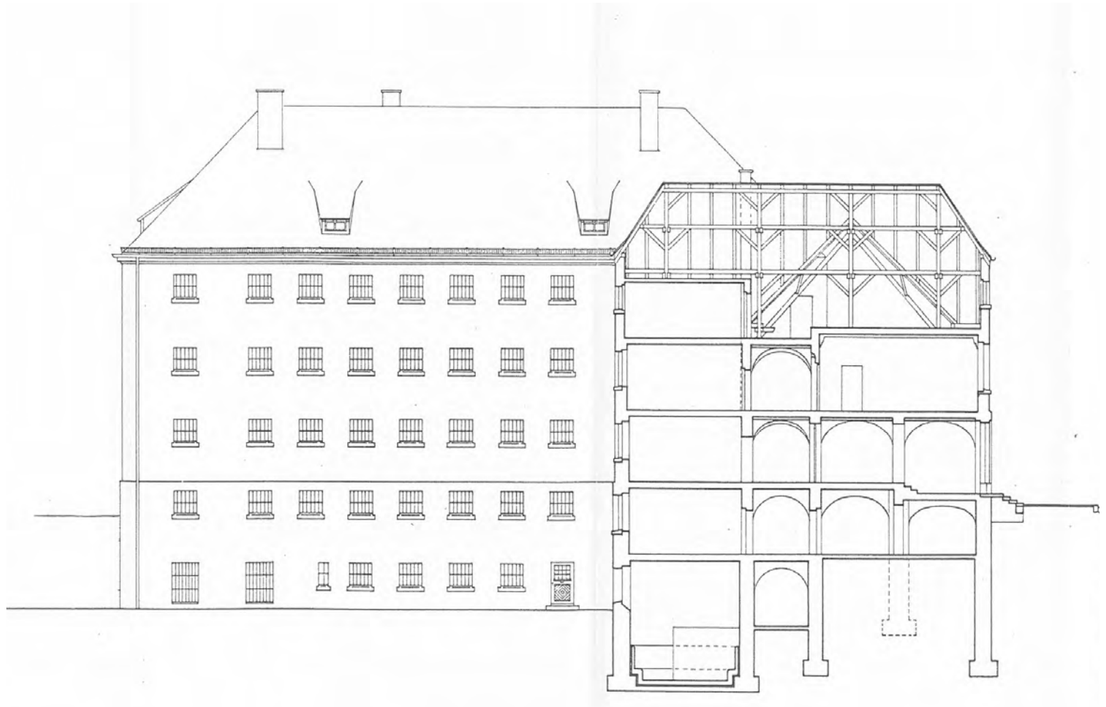


4. Abb.:3 Höhenmessung, Bestandsmappe.



5. Abb.:4. Ansicht Süd-Ost, Bestandsmappe.





6. Abb.:5. Schnitt, Bestandsmappe.



7. Abb.:6. Ansicht Süd-West, Bestandsmappe.



Gebäudestruktur

Die Konstruktion verdeutlicht das Bestreben, wirtschaftlich zu bauen und zugleich einen hohen Sicherheitsstandard zu gewährleisten. Die Innen- und Außenwände bestehen aus Ziegelmauerwerk in unterschiedlichen Verbänden. Im unteren Bereich ist die Bestandswand 75 Zentimeter die sich nach oben auf 45 Zentimeter verjüngt. Die Geschossdecken sind überwiegend als Verbundkonstruktionen aus Ziegel und Eisen ausgeführt, sogenannte „Steineisendecken“, die auf den tragenden Seitenwänden aufliegen. Diese Bauweise bot eine für die Zeit fortschrittliche Kombination aus Stabilität und Wirtschaftlichkeit. Zierbögen im Flurbereich, sind nicht konstruktiv. In der durchgeführten Machbarkeitsstudie werden die Decken als großes Problem beschrieben. Die Stahlträger sind alt und müssen geprüft werden, ob sie die Last einer neuen Gebäudenutzung tragen können. (Vgl. Machbarkeitsstudie, Wilhelm Architekten. 2024).

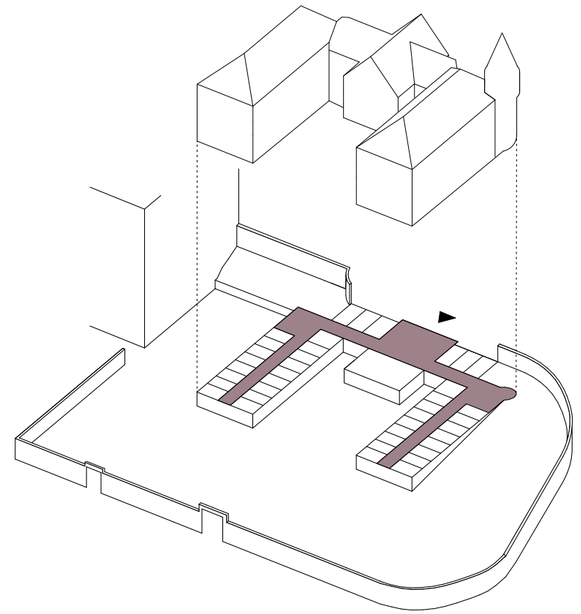
Innenraum

Während der Besichtigung des Gebäudes erklärt mir Eberhard Dahme vom Bauamt, dass das Gebäude im Laufe der Jahre mehrfach saniert und umgebaut wurde – vor allem aus sicherheitstechnischen Gründen. Diese Eingriffe betrafen überwiegend den Innenausbau, wodurch viele bauzeitliche Elemente verloren gingen oder ersetzt wurden. Von der ursprünglichen Ausstattung sind heute nur noch wenige Details erhalten: Darunter Abschnitte des Fischgrätparketts, einzelne Ziegelböden sowie einige historische Fenster. Einbauten, die ursprünglich in Holz ausgeführt waren, wurden im Zuge der Modernisierungen durch Stahlbauteile ersetzt Besonders die Zellentüren und Geländer erhielten im Laufe der Jahrzehnte neue, massivere Ausführungen zur Erhöhung der Sicherheit (Vgl. Eberhard Dahme. Besichtigung 2025).

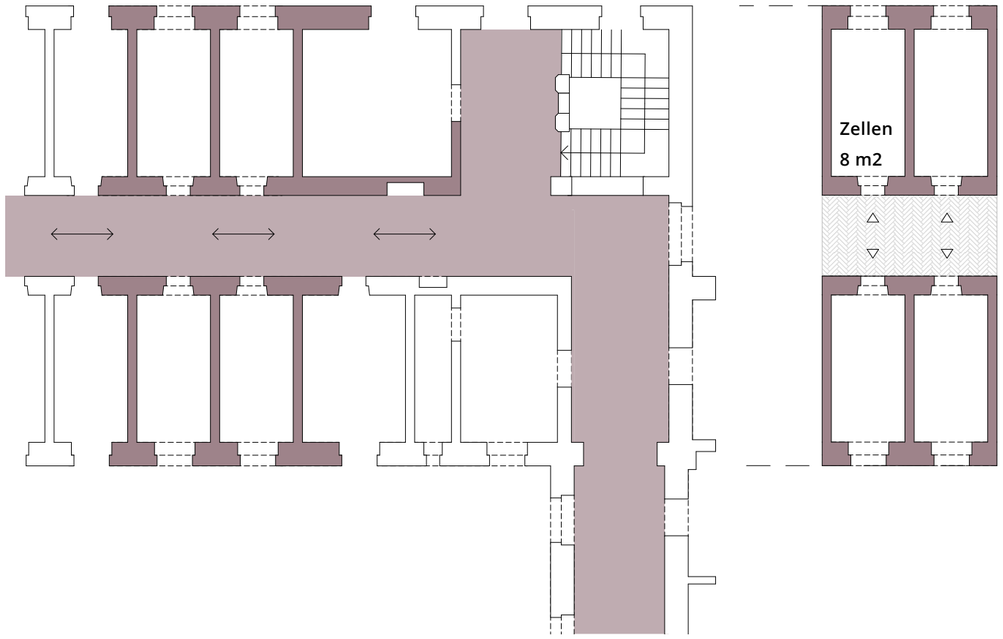
Die schmalen Einzelzellen, jeweils 1,80 Meter breit und 4.00 Meter tief, werden über einen zentral verlaufenden Mittelgang erschlossen. Das Erscheinungsbild der Zellen wird durch hoch liegende Fenster mit einer Brüstungshöhe von etwa 2,20 Metern geprägt. Sie verfügen über eine aktuelle Raumhöhe von drei Metern, massive Steinbrüstungen, dicke Stahltüren und eine Rahmenfassung aus Stein. Ursprünglich bot die Anstalt Platz für etwa 180 Gefangene und verfügte über verschiedene Haftformen – von Einzel- bis Gemeinschaftszellen. Am Ende war das Gefängnis überbelegt und beherbergte 299 Gefangene. Die Nebenräume, darunter Küche, Andachtsraum, Krankenstation, Wäscherei und Arbeitsräume, waren im Kopfbau und in den Untergeschossen untergebracht (Vgl. bayrisches Landesamt für Denkmalpflege. 2013, Nr.156, S. 28)



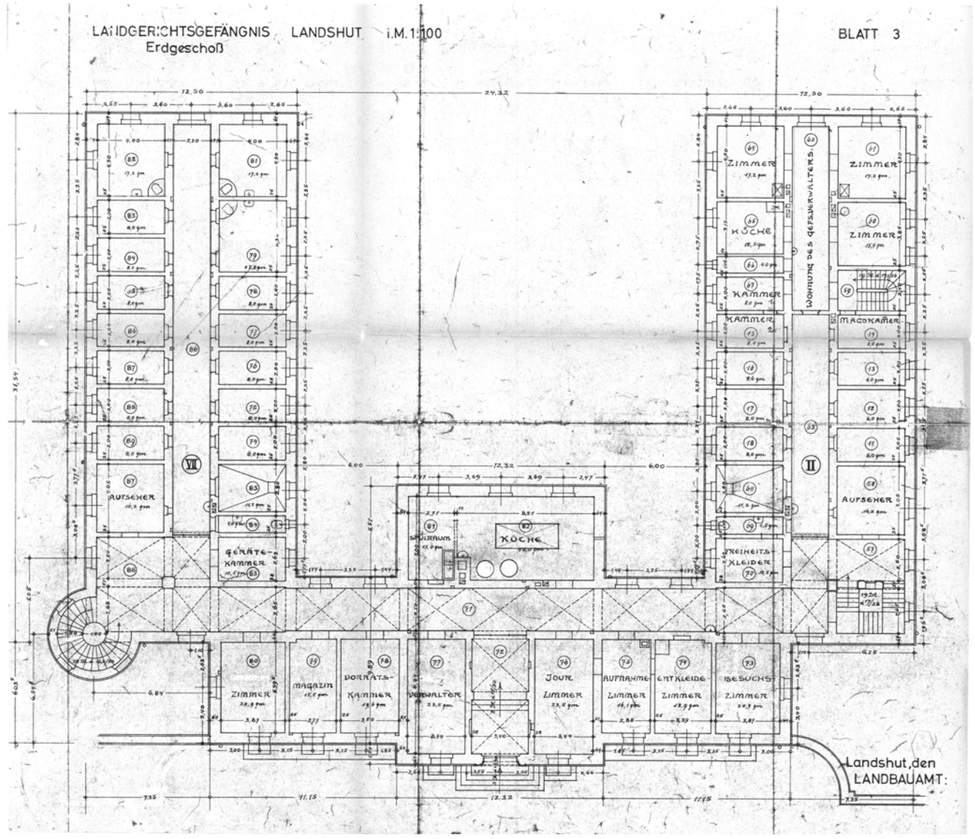




Erschließung der Zellen durch zwei zentrale Mittelgänge.



Bestand – Mittelgangerschließung zu den Zellen.



9. Abb.:6. Grundriss EG, Bestandsmappe.

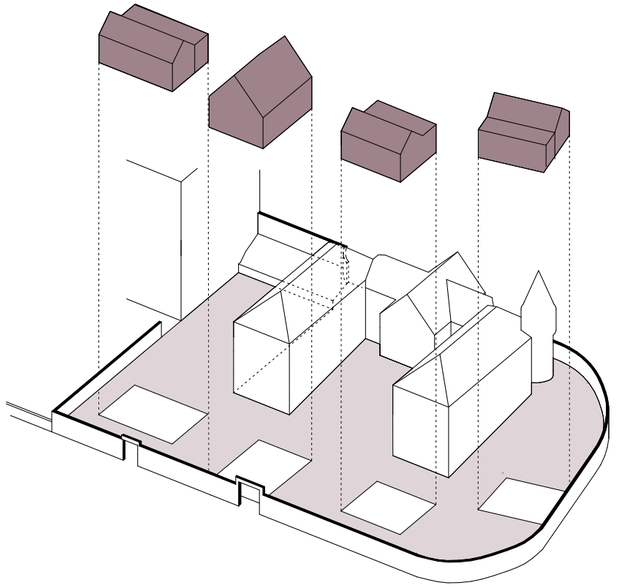

BOILER

Ein neuer Stadteingang für Landshut

Aufbauend auf den Erkenntnissen der theoretischen Auseinandersetzung mit dem alltäglichen Zusammenleben und der Analyse des Entwurfsobjektes, entsteht hier ein lebendiges Quartier. Durch das Aufbrechen von monofunktionalen Wohn- und Arbeitsorten, einem vielfältigen Angebot gemeinschaftlicher Nutzungen sowie einer starken Öffnung zur Öffentlichkeit, soll dem bestehenden Gebäude neues Leben eingehaucht werden.

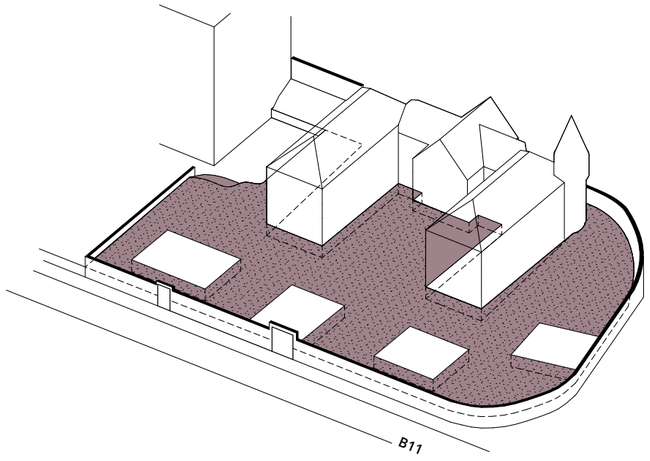
Entwurfskonzept

Der Entwurf versteht sich als Weiterentwicklung des bestehenden Stadtgefüges und als Eingliederung der ehemaligen Justizvollzugsanstalt in das urbane Gefüge. Dabei steht die räumliche und atmosphärische Qualität im Vordergrund – ein Quartier welches den Charakter der alten Nutzung überschreibt und eine positive Assoziation des Ortes aufbaut.
Die städtebauliche Setzung der neuen Baukörper folgt den Gegebenheiten der Umgebung, bindet den Bestand gezielt ein und erzeugt dadurch differenzierte Räume mit unterschiedlichen Potenzialen. Durch das punktuelle Öffnen der bestehenden Mauer und einer bewussten Geländeanpassung wird das Areal rundum erlebbar und in das Stadtgefüge eingebunden. Die neuen Baukörper gliedern sich in Maßstab, Form und Ausrichtung in die vorhandene Stadtstruktur ein und verleihen dem dominanten Bestandsbau eine menschliche Maßstäblichkeit. Zwischen Alt und Neu entstehen klar definierte Freiräume – Gärten, Plätze und Nischen –, die vielfältige Nutzungen, Aufenthaltsqualitäten und Stimmungen zulassen. Punktuell gesetzte Bäume schaffen weiche Übergänge und eine angenehme Atmosphäre, während gezielte Geländemodellierungen neue Verbindungen und präzise Sichtbezüge ermöglichen. Jeder Freiraum erhält durch seine spezifische Nutzung – vom belebten Quartiersplatz bis zum geschützten Hof – eine eigene Identität und trägt zur räumlichen Vielfalt des neuen Quartiers bei.
Andere Umnutzungen von Gefängnissen und anderen Einrichtungen gaben mir Inspiration für diesen Entwurf: „Der Sennhof“ in der Schweiz, das Projekt „Jardins do Bombarda“ in Lissabon und das Hotel „Wilmina“ in Berlin.



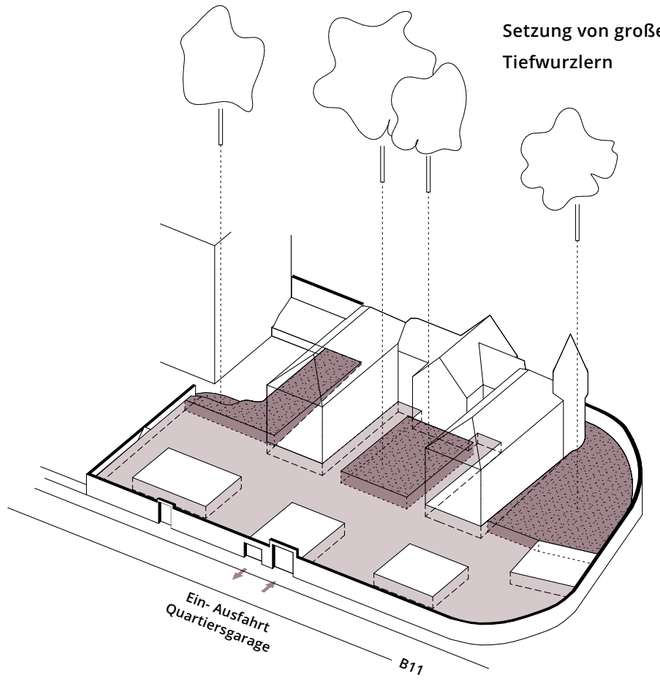
Setzung von vier neuen Einheiten, die Bezug auf die umliegenden Punkthäuser und Satteldächer nehmen und die alte Typologie der Baracke aufbrechen. Die Volumen bilden einen menschlichen und zugleich städtischen Maßstab.
Ein Gebäudeensemble, das nicht durch seine Funktion, sondern durch Beziehung zueinander definiert ist.





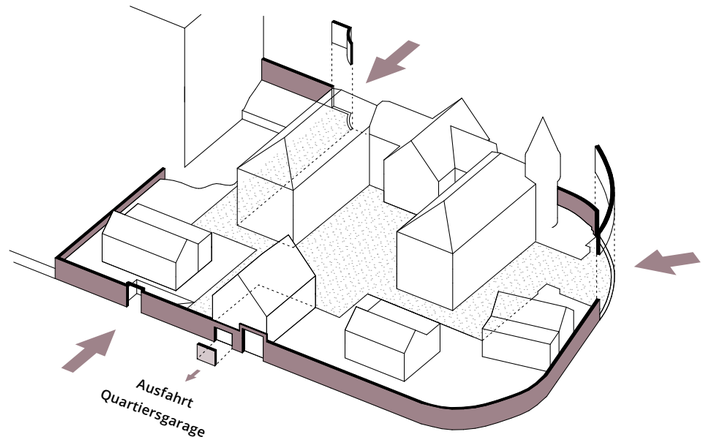
Geländeangleichung für eine umlaufende Erschließung und einer optischen und räumlichen Entkopplung der Bundesstraße.
Der Angleich fungiert zusätzlich als Hochwasserschutz der Isar. Aufschüttung – Erdvolumen 7.100m3.

Setzung von großen Tiefwurzlern

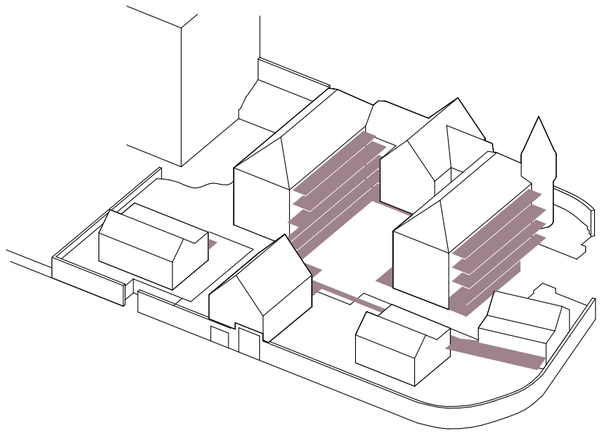


Optionale Quartiersgarage – Erdvolumen 1.100m3.



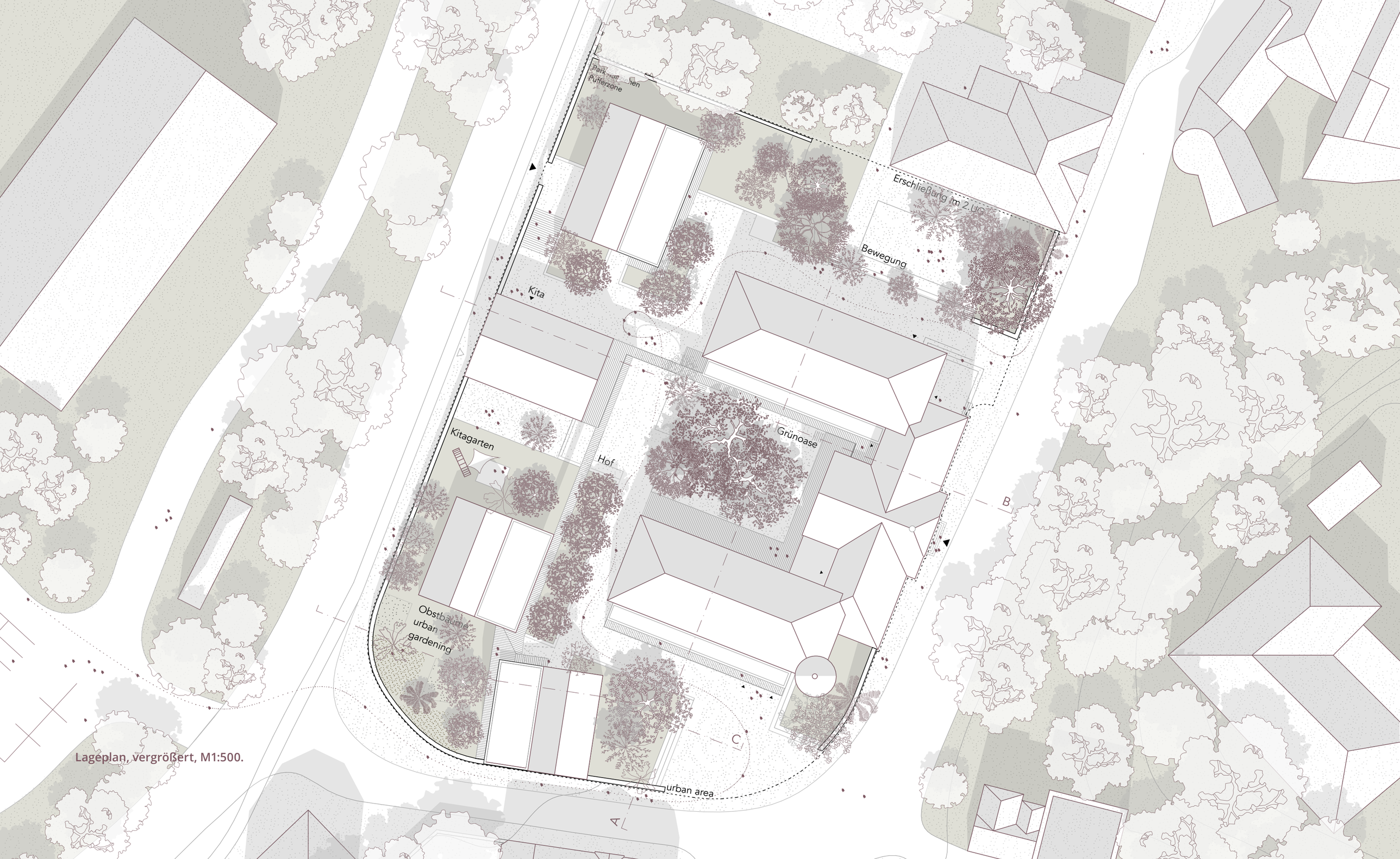


Punktuelle Öffnungen der umlaufenden Mauer für eine gesamte Quartiersdurchwegung und Anbindung an den Stadtraum.



Ein vorgestellter Laubengang als neue Erschließung und Begegnungszone.





Lageplan, vergrößert, M1:500.



Gedankenspielend spaziere ich durch das Quartier und beleben es durch meine Vorstellungskraft und Fantasie. Siehe hierfür die punktierte Linie im Lageplan.

Ein Gedankenspaziergang

Ich gehe unter hohen Bäumen auf eine belebte Straße zu, diese muss ich, um in die Altstadt zukommen, überqueren. Sie schneidet das Stadtbild. Die Ampel steht auf Rot, ich atme durch und schaue mich um. Auf der gegenüberliegenden Seite erkenne ich eine Mauer, sie wirkt geheimnisvoll. Aus welcher Zeit sie wohl stammt? Was mag sich dahinter verbergen? Mein Blick wandert nach oben: Hinter den überragenden Ästen schimmert eine Holzfassade, und die Silhouette eines alten massiven Gebäudes, vielleicht das Gegenstück zur Mauer, überlege ich. In selber Achse, ganz oben auf dem Hügel thront eine Burg, wachend über der Stadt. Das imposante Gebäude und die Burg ähneln sich in ihrer Form– Massiv und wehrhaft. Die Ampel springt auf Grün. Ich überquere die Straße und steige einen sanften Abhang hinauf. Rechts erhebt sich ein verziertes, historisches Gebäude. Darauf folgend rahmen zwei Baukörper die Straße, ich trete durch ihre Mitte. Plötzlich fühlt es sich an, als wäre ich in der Stadt angekommen. Vor mir entfaltet sich ein lebendiges und harmonisches Stadttreiben. Die Mauer endet und zu meiner linken Seite, öffnet sich ein Platz. Er wird von dem alten Gebäude gefasst, welches mit einer turmartigen Auskragung dem Platz einen wichtigen Ausdruck verleiht. Ich entdecke schattige Sitzgelegenheiten unter Bäumen und ein belebtes Café direkt an den Platz angegliedert. Zufällig schnappe ich das Wort Gefängnis auf, welches mir in Verbindung mit der Mauer und der Gebäudekubatur sinnhaft erscheint, und doch trägt der Ort alles andere als die Atmosphäre eines Gefängnisses. Die Neugier hat mich gepackt, ich biege in das Quartier ein. Neue Architektur hebt sich durch eine warme Holzfassade vom alten Gebäude ab. Durch filigrane Laubengänge, die alle Gebäude miteinander verbinden, bildet sich ein stimmiges Ganzes. Die Häuser rücken näher zusammen, die Atmosphäre wird ruhiger, privater. Ich entdecke einen Obst- und Gemüsegarten, der Weg lässt mich jedoch nach rechts gehen. Ich spaziere weiter unter einer Allee, streiche mit meiner rechten Hand über die raue Fassade des alten Gebäudes. Ein stiller Zeitzeuge der Vergangenheit.
Bevor ich mir das alte Gefängnis genauer vorstellen kann, höre ich Kinderlachen. Hinter den Bäumen eröffnet sich ein wilder Freiraum, in dem Kinder spielen. Dieser wird räumlich von dem fortlaufenden Laubengang gefasst.
Ich laufe weiter und treffe auf einen lebendigen und offenen Innenhof mit großen lichten Bäumen. Das alte Gebäude wird im Hof durch eine umlaufende Veranda belebt. Es wird gearbeitet, gelacht, gesprochen. Manche sitzen auf Stufen, essen zu Mittag, andere werkeln und tauschen sich aus. Ein Ort, dessen Nutzung offen und nicht eindeutig zuzuordnen scheint. – Wird hier gewohnt oder gearbeitet? Vielleicht beides. Weiter vorne zieht mich ein neues Gebäude an. Durch die großen Glasflächen sehe ich bunte Girlanden, Kuchen und lachende Gesichter – hier wird offenbar gefeiert. Hinter dem Gebäude erblicke ich erneut einen Teil der Mauer. Von hier wirkt sie jedoch deutlich niedriger. Ich kann sogar darüber schauen und sehe direkt ins Grüne, ohne dass die Straße zusehen ist. Das Quartier scheint höher als die Straße zu liegen, ich höre keine Autos. Doch mein ursprüngliches Ziel führt mich weiter in Richtung Stadt. Ich drehe mich wieder um und gehe weiter meinen Weg entlang des Gebäudes. Links spielen Menschen Fußball, andere sitzen auf den schattigen Stufen und feuern sie an. Ich bleibe kurz stehen, lächle, als ein Tor fällt und gehe weiter. Schließlich steigt der Weg leicht an, bevor ich wieder auf die Straße treffe. Links von mir öffnet sich der Blick: ich sehe die Altstadt und die beeindruckende mir schon von Fotos bekannte, Kirche.

Ein Quartier des alltäglichen Zusammenlebens

Verbindung der Theorie

Monofunktionalität auflösen um alltägliches Zusammenleben stärken – Durch die theoretischen Auseinandersetzung leitet sich das Bespielungskonzept dieses Entwurfs ab.



Funktionsoffene Einheiten + Fokus auf den Zwischenraum

Multifunktionalität als belebendes Miteinander, die Funktionsaufhebung als Grundlage einer individuellen Entfaltung des Einzelnen und den Raum „dazwischen“ als zufälligen Begegnungsort im alltäglichen Zusammenleben.

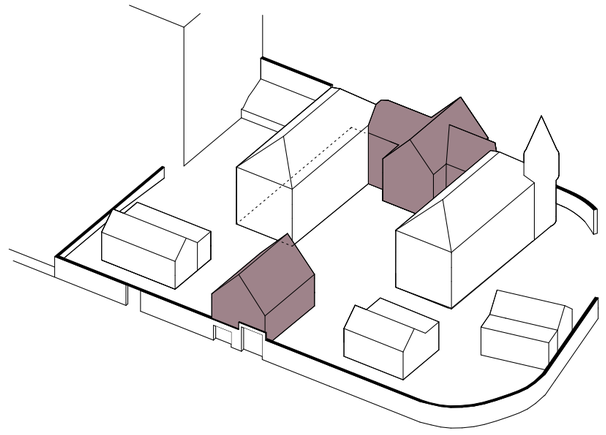
Der Laubengang als verbindendes Element im Zwischenraum

Er ist weder privat noch öffentlich, weder reiner Verkehrsweg noch klassischer Aufenthaltsraum. Er bildet den Raum dazwischen, als offen, durchlässig und ambivalent. In seinen Nischen entstehen Orte der Nähe und des Austauschs, kurze Gespräche und beiläufige Begegnungen. Die Erschließung bildet hier das zentrale Gestaltungsprinzip. Er holt die Erschließung bewusst nach außen und bricht die ehemalige Struktur des Gefängnisses auf. Die Ebene der Erschließung verwandelt sie in einen gemeinschaftlich erlebbaren Raum, der sich flexibel zwischen Aufenthalt und Bewegung spannt. Doch die Wahlmöglichkeit, ob stehengeblieben wird oder weitergegangen wird, bleibt jedem selbst überlassen. Alle neuen und alten Gebäudeteile werden über Laubengänge miteinander verbunden. So entsteht ein räumliches und zwischenmenschliches Geflecht des alltäglichen Lebens.

Multifunktionalität

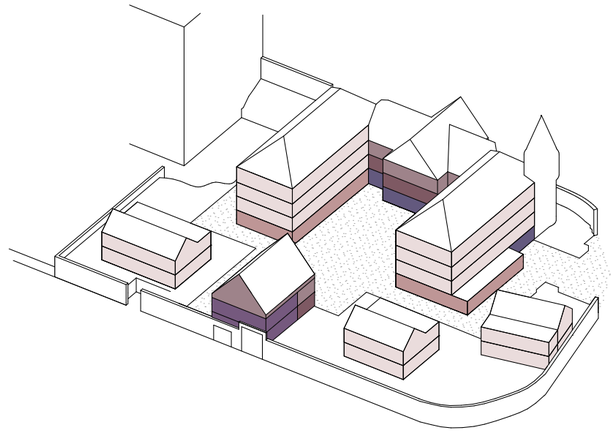
Zwei Sonderbausteine im Zentrum des Quartiers werden zum Ort gemeinschaftlicher Aktivität. Hier entsteht ein vielfältig bespielbarer Raum, der unterschiedliche Interaktionen im „dazwischen“ anbietet. Ob Café, Bibliothek, Kindertagesstätte oder frei vermietbare Ateliers und Studios für interne wie externe Nutzer:innen. Ergänzend stehen zwei unterschiedlich große Gemeinschaftsräume dem Quartier zur Verfügung – für Feste, Workshops oder gemeinsame Mahlzeiten. Als räumliche Krönung des Ensembles bildet der Veranstaltungsraum im obersten Geschoss des neuen Sonderbausteins einen identitätsstiftenden Ort für das gesamte Quartier. Er öffnet sich zur Stadt und versteht sich als Bindeglied zwischen der gemeinschaftlichen Ebene im Inneren und dem öffentlichen Leben außerhalb. Um den Bruch der Trennung zwischen Arbeit und Wohnen zu überwinden, so beschreibt Christopher Alexander im Kapitel „Steuerung der Arbeitsstätte“, müssen diese Orte wieder zueinander finden. Kinder sollen tagsüber die Möglichkeit haben mit beiden Elternteilen Kontakt aufzunehmen und Frauen und Männer, sollen gleichermaßen am Familiengeschehen teilnehmen können. Eine Kindertagesstätte, zentral im Quartier angeordnet, ermöglicht genau diesen Austausch und Umgang (Alexander 2021, S.55). Zum einen ist ein Café am urbanen Quartiersplatz, als Ort des Ankommens für Besucher:innen der Stadt gedacht, zum anderen als gemeinschaftlicher Treffpunkt und

Arbeitsort der Bewohner:innen – ein Raum zum Begegnen, Austauschen und Zusammenkommen.
In jedem Sonderbaustein, gibt es einen Gemeinschaftsraum der ganz allein für die Bewohner:innen zu Verfügung steht und dauerhaft bespielt werden kann. Zuletzt gibt es unterschiedlich große freie Räume, die sich eine gemeinsame Sanitäranlage im jeweiligen Stockwerk teilen. Räume in verschiedenen Größen, um verschiedenste externe Akteure in das Gebäude zu holen. Ein Angebot für die Stadt, das Quartier und deren Bewohner:innen. Temporäre Räume, die eine Ausdehnung der kleinen vier Wände ermöglichen oder Lebendigkeit von außen in das Quartier bringen. Ob kulturelle, universitäre, schulische, gemeinnützige, städtische oder gewerbliche Nutzungen – zahlreiche Möglichkeiten sind denkbar.



Ein alltägliches Zusammenleben im Zwischenraum.

Bespielung



Öffentliche Nutzungen
– Café
– Kinderbetreuung

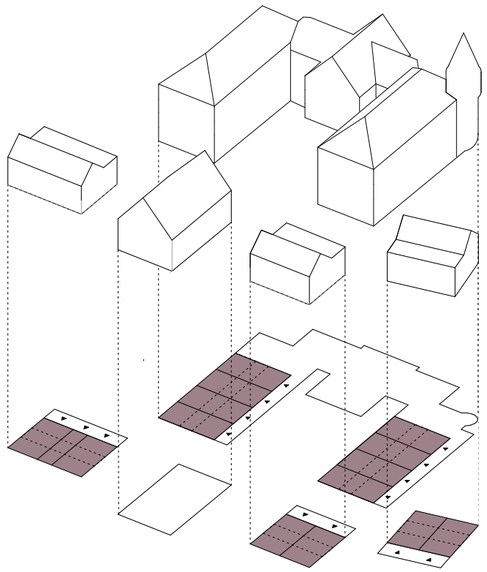
Gemeinschaftsraum

Studios

Ateliers

Funktionsoffene Einheiten

Das Nutzungsschaubild zeigt die Anordnung von gemeinschaftlichen Zwischenräumen und gezielter Nutzungsöffnung.



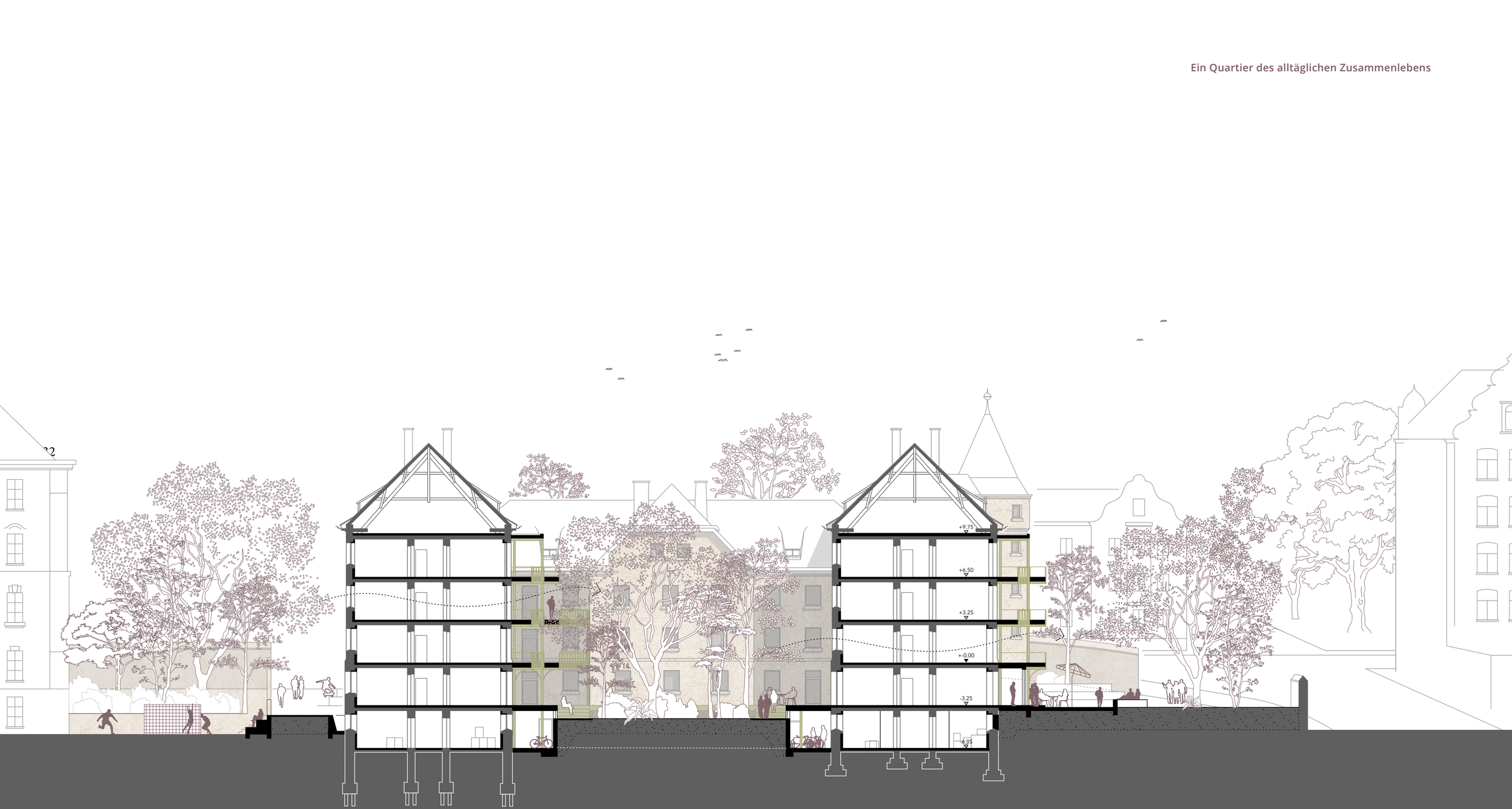
Grundrissstruktur aus dem Bestand abgeleitet. Kern fungiert als Care Mitte, damit rückt das Thema in den Fokus und alle anderen Räume bekommen keine direkte Nutzugszuweisung.

Funktionsoffene Einheiten Gefängnistypologie auflösen

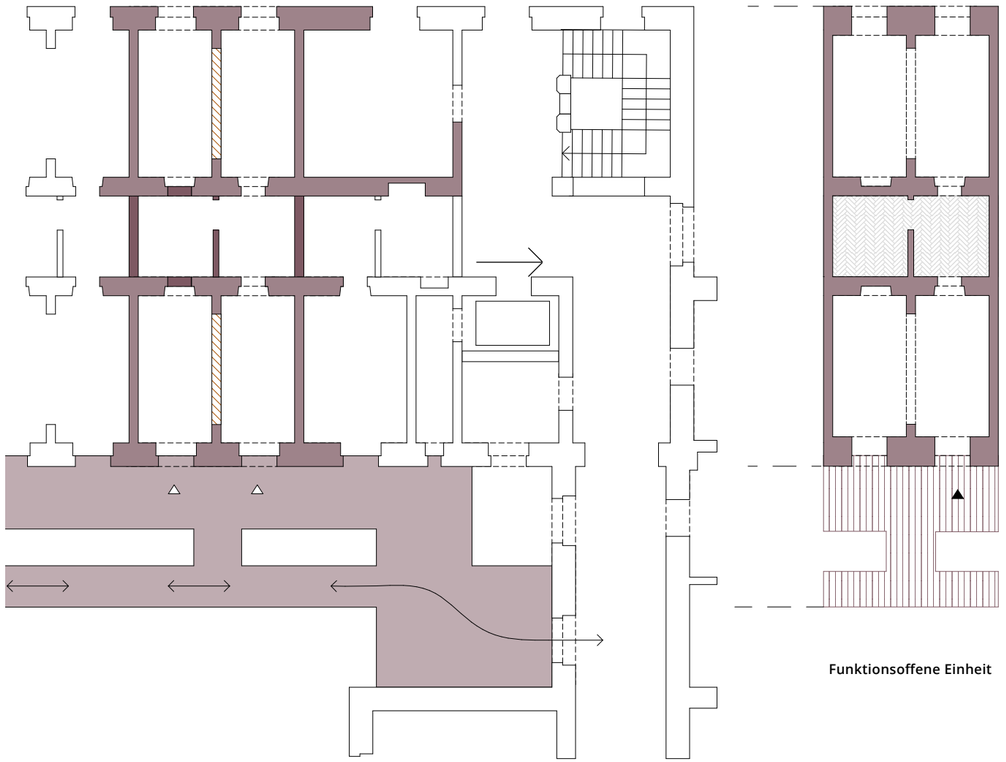
Die Bestandskonstruktion und die außen liegende Erschließung über vorgestellte Laubengänge ermöglichen neue durchgesteckte Grundrisse, die eine flexible, aneignungsfähige und frei gestaltbare Nutzung eröffnen. Dadurch wird zusätzlich die verbundene Assoziation einer Gefängnisstruktur vollständig aufgelöst.

Die Einheiten die sich dem Konzept der Funktionsaufhebung widmen. Orte an denen gearbeitet, gewohnt oder einfach gelebt wird. Das Wohnen und Arbeiten wird dabei neu – oder besser: undefiniert – gedacht. Einheiten, in denen gewohnt, gearbeitet – also gelebt werden kann. Räume, die keine feste Funktion kennen und sich der starren Zuschreibung von Nutzung entziehen. Ein Ort, an dem sich das Individuum frei entfalten kann. Die Küche übernimmt dabei eine zentrale Rolle: Sie wird zum Mittelpunkt einer jeder Einheit. Doch sie beansprucht keinen eigenen Raum, sie definiert keine feste Nutzung – sie existiert im Dazwischen. Somit bleibt den umliegenden Raumzonen maximale Freiheit, während das Thema der „Care-Arbeit“ in den Fokus rückt. So entsteht ein offenes Gefüge, in dem Wohnen, Arbeiten und Leben ineinanderfließen. Ein Raum, der nicht trennt, sondern verbindet – und der sich den Bedürfnissen seiner Nutzerinnen und Nutzer immer wieder neu anpassen kann. Statt starrer, hierarchischer Raumaufteilungen entsteht ein flexibles, anpassungsfähiges System gleich großer Räume mit einem kompakten Kern.

Dieses Prinzip wird in die Neubauten übertragen: offene, gleichgroße Räume, die durch Schiebewände zusätzliche Offenheit und variable Raumszenarien ermöglichen aber nichts vorschreiben.Im Erdgeschoss bekommen die Einheiten durch ihre prominente Lage eine besondere Bedeutung, eine gewerbliche Art der Nutzungsaufhebung stellt hier die Typologie des Ateliers dar. Sie sind grundsätzlich in ihrer Nutzung freigestellt, ebenso wie die darüberliegenden Einheiten. Charakteristisch ist jedoch, dass sie bewusst an den öffentlichen Raum angrenzen und dadurch Austausch, Transparenz und Präsenz der Öffentlichkeit erfahren. Diese Offenheit schafft Potenzial für Ausstellungen, Werkstätten oder Verkaufsflächen, die das Quartier nach außen hin aktivieren.



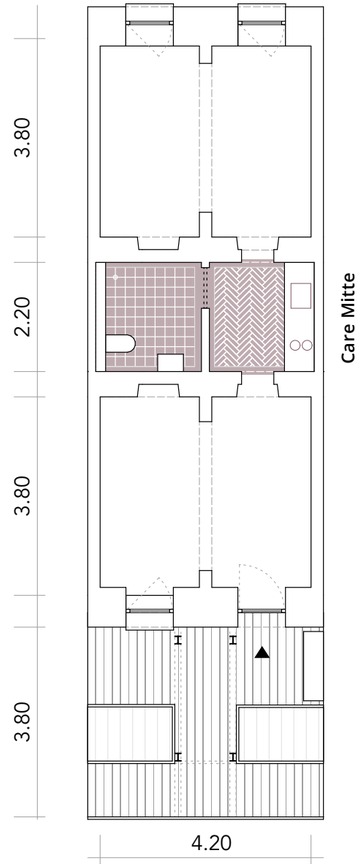
Schnitt A, M1:250.



Funktionsoffene Einheit

Außenliegende Erschließung über Laubengänge ermöglicht Durchstoßgrundrisse.

Bestandumbau



Funktionsoffene Einheiten

Grundriss 1. UG – Platzebene

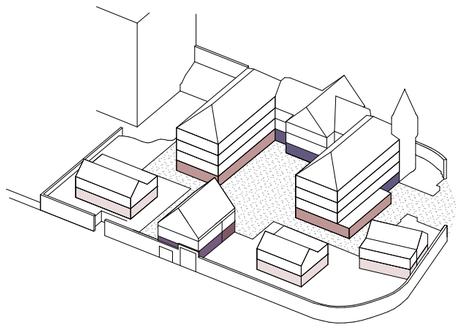
Bestand:

3. Quartierscafé	**140 m2**
Nutzungsoffene Einheiten	**570 m2**
Gesamt	**710 m2**

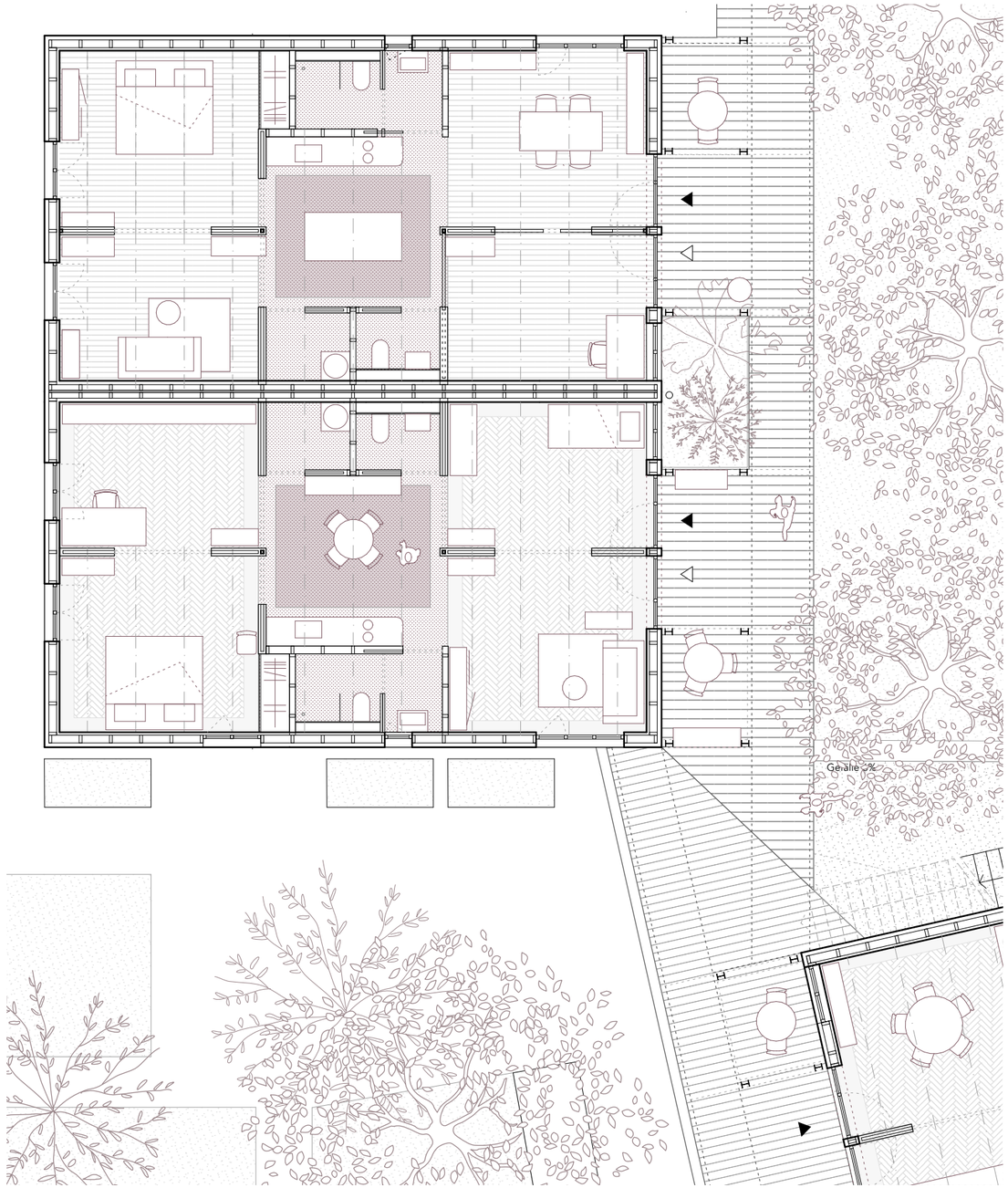
Neubau:

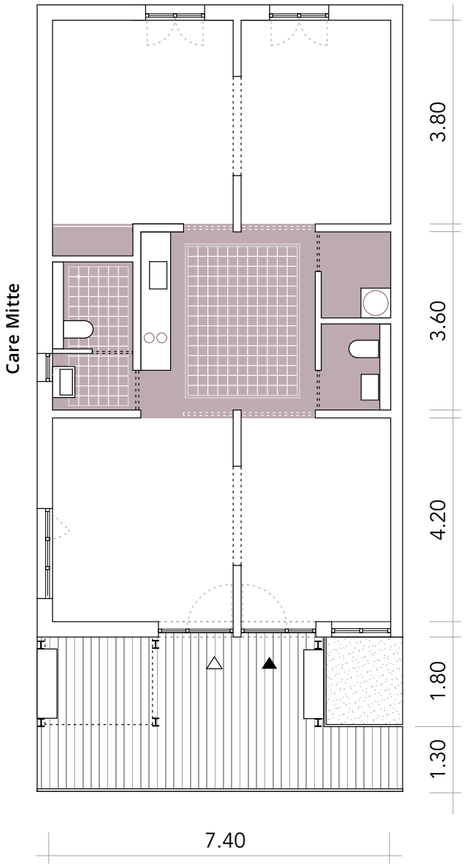
1. Kindertagesstätte	**130 m2**
2. Gemeinschaftsraum	**60 m2**
Nutzungsoffene Einheiten	**520 m2**
Gesamt	**710 m2**

Nutzungsoffene Einheiten	1.090 m2
Der Zwischenraum	330 m2
Gesamt	1.420 m2



Grundriss 1.UG, M1:500.

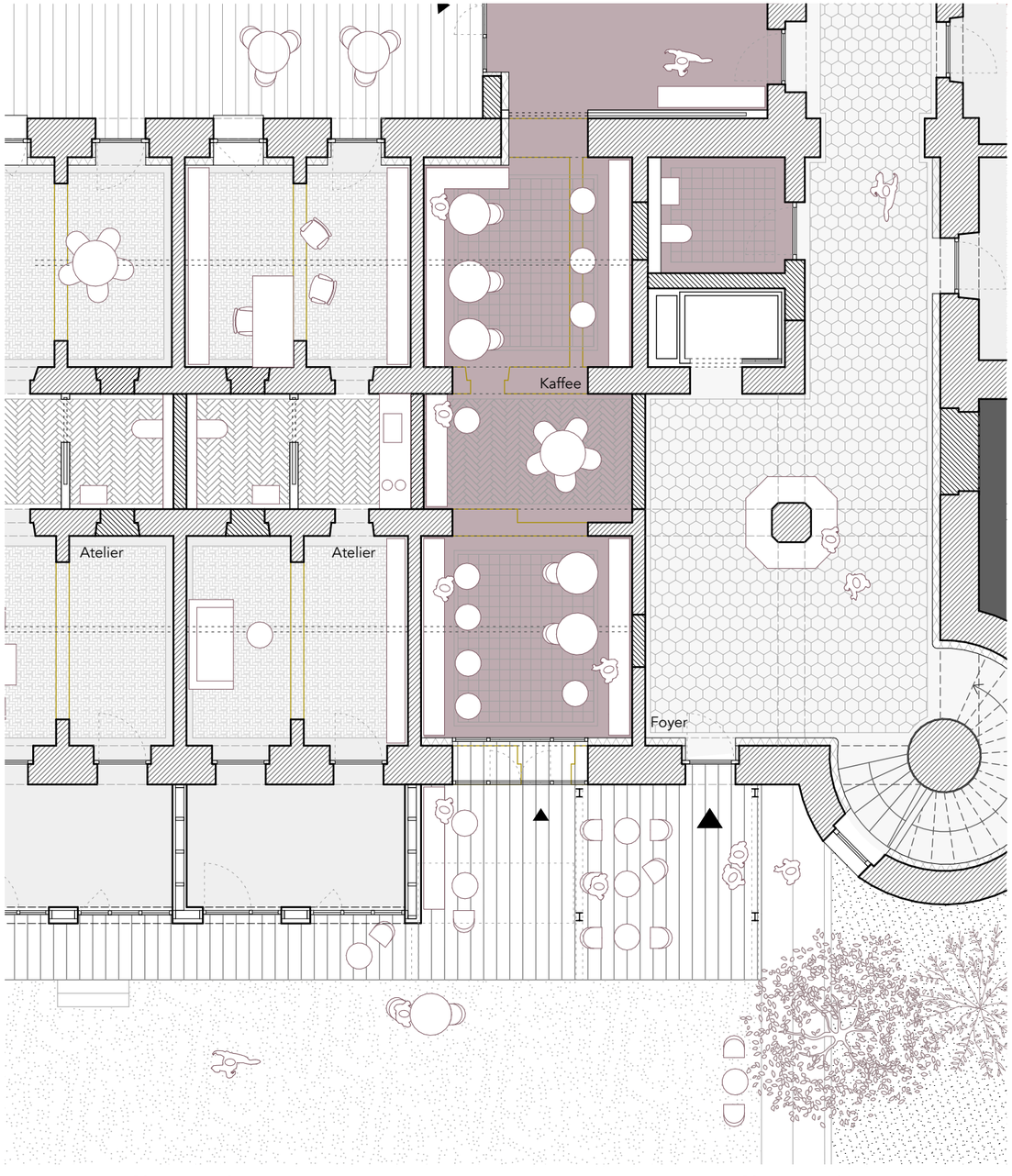




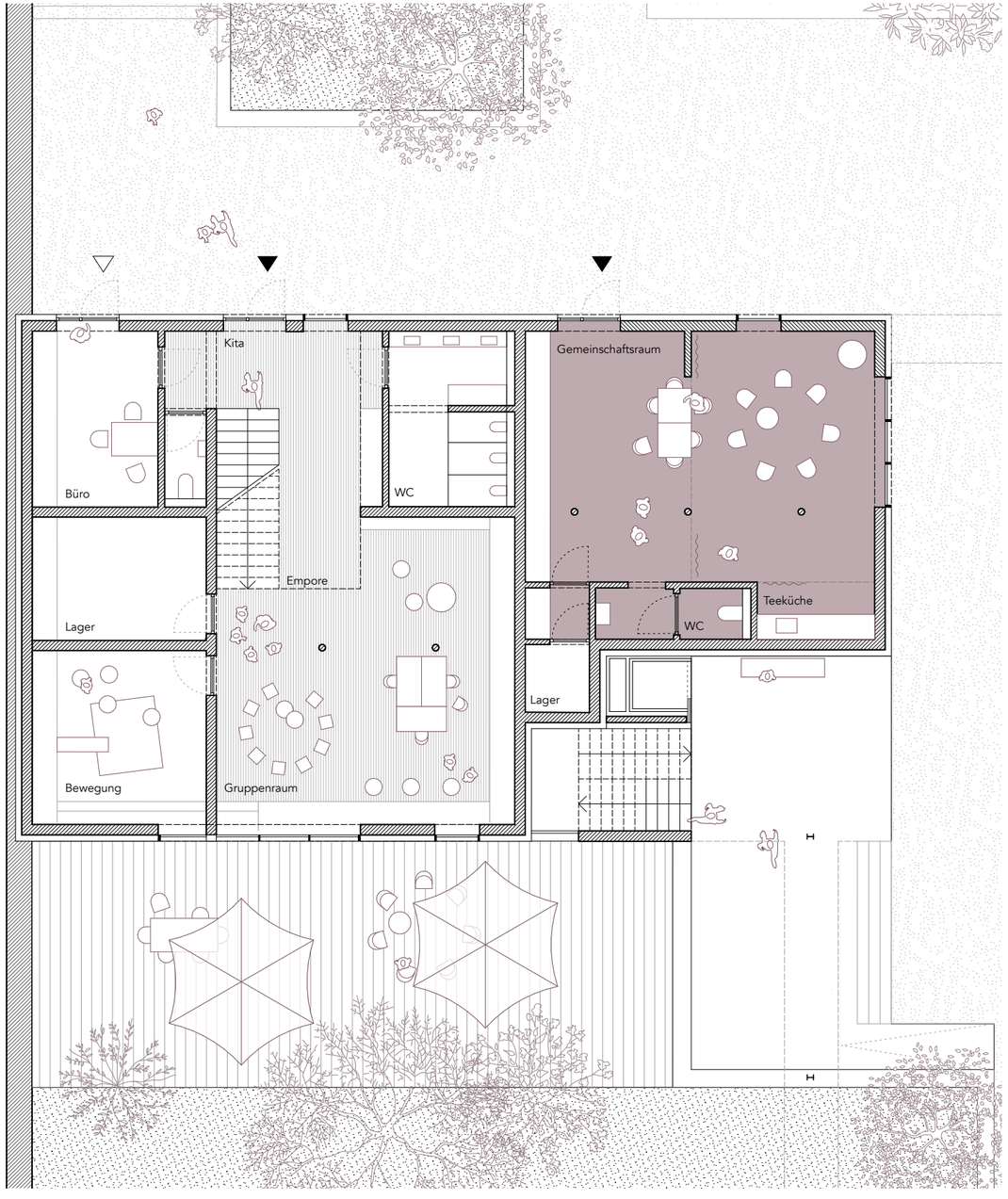
Zoom 01 – Funktionsoffene Einheiten GR 1.UG, M1:100.

Typologie abgeleitet aus Bestandsstruktur.





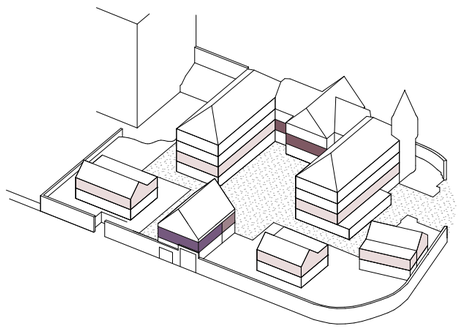
Zoom 02 – Café Bestand GR 1.UG, M1:100.



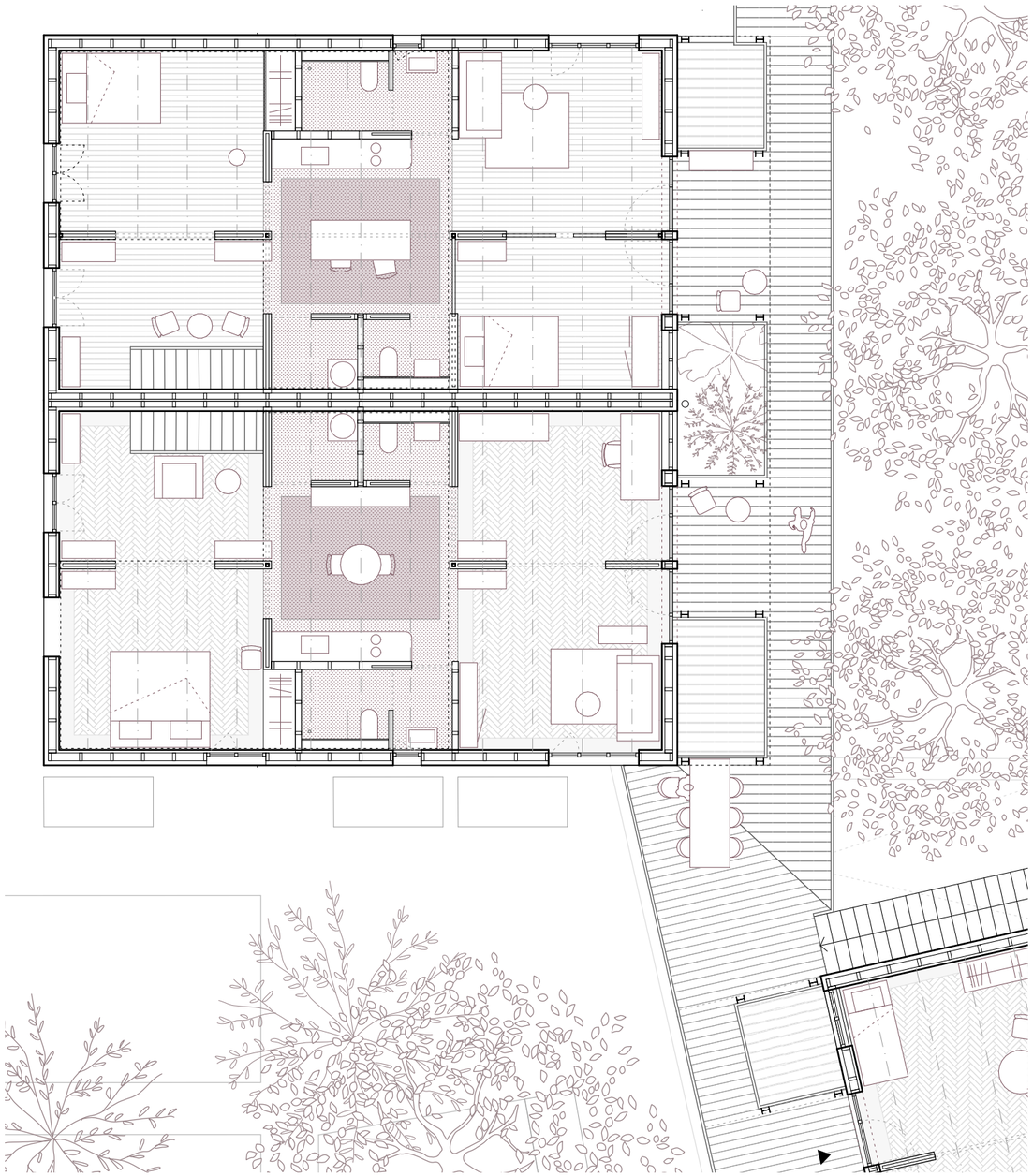
Zoom 03 – Café Bestand GR 1.UG, M1:100.

Erdgeschoss – Stadtebene

Bestand:	
4. Gemeinschaftsraum	**60 m2**
5. Studios	**150 m2**
Nutzungsoffene Einheiten	**665 m2**
Gesamt	**875 m2**
Neubau:	
1. Kindertagesstätte	**130 m2**
2. Gemeinschaftsraum	**30 m2**
Nutzungsoffene Einheiten	**520 m2**
Gesamt	**680 m2**
Nutzungsoffene Einheiten	1.185 m2
Der Zwischenraum	370 m2
Gesamt	1.555 m2

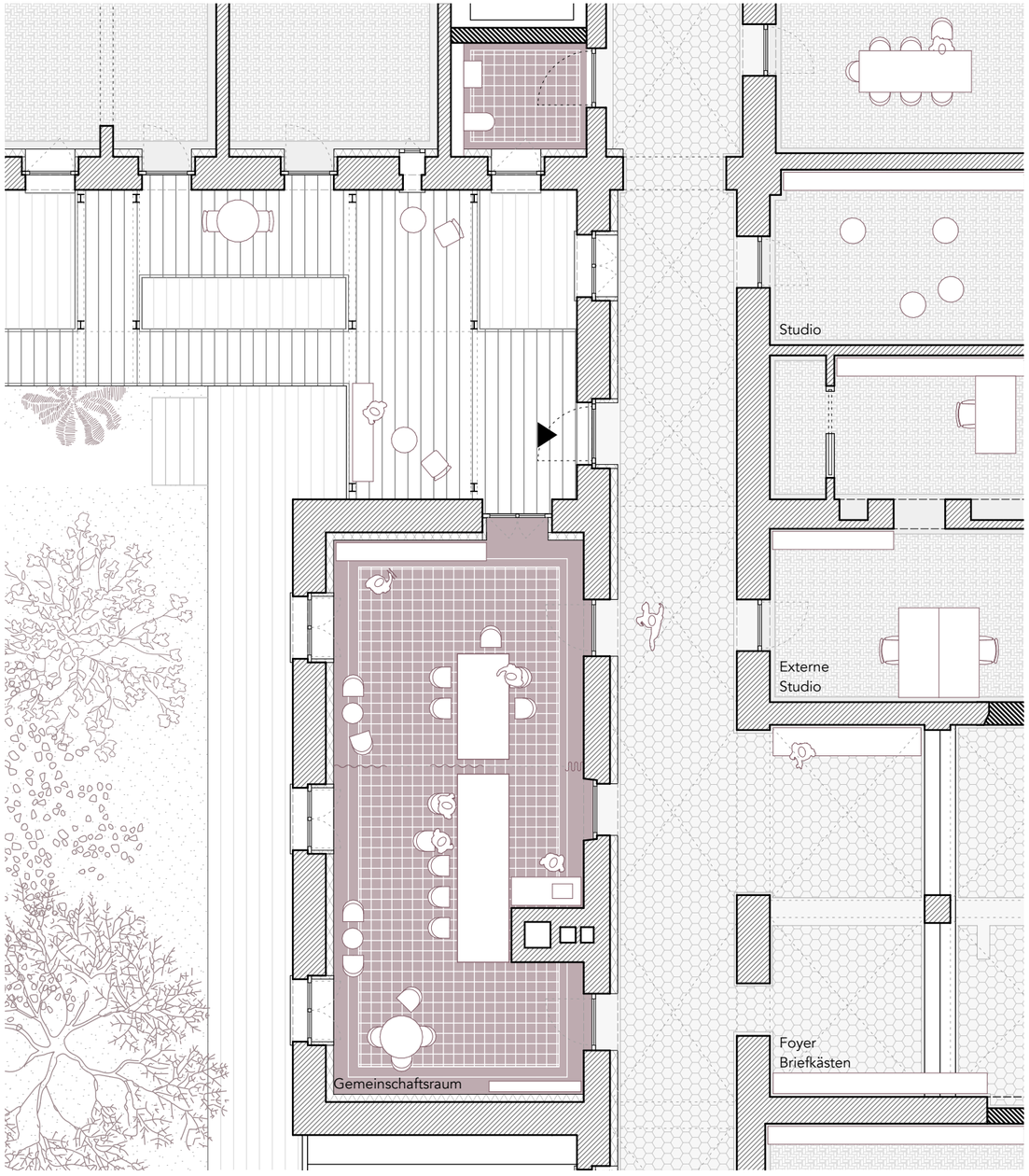


Grundriss EG, M1:500.

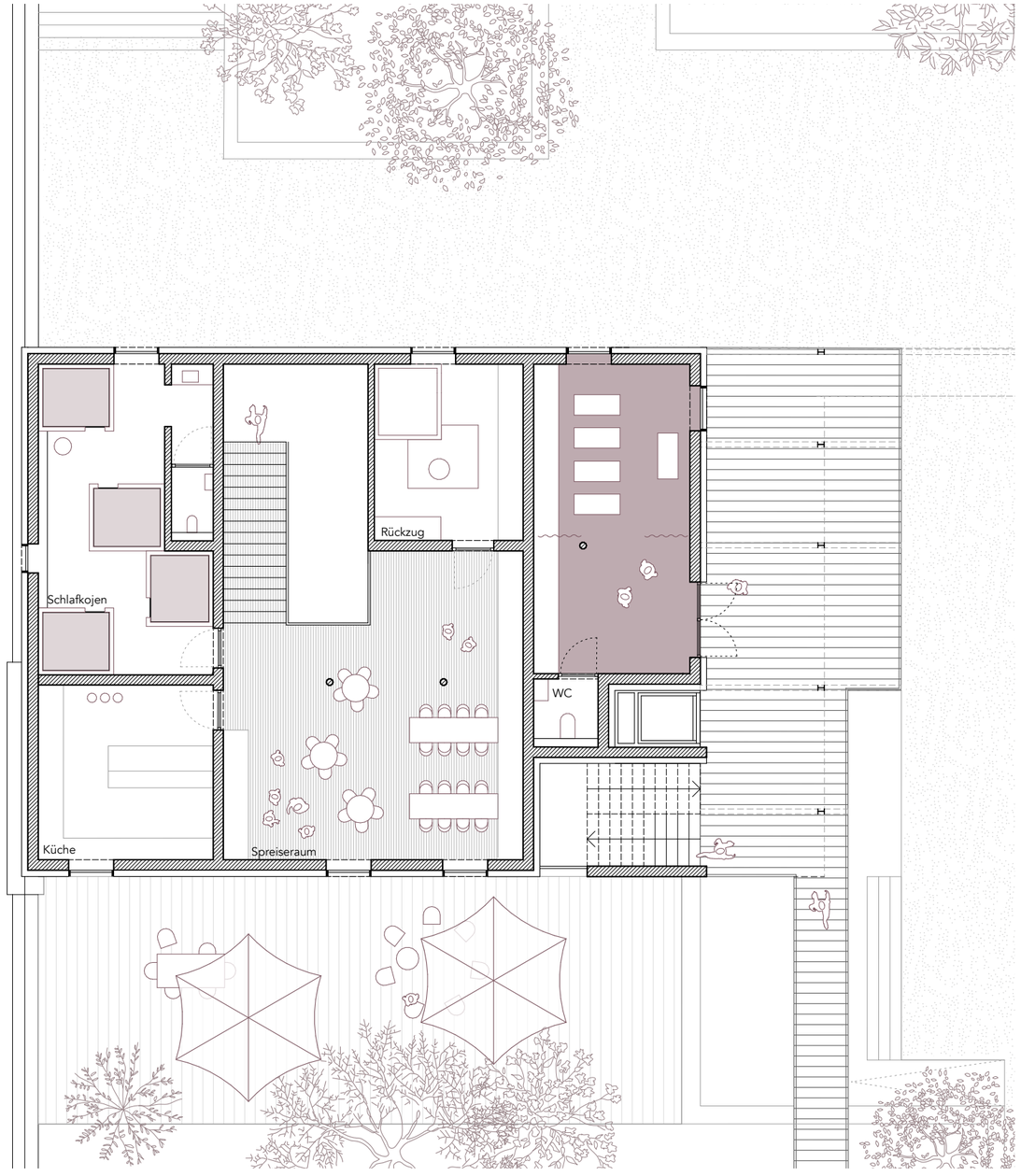


Zoom 04 – Funktionsoffene Einheiten GR EG, M1:100.





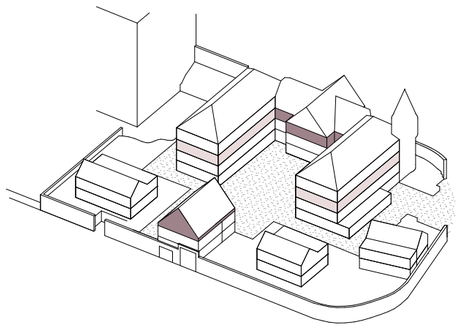
Zoom 05 – Bestand GR EG, M1:100.



Zoom 06 – Veranstaltungsraum GR EG, M1:100.

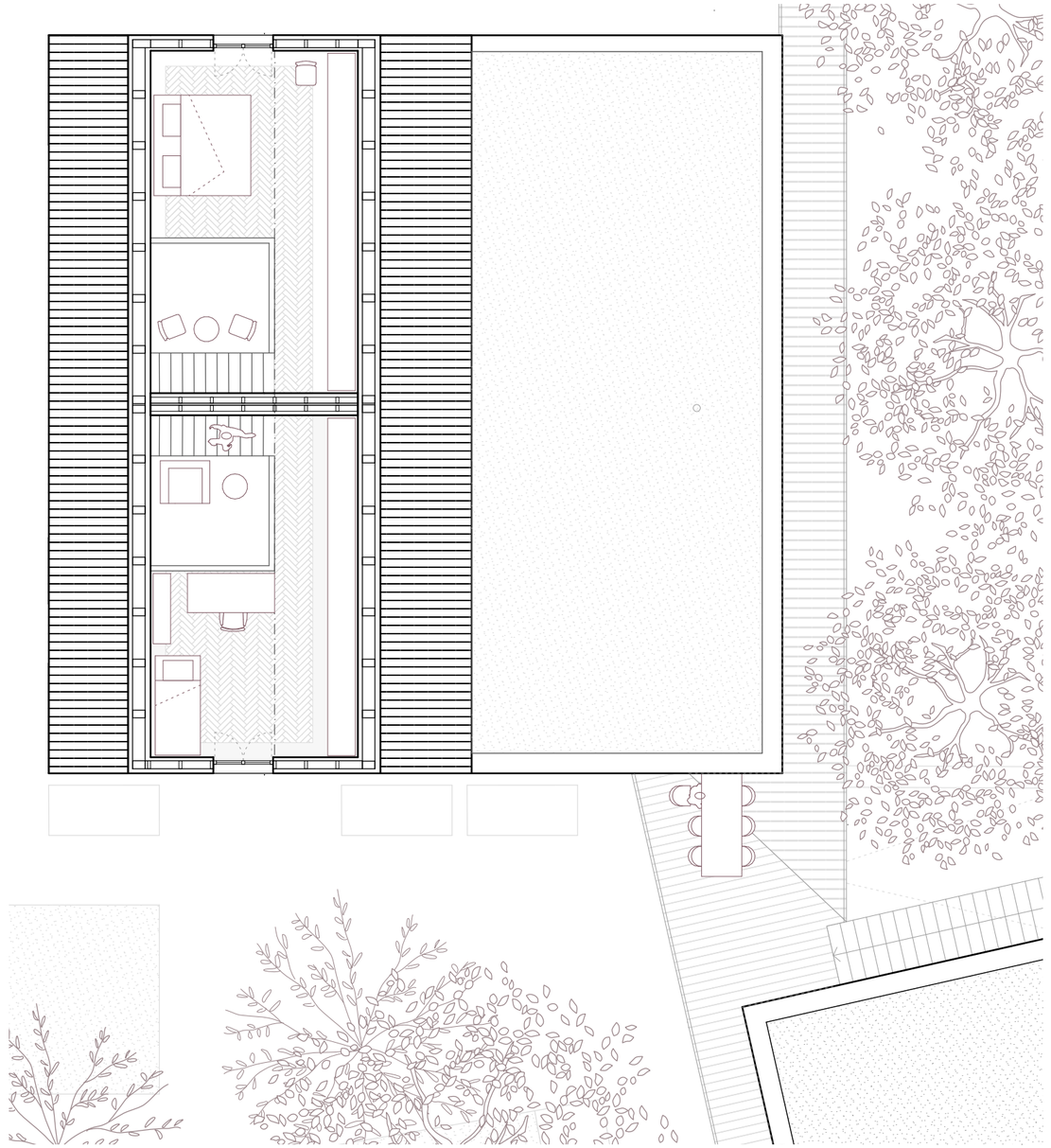
1.Obergeschoss

Bestand:	
5. Studios	**60 m2**
7. Bibliothek	**144 m2**
Funktionsoffene Einheiten	**550 m2**
Gesamt	**756 m2**
Neubau:	
6. Veranstaltungsraum	**100 m2**
Funktionsoffene Einheiten (Emporen)	**79 m2**
Gesamt	**179 m2**
Funktionsoffene Einheiten	**629 m2**
Der Zwischenraum	**304 m2**
Gesamt	**933 m2**

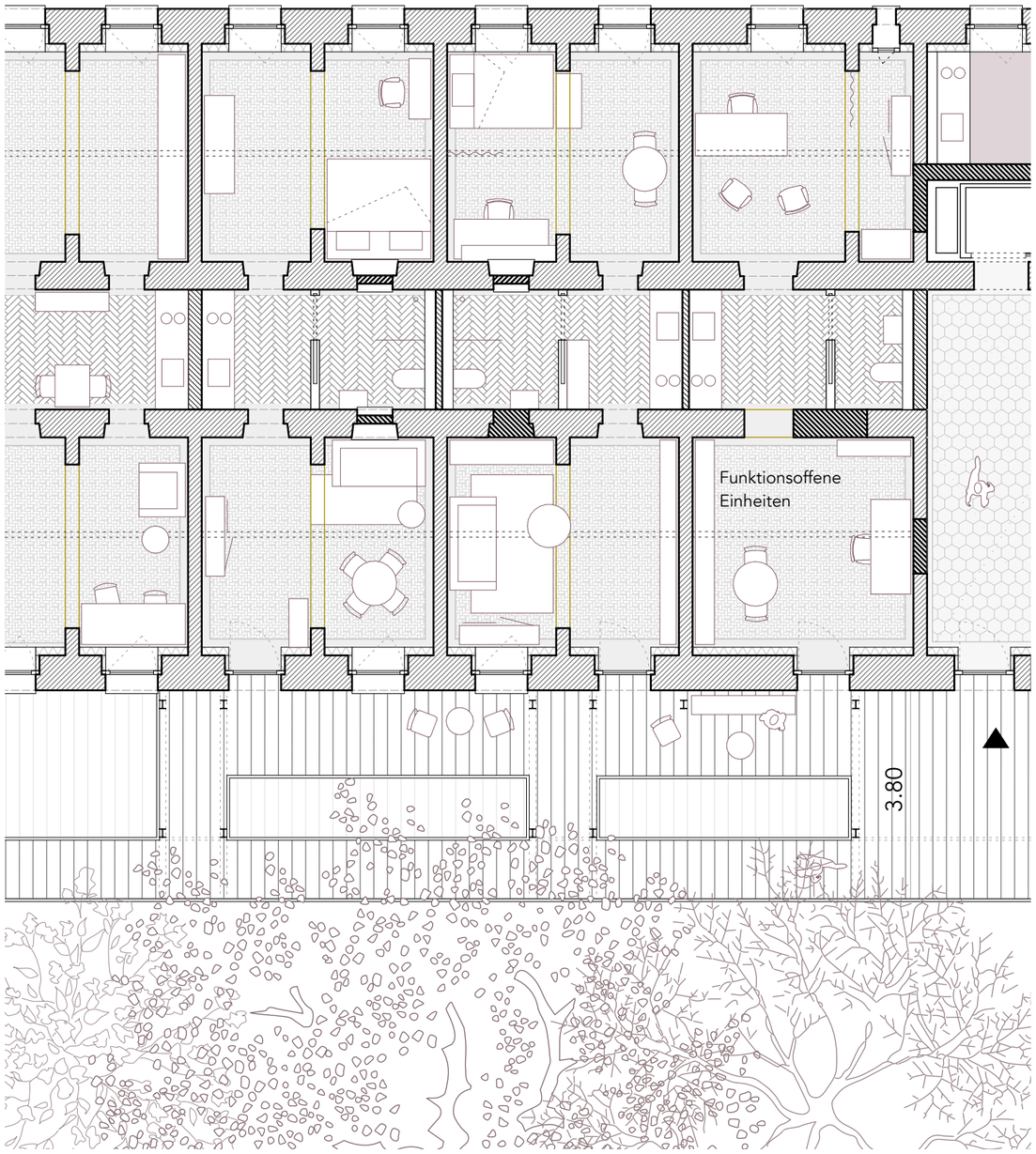


Grundriss 1.OG, M1:500.

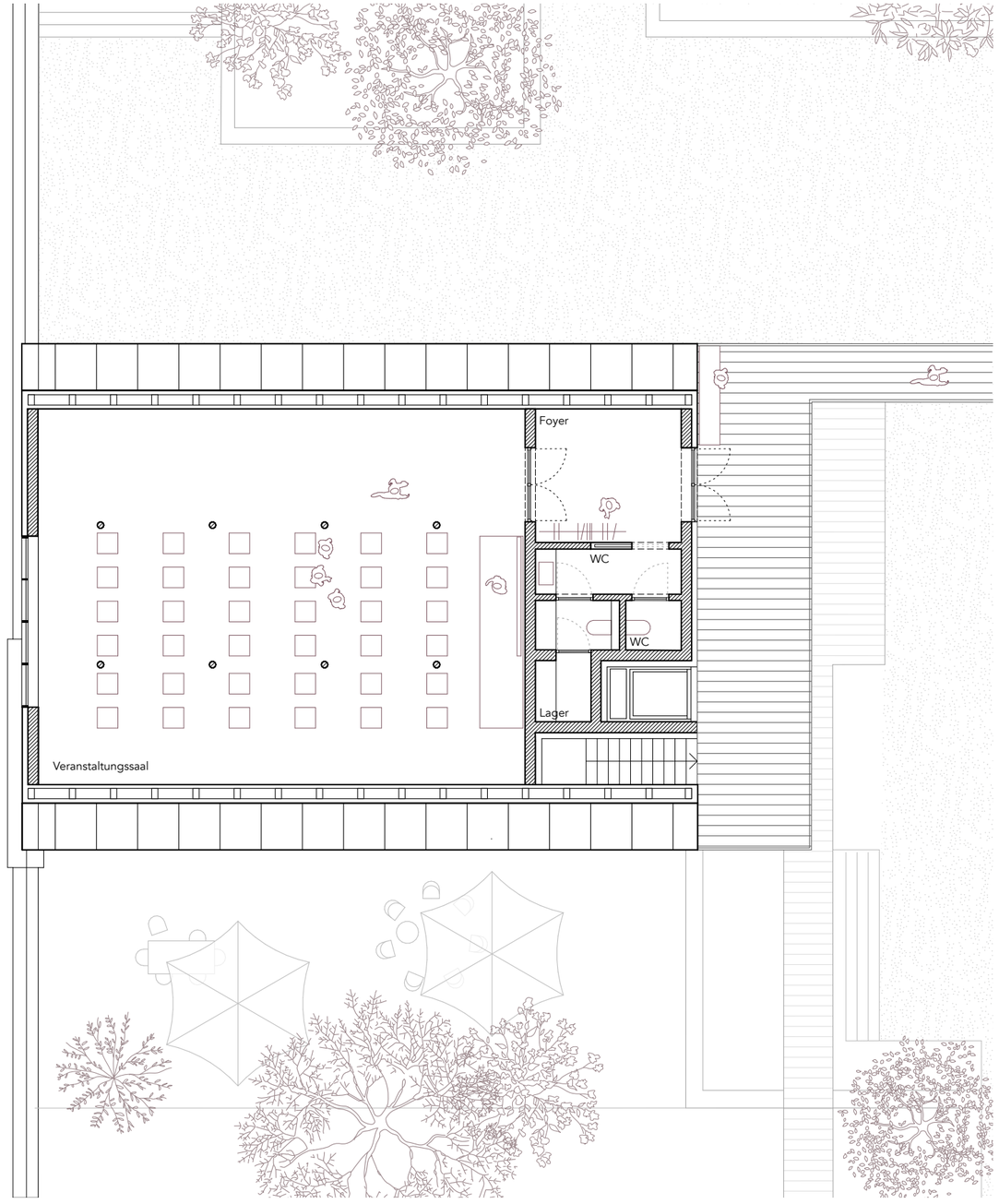




Zoom 07 – Empore GR 1.OG, M1:100.



Zoom 8 – Bestand GR 1.OG, M1:100.



Zoom 09 – Veranstaltungsraum GR 1.OG, M1:100.



Schnitt B, Innenhof, M1:250.

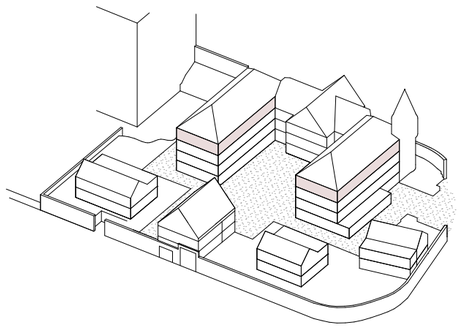
2.Obergeschoss

Bestand:	
Funktionsoffene Einheiten	**550 m2**
Gesamt	550 m2
Funktionsoffene Einheiten	**550 m2**
Der Zwischenraum	**0 m2**

Gesamte Flächenaufzählung:

Funktionsoffene Einheiten	3.454 m2
Der Zwischenraum	1.000 m2

Gemeinschaftlicher Anteil: 28,95 %



Grundriss 2.OG, M1:500.

Verbindung von Bestand und Neubau

In den denkmalgeschützten Bestand wird punktuell eingegriffen und besonders im Außenraum ergänzt. Die historische Fassade bleibt in ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild weitestgehend erhalten. Im Inneren zeigt sich das Gebäude jedoch vielfach renoviert, saniert oder stark abgenutzt; nur wenige originale Elemente sind noch vorhanden, etwa der Wabenziegelboden, das Fischgrätparkett, die Doppelkastenfenster sowie die Steinwendeltreppe im Turm.

Die Eingriffe verleihen der ehemaligen Gefängnistypologie ein neues, offenes Erscheinungsbild, sodass das Quartier nicht mehr mit der früheren düsteren Nutzung assoziiert wird. Zentral ist dabei die Auflösung des historischen Erschließungsganges. Stattdessen wird die neue Erschließung über den vorgestellten Laubengänge geschaffen, welcher konstruktiv entkoppelt von der Bestandsstruktur entworfen ist. Durch die Tragstruktur des Gebäudes, die auf den breiten Außenwänden und dem Mittelgang liegt, ist die neue Grundrisstypologie realisierbar. Die bestehenden Steinbrüstungen der Fenster werden, wo nötig, nach unten versetzt, um die Öffnungen zu vergrößern, wie es bereits in der Machbarkeitsstudie vorgeschlagen wird. Die Fassade bleibt durch eine Innendämmung erhalten und erhält einen neuen hellen Anstrich (siehe Material 1, S.170).

Die historischen Fenster werden ertüchtigt; dort, wo Fenstergrößen angepasst werden, kommen neue Holzfenster zum Einsatz. Da die Tragfähigkeit der vorhandenen Stahlziegeldecke noch nicht eindeutig nachgewiesen ist, wird hier ein mittig verlaufender Stahlträger zur Unterfangung vorgeschlagen. Dieser nimmt am schwächsten Punkt der Bestandskonstruktion Lasten auf. Ein minimale invasiver Eingriff um die Bestandsdecke zu erhalten. Die Alternative wäre der Austausch der gesamten Decke, was jedoch laut Machbarkeitsstudie mit einem unrealistisch hohen Aufwand verbunden wäre.

Aufbau Bestand

In mm

Laubengang

Stahlstütze	16
Doppel T-Träger (12x16)	
Pulverbeschichtet	
Brettsperrholzplatte (BSP) Fichte	100
Konstruktionsvollholz (KVH)	
Gefälle 2%	
Konstruktionsvollholz (KVH)	20
Abdichtungsbahn	3
Wasserführende Schicht	
Konstruktionsvollholz (KVH)	30
Holzbodendielen (Lärche)	30

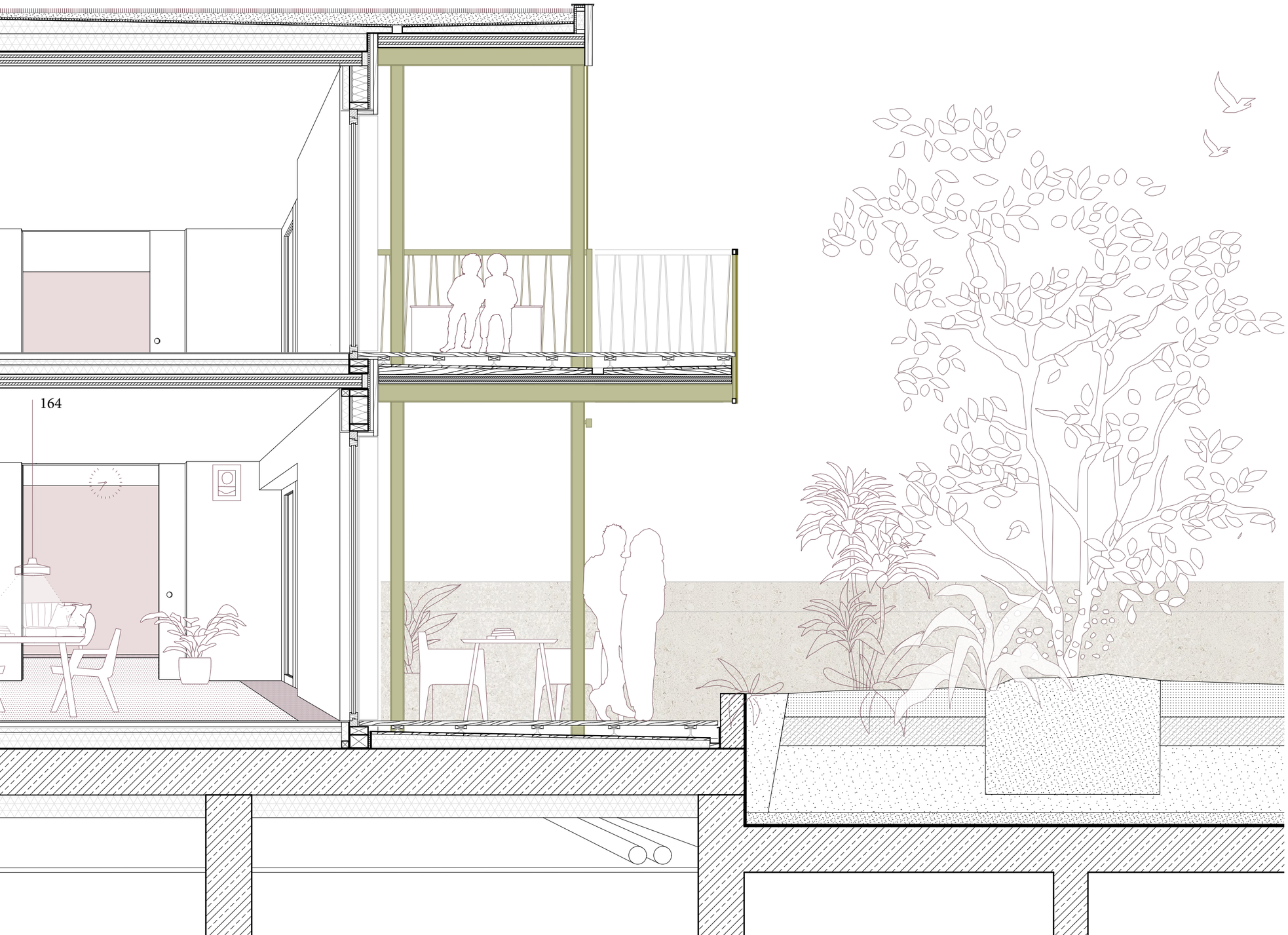
Zierbögen aus Flachstahl
übernehmen keine Last

Wandaufbau

Gipskartonplatte	12
Porotherm WDF	120
Innenliegende Dämmung	
Ziegelwand (Bestand)	45-75
Rauputzfassade (Bestand)	

Siehe Stahlträger im Innenraum zur Unterfangung der bestehenden Stahlziegeldecke.

Detailschnitt Bestand, M1:25.



Aufbau Neubau

In mm

Dachanschluss

Begrünung	80
Drainagematte	20
Abdichtungsbahn	
Wärmedämmung EPS (2% Gefälle)	100
Wärmedämmung EPS	160
Dampfsperre	
Brettsperrholzplatte (BSP)	120

Holzdecke

Parkett Eiche	30
Spanplatte V100 (2-lagig), PE Folie integrierte Bodenheizung	50
Holzfaserplatte Trittschalldämmung	60
Schüttdämmung Perlit	80
Notabdichtung Elastomerbitumen	
Brettsperrholzplatte (BSP)	120

Bodenaufbau zu TG

Parkett Eiche	30
Spanplatte V100 (2-lagig), PE-Folie integrierte Bodenheizung	50
Holzfaserplatte Trittschalldämmung	50
Schüttdämmung Perlit	120
Stahlbeton	400
XPS Dämmung	160
Abgehängte Decke Verteilerschicht	450

Detailschnitt Neubau, M1:25.



Ansichtsausschnitt, Großflächige Holzpaneele für einen städtischen Charakter.

Materialkonzept

Außenraum

Drei Materialien bestimmen das Quartier: Ziegel, Holz und Stahl. Der Ziegel ist historisch tief in der Stadt und ihrer Umgebung verankert, was sich exemplarisch an der St.-Martin-Kirche ablesen lässt. Der Sonderbaustein orientiert sich an dem verputzen Ziegelbau des Bestandsgebäudes (Material 1, S.170). Ausgeführt in einer dunkleren Nuance und Struktur (Material 4, S.173). So entsteht eine zeitgemäße, bewusst erkennbare Abgrenzung zur historischen Oberfläche, ohne den Dialog mit ihr zu verlieren. Die übrigen drei, sich zurücknehmenden Holzhäuser, verleihen dem Quartier eine wohnliche und warme Atmosphäre (Material 7, S.173). Feine, olivgoldene Stahlelemente verbinden die Gebäude und Materialien zu einem stimmigen, durchgehenden Ensemble (Material 6, S.173).

Wiederverwendung

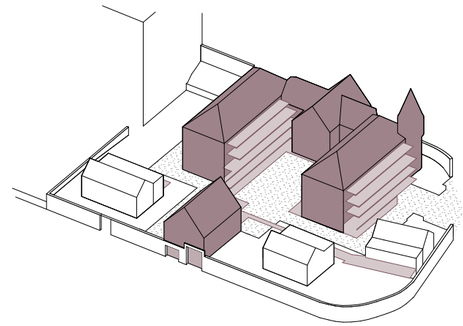
Im Hinterhof des Areals steht derzeit die Zwischennutzung einer Flüchtlingsunterkunft. Ein provisorisches, in Gestalt und Zustand umstrittenes Gebäude, das bis 2026 bestehen bleiben soll. Die dort verbauten Ziegel sollen laut Peter Summer aus dem Stadtrat nach dem Rückbau wiederverwendet werden (Vgl. Summer 2017, Min. 0:30).

Für die Wiederverwendung der Ziegel ist der neue Sonderbaustein vorgesehen. Der Sonderbaustein spiegelt so historisch wie gestalterisch das Prinzip des Weiterbauens wider und führt das Material in einer neuen, zeitgemäßen Form fort.

Innenraum

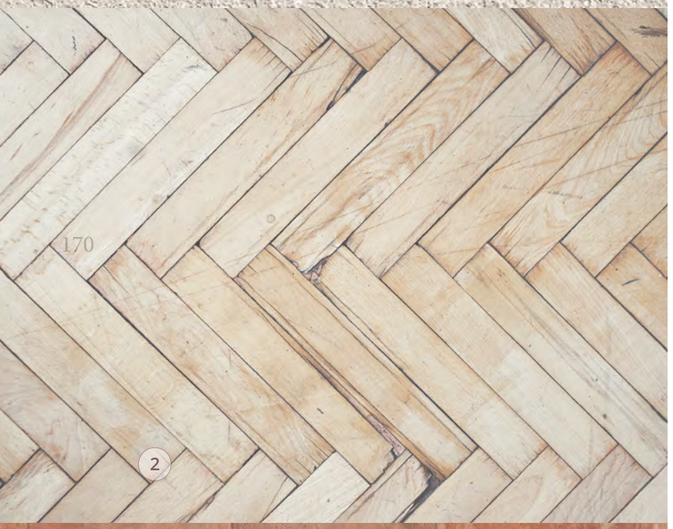
Das Material- und Farbkonzept zieht sich konsequent bis in den Innenraum fort. Dort wird der Neubau ähnlich zum Altbau umgesetzt: Der Mittelkern ist als Zentrum mit Fliesenmuster (Material 5, S.173) ausgekleidet, während die übrigen Räume mit Eichenparkett in Fischgrätverlegung (Material 9, S.173) ausgestattet werden, um eine harmonische Anbindung an den Bestand zu schaffen.

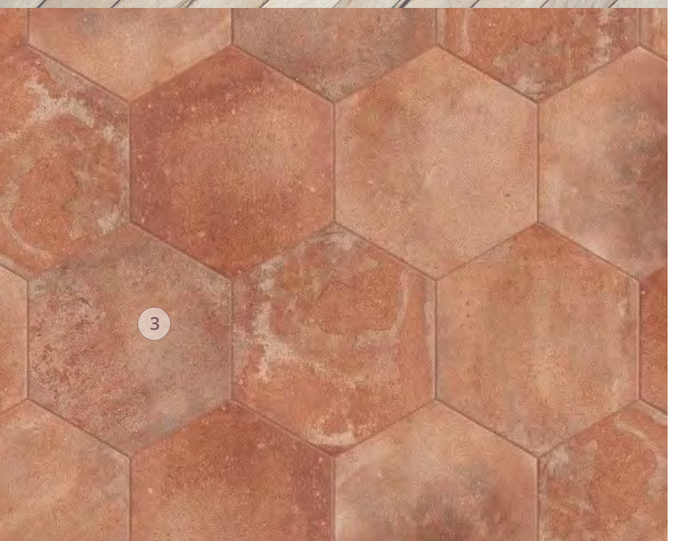
Die Gemeinschaftsflächen, wie das Café und die Gemeinschaftsräume, erhalten durch farbenfrohe Bodenbeläge einen sozialen Anziehungspunkt. Zugleich fügen sie sich an die zurückhaltenden Bestandsoberflächen an. Die unterschiedlich gestalteten Bodenbereiche verleihen jedem Raum einen eigenen Charakter und machen ihn wiedererkennbar.



Drei Materialen – Ziegel, Holz und Stahl.







Bestandsoberflächen

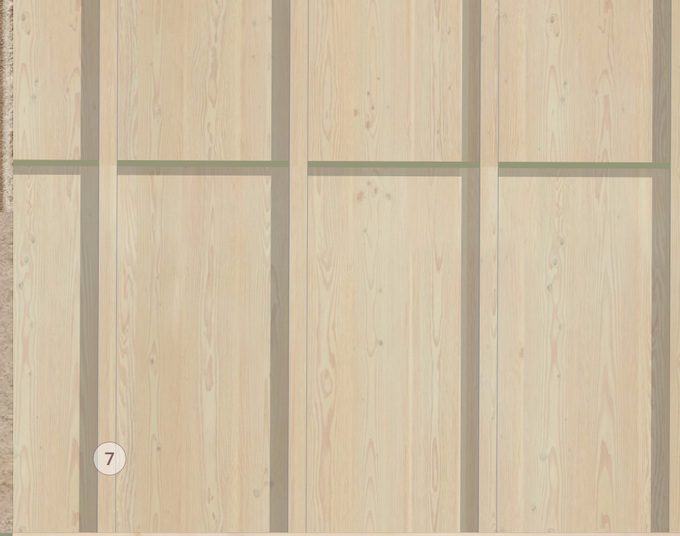
1. Strukturputz hell (Abb.: 8)
2. Historischer Parkett abgeschliffen (Abb.: 9)
3. Wabenförmiger Ziegelboden (Abb.: 10)

Ergänzende Oberflächen

4. Struktur-Kammputz K 2.0 mm (Abb.11)

mit Zahntraufel 10x10 vertikal abgezogen
5.Zementfliesen weiß/grün (Abb.: 12)
6. Pulverbeschichteter Stahl in Olivgold (Abb.: 13)
7. Großformatige Holzfassadenplatten
Fichte – vertikale Struktur
8. Terrassendielen – Douglasie (Abb.: 14)
9. Fischgrätenparkett Eiche (Abb.: 15)

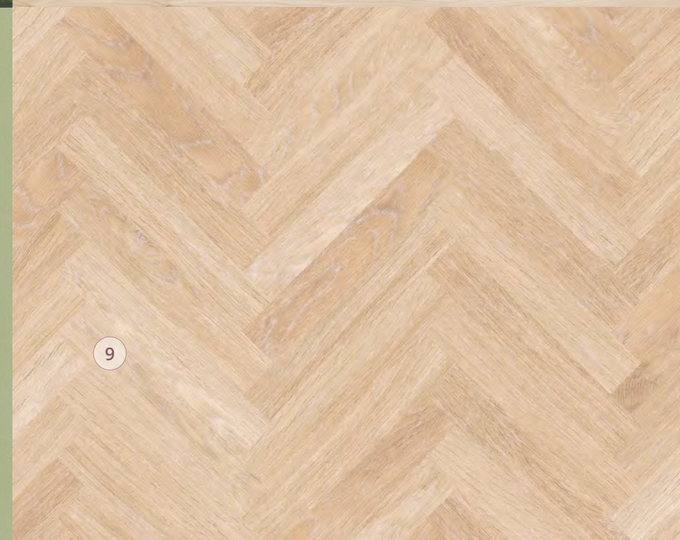








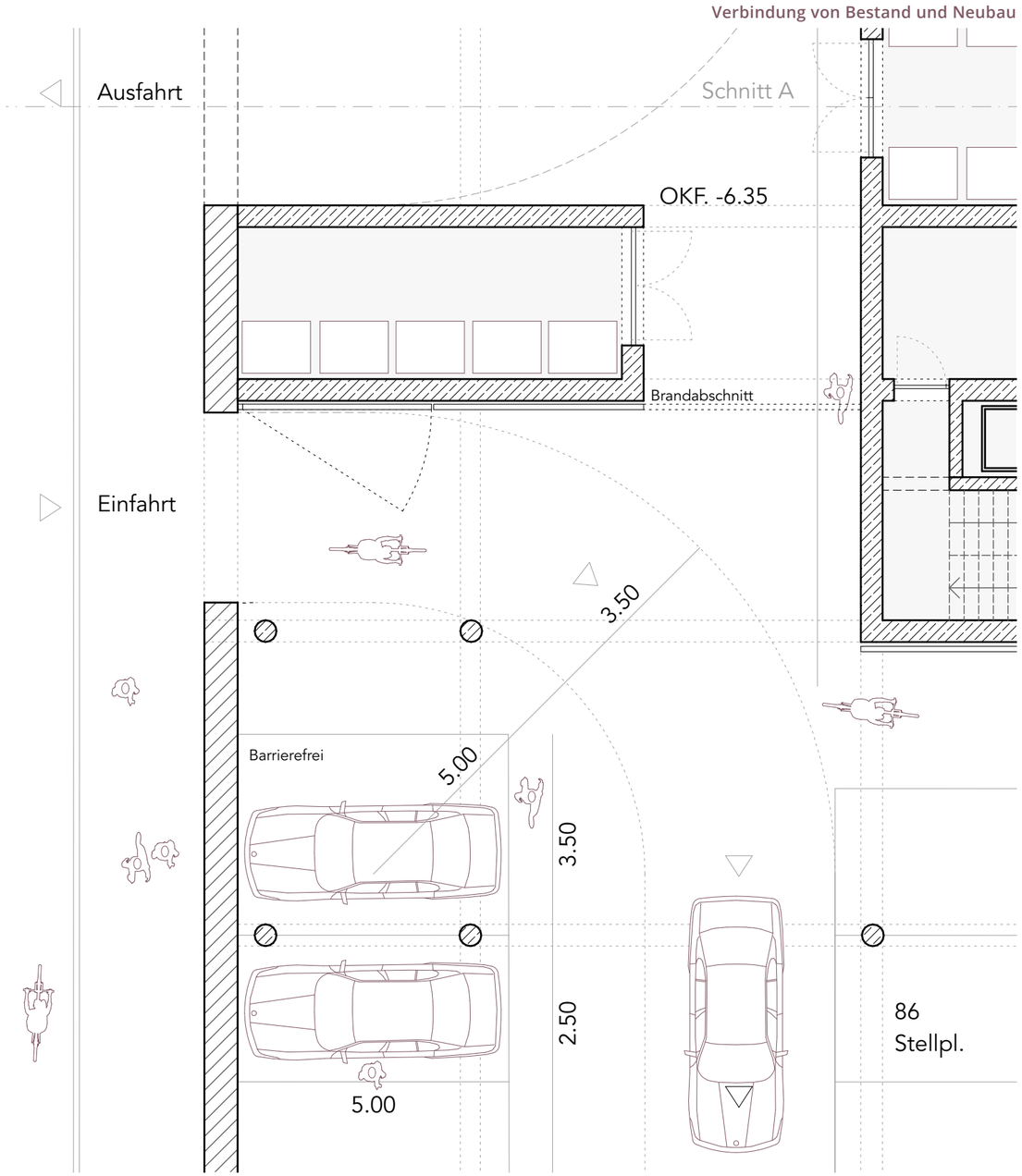




Quartiersgarage

Bei diesem Entwurf wurde die öffentliche Machbarkeitsstudie als Grundlage herangezogen (Vgl. Wilhelm Architekten, 2024). Als Anmerkung lässt sich festhalten, dass mehrere Faktoren Zweifel an der geplanten, groß dimensionierten Quartiersgarage aufwerfen: Der große Parkplatz als Alternative gegenüber des Entwurfsgebietes, die zentrale Lage, die zunehmende Kritik an hohen Stellplatzverordnungen, die ungewisse Zukunft unserer Mobilität sowie die Klimakrise, durch die insbesondere der Einsatz von CO_2-intensiven Baustoffen wie Beton hinterfragt wird.

Der Entwurf berücksichtigt daher auch ein alternatives Szenario, in dem entweder gar keine oder nur eine deutlich kleinere Garage realisiert wird. Da das Gebiet als Überschwemmungsgebiet ausgewiesen ist, wäre eine Nutzung auf Uferniveau ohnehin nicht ratsam. Durch die B11 und die neue Erschließungsebene wird das Areal angehoben. Ob in dieser Geländeanhebung letztlich eine Garage untergebracht wird oder nicht, ist für den Entwurf unerheblich. Das Niveau kann sowohl durch eine Aufschüttung als auch durch eine Garrage erreicht werden.



Zoom 10 – Quartiersgarage GR 2.UG, M1:100

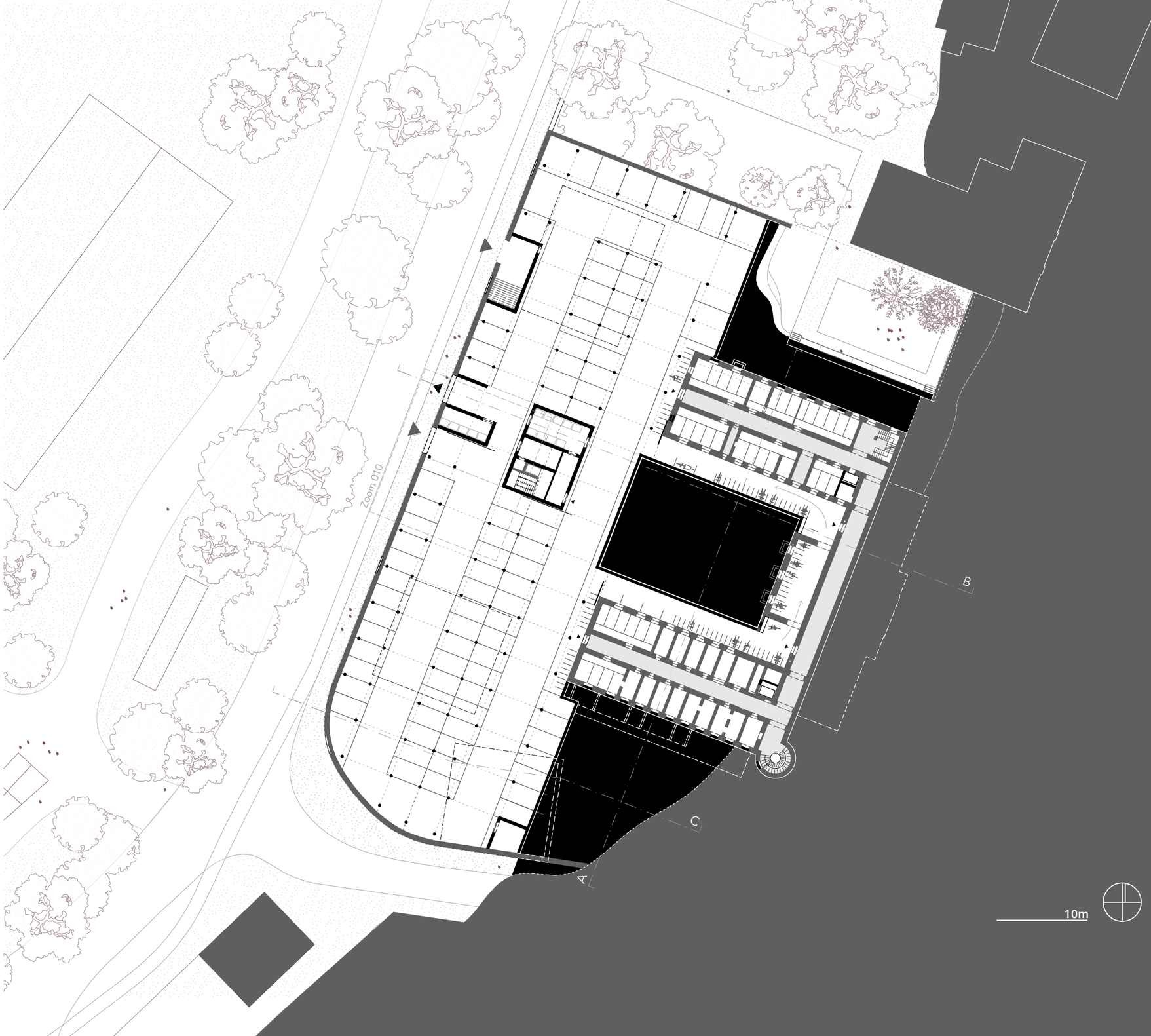
2.Untergeschoss – Optionale Quartiersgarage

Bestand:

Fahrradstellpl.	100 Stk.
Stellplätze Kraftfahrzeuge	90 Stk.

Benötigte Erde für Aufschüttung:

Mit Quartiersgarage: 1.100m3
Ohne Quartiersgarage: 7.100m3



Grundriss 2.UG, M1:500.



Schnitt C – M1:250.



Ansicht Nordwest – Übersicht – Verkleinert M1:100.

10m

Orte, die punktuell undefiniert sind, deren Verbindung aber strukturiert ist, bilden den fruchtbaren Boden für ein gelingendes alltägliches Zusammenleben.



Ausblick

Meine erste Vermutung, um mehr Gemeinschaft zu erreichen, war, Wohnkonzepte wie das Clusterwohnen, Wohngemeinschaften oder die generelle Nutzungsauslösung von Räumen umzusetzen. Gerd Kuhn und Lucia Landenberger ermutigten mich jedoch, den Fokus auf Zwischenräume zu legen, wenn ich das alltägliche Zusammenleben betrachten und stärken möchte. Entscheidend ist nicht die Differenzierung zwischen privaten und gemeinschaftlichen Räumen, dem Wohn- und Arbeitsort oder dem Drinnen und Draußen, sondern das Dazwischen. Während der private Raum eher neutral und offen gestaltet werden kann, um individuelle Entfaltung zu ermöglichen, benötigen die Zwischenflächen eine klarere Gestaltung, um ein Miteinander und mehr Begegnungen zu ermöglichen.
Übertragen auf Erhard Walters Ansatz bedeutet dies: Das Gebäude ist das Gemälde, das definierte Strukturen trägt, um ein Zusammenleben zu ermöglichen. Dann werden Leerräume als private Orte gelassen, die sich die Bewohner selbst aneignen können. So entsteht ein Raum, der das Private in all seinen Facetten zulässt und gleichzeitig Gemeinschaft durch Begegnung, geteilte Alltagswege und gemeinsames Alltagsleben unterstützt. In diesem Sinne ist die Nutzungsauflösung keine Gegenposition. Orte, an denen keine Gemeinschaft stattfinden soll, also Orte der Privatsphäre oder des Rückzugs, sind für die Entfaltung des Individuums ebenso wichtig wie Gemeinschaft. Sie sollten neutral und offen entworfen werden. Orte, die punktuell undefiniert sind, deren Verbindung aber strukturiert ist, bilden den fruchtbaren Boden für ein gelingendes alltägliches Zusammenleben.
Diese Denkweise hat meine Perspektive verändert. Es geht nicht um rein gemeinschaftliche Konzepte, sondern um die Gestaltung freier Raumstrukturen. Im Kontrast dazu steht der gestaltete Raum dazwischen, der auf natürliche Weise Begegnungen ermöglicht, aber nicht erzwingt. Es geht um die Überlagerung von Alltagswegen, die Gestaltung von zufälliger Begegnung und die Wahlmöglichkeit der jeweiligen Nutzer:innen durch individuelle Bespielung.
Es ist notwendig, den Einzelnen zu motivieren, sich in einer Gemeinschaft einzubringen. Aber der Zwang dazu wäre der Zerfall des Miteinanders. Hier sehe ich die Verantwortung und die Chance der Architektur. Es braucht funktionsoffene gedachte Raumstrukturen zur Entfaltung ohne vorgeschriebene Nutzung. Dazwischen braucht es unterschiedliche Qualitäten, einladende Angebote, Wahlmöglichkeiten und Reize, um ein alltägliches Zusammenleben zu ermöglichen und damit eine inklusive und offene Nachbarschaft zu entwerfen.
Die Übertragung der rein abstrakten Form der Theorie in die architektonische Gestaltung und die Einbeziehung in einen Entwurfsprozess, durch die Auseinandersetzung mit einem realen Baufeld, machte die Abstrakte Form für mich greifbar.
Ich sehe diese Arbeit als ein Puzzlestein im großen Prozess der Neugestaltung des Landshuter Stadteingangs. Als Denkanstoß, wie aus dem leerstehenden Gefängnis ein lebendiger Ort des Ankommens und des alltäglichen Zusammenlebens entstehen kann. Der Entwurf ist ein Teil eines offenen, fortlaufenden Prozesses der Veränderung wie im Sinne von Gerd Kuhn. „Und ich glaube, das ist sehr wichtig, dass wir eine Vision haben, aber auch nicht blind sind und denken, Utopien kann man umsetzen. Sondern es handelt sich vielmehr um einen fortlaufenden, offenen Prozess der Veränderung.“ (Vgl. Kuhn 2025, min: 21:46)
Ich bin der Meinung, dass sich der entstandene Ansatz gut in den heutigen herkömmlichen Planungsprozess integrieren lässt. Ein Schritt in Richtung alltägliches Zusammenleben.

Danksagung

Dieses Buch ist das Ergebnis vielfältiger Unterstützung und helfender Hände. Es ist in einem Prozess entstanden, der nur durch mein Umfeld in dieser Form möglich war.

Zunächst möchte ich Anna Wickenhauser danken, die mich mit ihrer engagierten Betreuung, ihrer klaren und konstruktiven Kritik sowie mit wertvoller Inspiration begleitet hat.
Ebenso danke ich all jenen Menschen, die mir mit ihrer Expertise und ihrem Interesse begegnet sind und diese Arbeit mit unterschiedlichen Ansichten und Impulsen bereichert haben.

Besonders bedanken möchte ich mich bei meiner Familie, die mir diesen Weg ermöglicht und mich jederzeit bestärkt hat.

Darüber hinaus danke ich der Familie Hagen, die mich sowohl fachlich als auch emotional unterstützt haben. Ebenso danke ich meinen Freunden, die stets an mich geglaubt und mir zur Seite gestanden haben, insbesondere Anne Rotter und Julien Reinhart.

Quellen

Assmann, Aleida 2000. „Geschichte im Gedächnis“. In Nach der Sozialgeschichte: Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Anthropologie / Semiotik 1.

Alexander, Christopher 1995. Hermann Czech (Hg.), „Eine Muster-Sprache: Städte, Gebäude, Konstruktion“. Wien: Löcker.

BauNetz. Faktoren / Kategorien des nachhaltigen Bauens. https://www.baunetzwissen.de/nachhaltig-bauen/fachwissen/einfuehrung/faktoren-kategoriendes-nachhaltigen-bauens-670961.

Baum, Martina und Vogl, Markus 2022. „Täglich: warum wir Öffentlichkeit, öffentlichen Raum und öffentliche Gebäude brauchen“. Weimar: M BOOKS.

Bayrisches Landesamt für Denkmalpflege, „Ehemalige Justizvollzugsanstalt Landshut“ November 2013. DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN. Nr.156.

Bernd, Friedrich 2017. „Streit um Flüchtlingsunterkunft in der alten JVA Landshut“, Bayern TV, online in: https://landshut.niederbayerntv.de/mediathek/video/streit-um-fluechtlinsunterkunft-in-der-alten-jva-landshut/; abgerufen am: 15.11.2025.

Bestard, Cati 2016. „The ‚Kitchenless‘ House: A Concept for the 21st Century“. ArchDaily. 2016, online: https://www.archdaily.com/793370/the-kitchenlesshouse-a-concept-for-the-21st-century; Zuletzt abgerufen am: 03.05.25.

Brandt, Reinhard 2007. „Die Bestimmung des Menschen bei Kant“. Hamburg, Meiner.

Bregman, Rutger 2021a. „Im Grunde gut: eine neue Geschichte der Menschheit“. 4. Auflage. rororo 416. Hamburg: Rowohlt.

Bregman, Rutger 2021b. „Utopien für Realisten: die Zeit ist reif für die 15-Stunden-Woche, offene Grenzen und das bedingungslose Grundeinkommen“. 17. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Dahme, Eberhard 2025. Bauamt, StBA Landshut. Rundgang durch die alte JVA Besichtigung am: 28.03.2025.

Die Förderer e.V. „Landshuter Hochzeit 1475“, online: https://www.landshuter-hochzeit.de; abgerufen am: 02.01.26.

Dülmen, Richard van 2002. „Die Entdeckung des Individuums: 1500-1800“. Orig. Ausg., 2. Aufl. Fischer-Taschenbücher Europäische Geschichte 60122. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Frederici Silvia 2021. In „Zeitgenössische feministische Raumpraxis“ S. 66-75 ARCH+, NR. 246, Berlin: ARCH+ Verlag GmbH.

Fromm, Erich 2022. „Die Furcht vor der Freiheit“ Übersetzt von Liselotte Mickel und Ernst Mickel. Ungekürzte Ausgabe, 27. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Gruber, Stefan 2018. „Die Umkämpften Felder des Gemeinschaffens“. In An atlas of commoning: Orte des Gemeinschaffens, S.4-5. Arch+, Nr. 232 Aachen: Arch+ Verlag GmbH.

Haeußermann, Hartmut und Siebel Walter 2000. „Soziologie des Wohnens: eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens“. 2. Korrigierte Aufl. Grundlagentexte Soziologie. Weinheim München: Juventa-Verl.

Han, Byung-Chul 2019. „Vom Verschwinden der Rituale: eine Topologie der Gegenwart“. 3. Auflage. Berlin: Ullstein.

Han, Byung-Chul 2022. „Vita contemplativa oder von der Untätigkeit“. Berlin: Ullstein.

Hauptwohnsitz 2025. Österreichs digitales Amt, online: https://www.oesterreich.gv.at/themen/persoenliche_dokumente_und_bestaetigungen/an__abmeldung_des_wohnsitzes/Seite.1180230.html; abgerufen am: 14. Februar 2025.

Hintersteiniger, Sigrid. 2025. Expertinneninterview, online via Zoom, durchgeführt am: 23.01.25, Anhang S.196.

Holl, Christian 2022. „Die Zukunft der Arbeit. In Stuttgart – Die produktive Stadtregion und die Zukunft der Arbeit“, Universität Stuttgart, S.15-59. ARCH+, Nr. 248 Berlin: ARCH+ Verlag GmbH.

Jäger, Anna und Röck, Martin u.a. 2022. „Gemeinsam wohnen gestalten“, Workshop & Veranstaltungsreihe: 15.-20.07.2018, Graz: wohnlabor.at, online: https://doi.org/10.5281/zenodo.5834906; Zuletzt abgerufen am: 07.07.25.

Juppien, Angelika und Zemp, Richard 2022. „ATLAS DES DAZWISCHEN WOHNENS“, PARK BOOKS (Hg.), Zürich.

Koselleck, Reinhart 1979. „Vergangene Zukunft: Reinhart Koselleck ; Zur Semantik geschichtlicher Zeiten“, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Krasny, Elke 2021. „Die Wohnfrage von den Maßstäben der Sorge“. In Wien – das Ende des Wohnbaus (als Typologie), Institut für Architektur und Entwerfen, S.52-55. ARCH+, Nr. 244 = 54. Jahrgang. Berlin: Arch+ Verlag GmbH.

Krogerus, Mikael und Tschäppeler, Roman 2021. „Entscheiden: die besten Strategien für große Beschlüsse“, Überarbeitete Neuausgabe, Zürich Berlin: Kein & Aber.

Kuhlmann, Dörte 2005. „Raum, Macht & Differenz: Genderstudien in der Architektur“. 2. Aufl. Atheory product. Wien: edition selene.

Kuhn, Gerd 2012. „Der Architekt, der Bürger, der Wohnungsbau und die Partizipation“, in Der Architekt – „Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes: Publikation zur Ausstellung des Architekturmuseums der TU München in der Pinakothek der Modern“, München: Prestel.

Kuhn, Gerd. 2025. Experteninterview, online via Zoom, durchgeführt am: 08.01.25, Anhang S.201.

La Biennale Di Venezia 2021. „How Will We Live Together?“, online: https://www.labiennale.org/en/news/biennale-architettura-2021-how-will-we-live-together; abgerufen am: 05.05.25.

Landenberger, Lucia 2025. Expertinneninterview, durchgeführt am: 12.01.25, Tübingen, Anhang S.207.

Lüchinger, Arnulf 2000. „Die Träger und die Menschen: das Ende des Massenwohnungsbaus“, N. J. Habraken und A. Lüchinger (Hg.). Den Haag: Arch-Edition.

Martin, Anna 2024. „Gemeinsam gehts leichter“, Hagen Tobias (Hg.). BAUMEISTER Work-Life Balance (B10): S.64-69.

McMillan und Chavis, David 1986. „Sense of Community: A Definition and Theory“, Journal of Community Psychology 14 (1) S. 6-23, online: https://doi.org/10.1002/1520-6629(198601)14:1<6::AID-JCOP2290140103>3.0.CO;2-I; abgerufen am: 23.07.25.

„Machbarkeitsstudie für ein zukunftsfähiges Gesamtkonzept, alte Justizvollzugsanstalt Landshut“, Wilhelm Architekten. 2024, online: https://ris.landshut.de/buergerinfo/vo0050.php?__kvonr=16178.; abgerufen am: 0505.2025.

Merkel, Janet. 2018. „CoWorking, das Arbeitsmodell der Zukunft?“ In „Temporäre Konzepte: Coworking und Coliving als Perspektive für die Regionalentwicklung“, H. Pechlaner und E. Innerhofer (Hg.), 1. Auflage. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, online: https://doi.org/10.17433/978-3-17-033671-1; abgerufen am: 23.07.25.

Michel, Kai, und Carel van Schaik. 2022. Die Wahrheit über Eva: die Erfindung der Ungleichheit von Frauen und Männern. rororo 00054. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Moore, Elke 2018. Einleitung „Stadt als Ort der Gemeinschaft“, in: An atlas of commoning: Orte des Gemeinschaffens, Arch+, Nr. 232, Aachen: Arch+ Verlag GmbH.

National Geographic. 2023. „Diskriminierung von Frauen: Woher kommt das Patriarchat?“, online: https://www.nationalgeographic.de/geschichte-und-kultur/2023/01/patriarchat-schwache-geschlecht-kulturelle-erfindung-frau-mann-gleichberechtigung; zuletzt abgerufen am: 04.07.25.

Massimo Montanari 2023. „Die Anfänge. Pflügen, Ackern, Kämpfen: Die Geschichte Der Bauern“, Dokumentarfilm, Bd. 1/4 Frankreich: ARTE, online: https://www.arte.tv/de/videos/109393-001-A/pfluegen-ackern-kaempfen-die-geschichte-der-bauern-1-4/; zuletzt abgerufen: 07.07.25.

Neuwirth, Werner. 2021. „design the design prozess“. Gastvortrag TU Wien, November 2018.

Neuwirth, Werner, 2025. Experteninterview, durchgeführt am: 04.03.25, Wien, Anhang S.214.

Ngo, Anh-Linh 2021. „In Wien – das Ende des Wohnbaus (als Typologie)“, ARCH+ (Hg.), Nr. 244, Berlin: Arch+ Verlag GmbH.

Ngo Anh-Linh, 2018. „An atlas of commoning: Orte des Gemeinschaffens“, Arch+, Nr. 232 Aachen: Arch+ Verlag GmbH.

Norberg-Schulz, Christian, 1984. Genius Loci: Towards a Phenomenology of Architecture. Repr. New York: Rizzoli.

Pepchinski, Mary 2021. „Blinde Flecken“,in: Zeitgenössische feministische Raumpraxis, S.52-61. Arch+, Nr. 246 = 54. Jahrgang, Berlin: Arch+ Verlag GmbH.

Popp, Reinhold, 2025. Experteninterview, schriftliche Durchführung am: 21.01.25, Anhang S.220.

Puigjaner, Anna, 2021. „Kitchenless Cities“, in: Zeitgenössische feministische Raumpraxis, S. 76-81. Arch+, Nr. 246, Berlin: Arch+ Verlag GmbH.

Rousseau, Jean-Jacques, 2015. Rohbeck, Johannes, (Hg.) „Die beiden Diskurse zur Zivilisationskritik“, Klassiker auslegen 53. Berlin, München: De Gruyter, online: https://doi.org/10.1515/9783110375312; abgerufen am 0505.2025.

Schmid, Susanne. 2024. „Eine Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens: Modelle des Zusammenlebens“, Eberle und Hugentobler (Hg.) 2. Auflage. Basel: Birkhäuser, online: https://doi.org/10.1515/9783035628029; abgerufen am 02.01.26.

Schröder, Hendrik, Dieter Ahlert, usw, (Hg.), 2009, „Distribution und Handel in Theorie und Praxis“: Festschrift für Prof. Dr. Dieter Ahlert. 1. Aufl. Gabler Edition Wissenschaft. Wiesbaden: Gabler.

Schwarte, Ludger, 2021. „Revolution des Wohnens, in: Wien – das Ende des Wohnbaus (als Typologie)“, S.22-25. ARCH+, Nr. 244, Berlin: Arch+ Verlag GmbH.

Spurk, Jan, 2018. „Welche Zukunft – Welche Zukünfte“, in: Temporäre Konzepte: Coworking und Coliving als Perspektive für die Regionalentwicklung, H. Pechlaner und E. Innerhofer (Hg.), 1. Auflage, S.11-17. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, online: https://doi.org/10.17433/978-3-17-033671-1; zuletzt abgerufen: 4.06.25; abgerufen am 23.10.25.

statista, 2025. online: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/605784/umfrage/entwicklung-der-gesamtbevoelkerung-in-landshut/; zuletzt abgerufen am: 15.10.25.

Summer, Peter 2017. „Streit um Flüchtlingsunterkunft in der alten JVA Landshut“, Bayern TV, online: https://landshut.niederbayerntv.de/mediathek/video/streit-um-fluechtlinsunterkunft-in-der-alten-jva-landshut/; abgerufen am: 15.11.2025.

Uhl, Stefan, 1999. „Städtisches Wohnen des Spätmittelalter“, Stuttgart Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Vereinte Nation (Hg.), 1948. „217 A (III). „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“.

Walther, Franz Erhard, 2018. „Die Ablehnung hat mich bestärkt“, süddeutsche Zeitung (Hg.), Interview: Mareike Nieberding, Heft 19/2018.

Weil, Thorsten, 2025. Diplomrestaurator, Residenz Landshut, Erzählungen bei einem Rundgang durch die Residenz.

Wieger, Julia, 2025. Expertinneninterview, durchgeführt am: 28.01.25, Wien, Anhang S.223.

Wilhelm Architekten, 2024. Stadt Landshut (Hg.) Machbarkeitsstudie, online: https://ris.landshut.de/buergerinfo/vo0050.php?__kvonr=16178; zuletzt abgerufen: 17.1125.

Abbildungen

Die nicht gesondert bezeichneten Darstellungen wurden von mir selbst fotografiert oder selbst erstellt.

Abb.: 1 Stadt Landshut. Stadtkarte 1810, online: https://stadtplan.landshut.de; zuletzt abgerufen am: 24.11.25.

Abb.: 2. – 7. Staatliches Hochbauamt Landshut. Historische Pläne, Justizvollzugsanstalt. Historische Pläne eingescannt.

Abb.: 8. + 11. Putztextur. Online: https://architextures.org/create; zuletzt abgerufen am: 12.11.25.

Abb.: 9. Parkett alt, online: https://www.domke-parkett.de/blog/fischgraetparkett/; zuletzt abgerufen am: 24.11.25.

Abb.: 10. Wabenstruktur. Online: https://www.fergusonhome.com/merola-tile-fnubshno/s1976205; zuletzt abgerufen am: 12.11.25.

Abb.: 12. Fliesenmuster Mutina (Hersteller), Online: https://www.baunetzwissen.de/fliesen-und-platten/tipps/news-produkte/41-muster-fuer-alle-faelle-8133790; zuletzt abgerufen am: 12.11.25.

Abb.: 13. Stahlelement. Online: https://www.sketchuptexturec-lub.com/textures; zuletzt abgerufen am: 12.11.25.

Abb. 14. Holzdielen, online: https://www.planeo.at/terrassendielen/terrawood-holzterrasse-laerche-sibirisch-a-b-45-x-140mm-beidseitig-glatt.html; zuletzt abgerufen am: 12.11.25.

Abb.: 15. Eichenparkett. Online: https://www.blaettler-parkett.ch/spezialitäten; zuletzt abgerufen am: 12.11.25.

Anhang

Interview Transkripte

Sigrid Hintersteiniger

23.Januar 2025

Paula Weil • 0:04 - 0:23
würde ich mit dem Thema Gemeinschaft beginnen. Was würden Sie sagen, ist für Sie Gemeinschaft? Oder , einfach wie relevant ist das Thema Gemeinschaft bei Ihnen in der Arbeit oder wann in der Architektur wichtig?

Sigrid Hintersteininger • 0:23 - 1:15
Ja, natürlich. Gemeinschaft ist ein sehr gesellschaftspolitisches Thema . Und es ist gerade in Zeiten wie jetzt wird es immer wichtiger, die Gemeinschaft sowohl im Kleinen als auch im Großen. Und ich finde, Gemeinschaft ist jetzt sehr wichtig. Also es ist im familiären Kontext sehr wichtig, aber es ist auch jetzt im größeren Kontext, im Freundeskreis, auch im Länderkontext sehr wichtig und überregional natürlich auch. Gemeinschaft bestimmt einfach unser Zusammenleben. Das ist WIE wir zusammenleben Leben sagt etwas über die Gemeinschaft aus.

Paula Weil • 1:27 - 1:32
Und in Kombination mit der Architektur?

Sigrid Hintersteininger • 1:32 - 2:06
Natürlich die Architektur schafft Plattformen für die Gemeinschaft und diese Plattformen sind halt auch oft verschwunden, haben nicht mehr diese Relevanz oder haben gerade auch durch die Individualisierung, die wir ja bis jetzt ja sehr stark haben, hat die Gemeinschaft auch sehr gelitten finde ich. Jeder ist ICH bezogen und daher hat die Gemeinschaft eben dann auch oft etwas verloren. Und ich denke, das ist einfach jetzt so der Zeitpunkt, wo man wieder über Gemeinschaft nachdenkt, was auch jetzt in Zusammenhang mit der Bubble Bildung steht. Gemeinschaft passiert meistens, zu mindestens in unseren Sphären schon sehr in der Bubble.

Paula Weil • 2:50 - 2:50
Sie meinen das Gemeinschaft eher oft Exklusiv ist?

Sigrid Hintersteininger • 2:56 - 3:11
Man umgibt sich mit seinesgleichen, es ist auch logisch, aber man hat sehr wenig Kontakt mit, ich sage jetzt mal, anderen, also das sieht man ja selber auch immer wieder. Das wird, glaube ich immer mehr, je älter dass man wird, weil sich dann halt die Gemeinschaften herauskristallisieren. Wenn man jetzt, sagen wir mal, noch im Studium ist oder was, ist dBubbleürlich noch breiter alles, auch aufgrund des Studierens schon, dass man halt viele Leute kennt, dass man viel unterwegs ist und so weiter. Und irgendwann, wenn man dann im Beruf ist, hat man halt so seine Bubble, sowohl beruflich als auch privat. Und diese Bubbles bilden natürlich dann die Gemeinschaft. Ich sag dann auch immer im Büro, auch zu meinen Mitarbeitern, das ist nicht ein Spiegelbild der Gesellschaft, in dem wir uns jetzt da bewegen in dieser Bubble. Und das sieht man dann ja auch, wenn man irgendwo auf die Straße geht. U nd das, glaube ich is t schon jetzt, was ich so gemerkt habe, in den letzten Jahren sehr stark geworden, das es die Gemeinschaft in der Bubble gibt, aber nicht über die Bubble hinaus.

Paula Weil • 4:30 - 4:42
Ja. Jetzt muss ich peinlicherweise sagen, dass ich die absolut erste, wichtigste Frage geskippt habe, dass Sie sich kurz vorstellen und kurz zu Ihrer Tätigkeit als Architektin was erzählen.

Sigrid Hintersteininger • 4:43 - 4:45
Ja, ja wir haben ja eh schon gesprochen. Ja also ich habe wenn ich von ganz vorne anfange, in Graz studiert Architektur habe dann auch da gearbeitet und bin dann nach Stuttgart und habe hier an der Uni in Stuttgart promoviert. Und das Thema war entgrenztes Wohnen, die Creative Class im Medialenzeitalter so hieß das damals, oder heißt es noch immer. Und da habe ich mich eben auch mit ähnlichen Themen beschäftigt mit denen Sie sich beschäftigen und genau, und habe dann nach meiner Promotion mich selbstständig gemacht. Habe hier ein eigenes Architekturbüro mit zehn Mitarbeitern und wir arbeiten aber nach wie vor auch immer wieder zu diesem Thema und das begleitet nach wie vor . Und arbeite aber auch noch immer an der Uni in Stuttgart, habe jetzt ein Forschungsprojekt geleitet über das Bundesbauministerium und da geht es um, das heißt Überdacht und da geht es um Überbau von Verkehrsbauten also das heißt Straßen, Gleise, Parkplätze mit Wohnungsbau. Und das Schließen der Schneisen. geht auch um Stadtreparatur, also weil gerade auch immer das Thema Gemeinschaft, Architektur und Städtebau einfach zusammen gehört und wenn man über Gemeinschaft nachdenkt dann bewegt man sich immer in diesem Spannungsfeld zwischen Gebäude und Städtebau.

Paula Weil • 6:38 - 6:42
Da fällt mir das Buch Die offene Stadt von Richard Sennett ein , das hat mir damals gezeigt, dass Stadtplanung, Architektur und die sozialen Struktur, also die Gesellschaftsaspekte zusammen gehören.

Sigrid Hintersteininger • 6:47 - 6:47
Ja die offene Stadt von Richard Sennett. Ein gutes Beispiel dafür.

Paula Weil • 6:47 - 6:47
Ja und grade im Kontext des Zusammenlebens und der Gemeinschaft

Sigrid Hintersteininger • 6:52 - 6:53
Ja genau.

Paula Weil • 6:55 - 6:58
Machen Sie im Büro hauptsächlich Wohnungsbau?

Sigrid Hintersteininger • 6:59 - 7:25
Nein, nicht hauptsächlich, unter anderem auch . Wir machen vom Städtebau, über Wohnungsbau bis öffentliche Bauten. In letzter Zeit... sehr viel Sanierungen, also Bestandsbauten die wir umbauen . Wir planen gerade eine alte Industriehalle , die zu einer Markthalle umgebaut wird.

Paula Weil • 7:25 - 7:25
Die habe ich gesehen, mit Stampflehm richtig?

Sigrid Hintersteininger • 7:27 - 7:50
Genau, mit Lehm und dann machen wir auch dazu passend eben einen Mobility Hub, also Parken oben drüber Ärzte und Quartiersgaragen. Dann bauen wir ein altes Haus um , zu einem Weinlokal, also ganz unterschiedlich.

Paula Weil • 7:54 - 8:05
Doktorarbeit Sie im Denken über die Jahre i m Schaffen als Architektin begleitet?

Sigrid Hintersteininger • 8:10 - 8:43
Ja so diese Spannung zwischen der Theorie und der architektonischen Umsetzung, das finde ich sehr spannend und das praktiziere ich auch immer nach wie vor. Das ist, finde ich ich finde es einfach wichtig, dass hinter allem ein Gedanke eine Idee steckt und das fängt halt eben mal mit der Theorie an und das dann umzusetzen in praktische Beispiele ist für mich sehr interessant.

Paula Weil • 8:45 - 8:52
Ich bin mal gespannt, ob ich dann aus meiner Theorie gute Praxiserkenntnisse bekomme.

Sigrid Hintersteininger • 8:54 - 9:25
Auf jeden Fall. Also bei mir hieß es damals ja noch nicht Home Office, sondern das hieß ja damals eben... das Wohnen löst sich auf und keiner hat gewusst was damit passiert . Gibt es Räume oder braucht man jetzt nur mehr eine große Box und sonst nichts mehr und keine Wände und nichts mehr oder sonst irgendwas. Aber jetzt wird man das, was ich damals erarbeitet habe, als Home Office bezeichnen. Nur dass damals es in diesem Ausmaße noch nicht vorhanden war.

Paula Weil • 9:40 - 9:43
Ja, es ist erst eben dann wirklich gestartet. Diese digitale Welt, in der Laptops länger benutzt werden können ohne Steckdose.

Sigrid Hintersteininger • 9:51 - 9:52
Ja, genau.

Paula Weil • 9:55 - 10:21
Danke für die Einleitung. Ich würde jetzt dann wieder zu den Fragen zurückgehen, aber wir haben ja gerade auch schon das Wohnen und Arbeiten angesprochen. Dass es aber das Wohnen ja eigentlich erst seit dem 19. Jahrhundert gibt und immer mehr hinterfragt wird, was ist überhaupt Wohnen oder was ist Arbeiten? Vielleicht können Sie ganz kurz erklären, was für Sie Wohnen ist.

Sigrid Hintersteininger • 10:22 - 10:36
Also für mich persönlich ist Wohnen dann, wenn ich es ganz klassisch betrachte, wenn ich nicht arbeite und Arbeiten ist, wenn ich nicht wohne.

Paula Weil • 10:37 - 10:38
Das ist eine coole Beschreibung.

Sigrid Hintersteininger • 10:41 - 11:11
Aber dadurch, dass ich sehr viel arbeite und mich dabei aber auch wohlfühle, denke ich, dass ich das irgendwie auch als Wohnen bezeichnen kann. Also ich trenne das klar. Ich habe eine Wohnung und ein Büro und das ist zwar jetzt nicht weit auseinander, also das heißt, das ist zu Fuß zwölf Minuten, ca. eineinhalb Kilometer. Aber es ist getrennt und da ist eine gewisse Abgrenzung, wenn ich es möchte und das finde ich schon wichtig. Und das heißt, Wohnen ist dann wirklich, wenn ich den Ort... wechsle . Und ich habe eben meine Wohnung als Wohnen definiert also ist das für mich Wohnen und mein Büro als Arbeiten definiert also ist das für mich Arbeiten. Aber wenn ich es genau betrachte, mache ich sowohl das eine dort als auch das andere dort. Also jetzt, ich denke daheim genauso über meine Arbeit nach und lese Dinge und im Büro sitzen wir…genauso am Tisch und trinken ein Glas Wein.

Paula Weil • 12:20 - 12:26
Ja, da spielt vielleicht dann auch das Thema Wahlmöglichkeit rein, was Sie ja auch in Ihrer Arbeit geschrieben haben.

Sigrid Hintersteininger • 12:26 - 12:27
Genau, genau.

Paula Weil • 12:27 - 12:30
Da würde ich später nochmal drauf eingehen wollen. Wir haben das ja während Corona erlebt, dass plötzlich von heute auf morgen Arbeit und Wohnen zusammengefallen ist. B ei manchen hat es mehr funktioniert, bei manchen weniger. Man war völlig isoliert und unvorbereitet. Aber was würden Sie sagen, kann das funktionieren?

Sigrid Hintersteininger • 12:59 - 13:01
Das gemeinsame Wohnen und Arbeiten, meinen Sie?

Paula Weil • 13:02 - 13:03
Genau, genau.

Sigrid Hintersteininger • 13:03 - 13:33
Also ich denke, wenn das... Also das ist wieder jetzt so meine These, wenn es ein Zwang ist, wird es anstrengend. Also wenn ich mir das jetzt selber aussuche , weil ich das jetzt gerade so für gut empfinde, dann ist es okay. Aber man braucht einfach schon die Wahl, das zu entscheiden, ob ich jetzt dort oder da wohne oder arbeite oder beides zusammen mache. Aber das habe ich ja in meinen Untersuchungen meiner Dissertation auch schon ganz klar aufzeigen können. Also die Leute, die sich das aussuchen können, w o sie jetzt arbeiten und wo sie wohnen, für die war das alles okay, auch wenn sie es überlagern. Aber wenn die Möglichkeit nicht da ist, sondern wenn das ein Zwang ist, und das war ja in Corona-Zeiten so, also dann ist es nicht so gut. Und das ist ja auch, glaube ich, so das... Also das ist der Punkt gewesen zur Corona-Zeit, weil die Leute das machen mussten, weil die haben keine andere Möglichkeit gehabt. Mittlerweile gibt es ja viele, die irgendwie zu Hause bleiben, weil sie es so gut finden und weil sie es nicht müssen, Die haben dann auch die Möglichkeit, woanders hinzugehen aber Sie müssen nicht. Also es steckt schon sehr viel Psychologie auch drin, finde ich also auch in meiner Erkenntnis. Das eine Möglichkeit da sein muss, um diese anzunehmen oder dass sie es gut finden.

Paula Weil • 14:54 - 15:00
ist die Internetverbindung gerade ein bisschen instabil. Ich hoffe, Sie können mich noch gut hören.

Sigrid Hintersteininger • 15:00 - 15:01
Ja ich höre Sie.

Paula Weil • 15:01 - 15:11
Okay perfekt. Sie haben gesagt, dass in der Überlappung trotzdem die Wahlmöglichkeit bestehen bleiben kann .

Paula Weil • 15:13 - 15:18
immer mehrere Räume oder mehrere Qualitäten in einem Raum?

Sigrid Hintersteininger • 15:30 - 15:50
Man braucht ja heutzutage die Funktion des Raumes, wie s ie ja auch schon gesagt, nicht mehr. D as ein Raum funktional zugeschnitten sein muss, genau auf eine Funktion, ist hinfällig. Ic h brauche einfach verschiedenen Qualitäten, mit verschiedenen Räumen habe ich automatische verschiedene Qualitäten, wenn ich diese in einem Raum haben möchte, muss ich schauen wie ich unterschiedliche Qualitäten in einen Raum bekomme, mit der Atmosphäre, habe ich helle und oder dunkele Ecken. Mit den Sitzmöglichkeiten, dass es mehrere Möglichkeiten gibt, sich wo hinzusetzten. Platz zu nehmen oder mich hinzulegen oder sonst irgendwas, .Das ist gut, aber wenn es die Varianten nicht gibt, also keine Wahlmöglichkeit nicht gibt, ja, sozusagen, dann ist es wieder ein Zwang und dann wird es schwierig für die Leute. Ja, also so war meine Erkenntnis bei diesen... Untersuchungen, die ich gemacht habe und mir erscheint das auch relativ logisch. Wenn ich mir aussuchen kann, wo ich was mache, egal was, weil ich dann vom Raum entkoppelt bin, dann finden das die Leute gut.

Paula Weil • 17:12 - 17:44
passend dazu, ist die nächste Fragen auf die Neutralität bezogen . Ich habe mich gefragt, wie definiert muss ein Raum sein, dass man ihn trotzdem gut benutzen kann und wie undefiniert kann ein Raum sein, dass er trotzdem mehrere Funktionen beinhalten kann. Ja, also wie sehr müssen wir als Architektur schaffende Menschen Raum definieren und ab welchem Punkt sollten sich die Bewohner:innen ihn sich selber aneignen?

Sigrid Hintersteininger • 17:49 - 18:25
Das hängt auch wieder mit Qualitäten zusammen, wenn wir jetzt Qualitäten schaffen im Sinne von eben, da ist viel Licht, da ist es eher dunkel da ist es kleiner, da ist es größer, dann ist das eigentlich schon eine gute Voraussetzung für die Aneignung. Also, da muss jetzt meines Erachtens jetzt nicht unbedingt alles möbliert oder sonst irgendwas sein, aber es sollten halt unterschiedliche Qualitäten sein. Und ich habe letztens einen Vortrag von der Schweizer Architektin, die Elli Mosayebi gehört, die ist ja an der ETH, die bauen Wohngebäude mit unterschiedlichen Türen , dass nicht alles immer gleich ist, sondern die haben eine Tür, die ist und die andere ist so. Ich Sie haben 2 Türen in einem Raum. Ich kann mir das also aussuchen, gehe ich durch die kleine Tür oder durch eine große, hohe Tür. Es

ist ja dann eine Definierung. Ich habe auch letztens bei einem Vortrag von Werner Neuwirth gesehen, wie er eben auch die Tür angesprochen hat, dass heutzutage jede Tür gleich aussieht und früher gab es ja prunkvolle Türen, kleine Türen und dass das heute alles gleich aussieht.
Paula Weil • 19:58 - 20:09
Der Zwiespalt zwischen komplett alles gleich und aber trotzdem kleine Nuancen schaffen, dass es eben diesen Unterschied macht und dadurch eben diese Qualität entsteht.

Sigrid Hintersteininger • 20:11 - 20:40
Und das machen wir auch. Immer wieder sind das so Kleinigkeiten. Eine kleine Tür, eine große Tür und schon hat das einen anderen Charakter . Das ist furchtbar, wenn man dann so lange Gänge hat, zum Beispiel in irgendwelchen Krankenhäusern oder so oder Verwaltungsgebäude und alles sieht gleich aus. Auch für die Orientierung nicht gut.

Paula Weil • 20:47 - 21:02
Wie geht ihr dann im Büro damit um? Auch gerade im Wohnbau gibt es ja einfach wahnsinnig viele Vorschriften und Normen und Vorgaben, dass man da trotzdem noch die zwei unterschiedlichen Türen, sage ich jetzt mal, hinbekommt?

Sigrid Hintersteininger • 21:05 - 21:41
Das hängt dann auch an dem Bauherrn natürlich, ob er mitmacht oder nicht . I m Wohnungsbau haben es wir das noch nicht gemacht, aber zum Beispiel in einer alten Kälte, die wir umgebaut haben, haben wir, da haben wir unterschiedliche Türen reingemacht, da haben wir auch alte Türen, neue Türen, Blechtüren, kleine, dann normale Türen und dass man da einfach so eine gewisse... ja, Diversität reinkriegt, das hat schon Charme. Beim Wohnungsbau ist es natürlich wie Sie sagen, da gibt es viele Normen Vorschriften, aber ich glaube, da muss, ja... selbst da kann das Einzug finden. Aber was wir gemacht haben, wir haben im Wohnungsbau ein Projekt, da bin ich gerade dabei, jetzt auch für einen Vortrag zu verarbeiten, da haben wir bewusst einen Gemeinschaftsraum, weil wir ja bei der Gemeinschaft waren, in der Mitte zwei... Häuser gemacht, von denen die Eingangsbereiche weggehen, damit wir wirklich so einen Treffpunkt haben und da wird es sehr gut angenommen, da sitzen die Leute, machen die, also man kann da schon mit architektonischen Mitteln arbeiten.

Paula Weil • 22:32 - 22:35
Und was hat der für Eigenschaften dieser Gemeinschaftsraum?

Sigrid Hintersteininger • 22:36 - 23:07
Naja, der ist, er ist ein Außenraum, er ist wie so eine Art Hof u nd von dem Hof gehen dann die Zugänge zu den Häusern weg. Und da treffen sich die Leute, wenn die nach Hause kommen oder von zu Hause weggehen, da treffen sie sich und dort gibt es auch Bänke, dort gibt es Bäume und da können die Leute eben auch sich hinsetzen und mal irgendwie ein paar Sätze miteinander sprechen. Und man geht nicht so anonym in ein Haus rein und es wird dann irgendwie anonym verteilt. Und das Treppenhaus ist ein, ja, ein Raum der nur für die Bewegung da ist, das ist es ja nicht, gerade das Treppenhaus kann viel mehr eigentlich als nur ein Verteilraum zu sein.

Paula Weil • 23:32 - 23:43
Also das heißt, dieser Gemeinschaftsraum ist eben eigentlich ein Alltagsweg, wo die Leute zwangsläufig drüberlaufen, um in ihr Haus zu kommen und da kann dann automatisch Gemeinschaft stattfinden.

Sigrid Hintersteininger • 23:43 - 23:43
Ja genau

Paula Weil • 23:44 - 24:02
Es auch in meinen Interviews rausgefunden, ja, mir wurde die Erkenntnis nahegelegt, dass die Zwischenräume einfach eine Riesenbedeutung haben, gerade für Gemeinschaft. Und dass es diese Alltagswege sind, wo man versuchen muss, diese Funktionen zu überlappen.

Sigrid Hintersteininger • 24:02 - 24:03
Genau.

Paula Weil • 24:03 - 24:06
Wo man sich zufälligerweise begegnen kann und dann entscheiden kann, ob man stehen bleibt. Also dann ein expliziter Gemeinschaftsraum bsw. Im Dach schwierig funktioniert, weil man sich dort bewusst für Gemeinschaft entscheiden muss.

Sigrid Hintersteininger • 24:15 - 24:46
Ja, genau. D ort wo ich mich sowieso bewege. Ich bewege mich im Treppenhaus, im Treppenhaus kann ich Leute treffen. Das immer auch dieses Beispiel der Wiener Bassena . Eine Wasserstelle, wo die Leute Wasser geholt haben. Die gab es auch im Hof oder im Treppenraum und das nannte man dann den Basena-Tratsch. Da gibt es ganze Bücher dazu, also das sind die Räume, wo Gemeinschaft stattfindet. Wenn man im Alltag was macht... nebenher eben jemanden trifft.

Paula Weil • 25:23 - 25:41
Ja, und genau deswegen ist es wichtig, Dinge zu finden, die nicht zu spezifisch sind, wo dann die Funktionen in der Gemeinschaft nicht viele ausschließt, man aber jetzt auch, wie zum Beispiel bei einem Wasserbrunnen, trotzdem die Räume einen nutzen oder sogar mehrere Nutzen haben.

Sigrid Hintersteininger • 25:58 - 26:33
Weil man es immer auf eine Funktion nur beschränkt, also eine Treppe oder ein Flur ist halt einfach dazu da, um von A nach B zu kommen und nicht mehr, nicht weniger . Und wenn man dann aber jetzt irgendwo, zum Beispiel wir haben jetzt einen Wettbewerb gemacht, da haben wir auch Wohnungsbau umgebaut, Bestandsbauten da haben wir teilweise die Treppenräume um so eine Nische verbreitet, um einfach dort irgendwie was zu ermöglichen. Klar, ich meine, bei uns ist dann halt immer nur der Brandschutz und das und das und das und das aber irgendwie muss man das halt schaffen, dem Raum mehr Möglichkeiten als die eine Funktion zuzuschreiben.

Paula Weil • 26:56 - 26:57
Ich würde jetzt zum Hauptteil kommen. Sie haben ja in Ihrer Dissertation 2006 eine Forschung darüber gemacht, wie Leute im Homeoffice arbeiten, könnten Sie nochmal etwas dazu erzählen, auch wie sie dazu kamen.

Sigrid Hintersteininger • 27:24 - 29:10
Das war ja die sogenante creativ class, das kommt aus dem amerikanischen, der Wirtschaftssoziologe Richard Florida hat gesagt, dass The Creative Class die Vorreiter also die ProtKreativwirtschaft und war und oder ist nach wie vor in den Städten. Und die habe ich dann eben untersucht, beziehungsweise einerseits war es auch eine Befragung und andererseits habe ich deren Wohn- und deren Arbeitsräume oder Orte oder Wohnungen oder was auch immer das dann war, aufgenommen, und dann bin ich auf diese Creative Class losgegangen, das war eben in Wien,, in Berlin, in Zürich und in Köln, weil d as war ja vor 20 Jahren sozusagen, eine große Kreativwirtschaft und war und oder ist nach wie vor in den Städten. Und die habe ich dann eben untersucht, beziehungsweise einerseits war es auch eine Befragung und andererseits habe ich deren Wohn- und deren Arbeitsräume oder Orte oder Wohnungen oder was auch immer das dann war, aufgenommen, grundrisstechnisch und dann in Diagrammform übertragen und habe dann eben geschaut, wo überlagert sich was. Und da ist herausgekommen, dass die eigentlich alles überall machen, aber eben, wie gesagt, das schon selber wählen wollen, wo sie was machen. Und wenn sie dann einen Ort hatten, hatten sie in der Nähe eben einen zweiten gesucht, wo sie aber auch wieder alles machen können, je nachdem, auf was sie Lust haben. Also teilweise war das dann so, dass ich dann Leute getroffen habe, die haben halt zwei Wohnungen gehabt und je nach Situation haben sie halt in der Wohnung mehr gewohnt und in der anderen mehr gearbeitet oder mehr gearbeitet oder gewohnt wie auch immer.

Sigrid Hintersteininger • 30:00 - 30:20
Einen hatte ich sogar dabei, der hat sich die Nachbarwohnung dann dazu gemietet und konnte sich dann hier eben hin und her bewegen. Aber wichtig war auch, dass die Grenzen wenn gewünscht, gezogen werden können.

Paula Weil • 30:21 - 30:22
Die Option.

Sigrid Hintersteininger • 30:23 - 30:23
Ja.

Paula Weil • 30:25 - 30:37
Ja, Gerd Kuhn hat auch in seinem Interview erzählt, dass sie am Ende der Arbeit total frustriert waren, weil sie gemerkt haben, da ist überhaupt kein einheitliches Ergebnis. Also ich gebe es jetzt nur wieder, wie er es erzählt hat.

Sigrid Hintersteininger • 30:38 - 30:39
So arg war es nicht.

Paula Weil • 30:41 - 30:49
Tilman Harlander, der dann gemeint hat, es ist doch eigentlich ein super Ergebnis, dass es eben keine einheitlichen Ergebnisse gibt. Wie könnte er das gemeint haben?

Sigrid Hintersteininger • 31:01 - 31:32
Ich weiß nicht ganz genau, was der Gerd damit gemeint hat. Aber klar war es irgendwie schwierig, da so eine Eindeutigkeit heraus zu kristallisieren. Aber die Eindeutige ist halt, dass die Leute das selber wählen können. Dass sie sagen, okay... Also dass zum einen einfach eine Diversität da sein muss, und zum anderen, dass sie das wählen können. Und da kommen wir dann eben auf diese Raumqualitäten, dass es unterschiedliche Qualitäten geben muss, wenn es schon nicht mehr diese funktionale Zuordnung gibt. Das sind so diese entscheidenden Wörter oder Themen, die da der Erkenntnis waren.

Paula Weil • 31:58 - 32:06
Ich habe auch zu dem Prinzip des Sowohl-als-auch und dem Entweder-oder gelesen. Das ist ja eigentlich auch ein schönes Beispiel für die Wahlmöglichkeit.

Sigrid Hintersteininger • 32:17 - 32:51
Also Sowohl-als-auch, das ist halt eine Überlagerung. Also das heißt, Sowohl-als-auch bedeutet... Ich kann sowohl das eine noch das andere am gleichen Ort machen, Entweder-oder heißt, es ist verbunden mit einer Trennung. Also entweder ich kann das eine da machen oder das andere da machen. Und aber was ich eben herausgefunden habe oder was ich auch denke, ist, dass es einfach eben dieses Sowohl-als-auch sein sollte. Und dass ich sowohl an einem Ort arbeite als auch wohne. Wenn ich das so brauche und am anderen auch. Und dann ist es die funktionale Nivellierung. Wenn ich jetzt, ich kann es schon, weil Entweder-oder heißt ja, ich habe einen Arbeitsort und einen Wohnort und ich kann mir das aussuchen. Entweder ich gehe dahin oder dahin Es geht auch. Aber es ist dann nicht mehr diese räumliche Nivellierung.

Paula Weil • 33:34 - 34:04
Wenn man jetzt dieses Sowohl-als-auch noch auf die Gemeinschaft thematisieren würde oder versuchen würde zu übertragen Ich bin in meiner Recherche darauf gekommen, dass Gemeinschaft immer scheitert , wenn du zwangsläufig Gemeinschaft hast. Also wenn du Gemeinschaftsdienst erbringen musst, wenn du das und das einbringen musst und wirklich dich zwangsläufig in diese Gemeinschaft einbringen musst. Sondern dass es eigentlich auch diese Wahlmöglichkeit immer ist. Man hat seine Privatsphäre, man kann sich zurücknehmen und nur wenn man möchte, geht man in diese Gemeinschaft. Aber wie ich ja auch vorhin gesagt habe, dass diese Gemeinschaftsräume, wo man dann zwangsläufig Gemeinschaft erlebt, auch wieder nicht funktionieren. Wie könnte man das mit diesem Sowohl-als-auch vielleicht übertragen?

Sigrid Hintersteininger • 34:26 - 34:56
Naja, das ist halt wieder auch eben, wie Sie sagen, mit dieser Wahlmöglichkeit. Ich kann Gemeinschaft, wenn ich möchte, aber ich muss jetzt nicht. Also das heißt, ich glaube auch, also da sind wir jetzt schon philosophisch, dass es auch innerhalb der Gemeinschaft ein Sowohl als auch gibt, also ich kann sowohl ich sein als auch Gemeinschaft sein, sozusagen. Ich glaube, es ist wichtig, dass ich, wenn ich in einer Gemeinschaft bin, nicht unbedingt…. Also sagen wir mal so, dass ich trotzdem das Ich leben kann. Ja, das ist, glaube ich, wichtig, dass ich jetzt nicht irgendwie sagen muss, in der Gemeinschaft muss ich mich jetzt so anpassen, dass ich mein Ich verliere, sondern dass die Gemeinschaft das akzeptiert, dass es unterschiedliche Ichs gibt.

Paula Weil • 35:29 - 35:48
Ja, das ist wirklich philosophisch. Aber mir fällt jetzt auch das Beispiel in meiner aktuellen WG Situation ein, dass wir merken, wir haben hier verschiedene Räume, wir haben eben verschiedene Ecken wo man was tun kann und in dem Moment, wo ich im Gemeinschaftsraum bin, muss ich nicht gemeinschaftlich sein. Ich muss jetzt nicht mit jemandem interagieren und reden. Man kann schweigend nebeneinander sitzen und arbeiten, aber man hat auch Gemeinschaftsgefühl und wir arbeiten alle viel lieber in diesen gemeinschaftlichen Räumen, aber müssen dann nicht immer diese Gemeinschaft leben.

Sigrid Hintersteininger • 36:02 - 36:15
Ja, Das ist ja wieder dieser Zwang dann. I ch glaube auch, dass es wichtig ist, auch in einem Gemeinschaftsraum zu sein und trotzdem das jetzt nicht unbedingt jetzt muss ich mit allen sprechen.

Paula Weil • 36:18 - 36:21
Das macht ziemlich viel Sinn.

Sigrid Hintersteininger • 36:21 - 36:40
Ja, das ist, glaube ich auch das Gute an einem Park, wenn ich in einem Park-bin, in einem grünen Park, wenn ich da hingehe u nd da habe ich unterschiedliche Bänke. Da habe ich auch das Gefühl, ich bin jetzt nicht alleine, aber ich kann da für mich alleine sein.

Paula Weil • 36:44 - 36:54
Ja, und auch beim Homeoffice oder bei diesen Shared Working Spaces, dass du für dich arbeiten kannst, aber eben nicht alleine arbeitest.

Sigrid Hintersteininger • 36:54 - 37:06
Ja, genau, a lso das alleine, das Gefühl, dass ich dann nicht irgendwie alleine bin. Ich glaube, das alleine ist halt, das ist ja auch immer wieder das Problem, die Einsamkeit.

Paula Weil • 37:09 - 37:41
Wir haben schon in der Einleitung ganz viele Fragen auch zu Überlagerung und Qualität gesagt. Deswegen würde ich die Fragen jetzt einfach überspringen und denke, dass jetzt alle vom Hauptteil beantwortet sind. Deswegen könnten wir jetzt eigentlich zum letzten Teil springen von den persönlichen Einschätzungen. Wenn Sie eine Skala hätten von 1 bis 10, wie viel wären Sie bereit oder wie viel hätten Sie Lust zu teilen? Einfach, wenn Sie in einer Gemeinschaft leben würden oder eben auch gar nicht wollen, in einer Gemeinschaft zu leben.

Sigrid Hintersteininger • 37:54 - 37:57
Ich würde sagen, so Hälfte Hälfte.

Paula Weil • 38:03 - 38:11
Und welche Funktionen und Räume würden Sie überhaupt gar nicht teilen wollen? Was bedeutet komplette Privatheit für Sie?

Sigrid Hintersteininger • 38:12 - 38:29
Naja, es ist halt schon immer noch das Schlafzimmer, glaube ich. Das werden wahrscheinlich viele sagen, also das könnte ich mir garnicht vorstellen. Das Schlafzimmer würde ich sagen.

Paula Weil • 38:30 - 38:31
Ich machen finden auch das Badezimmer als das privateste an. Obwohl früher Gemeinschaftsbäder völlig normal waren.

Sigrid Hintersteininger • 38:44 - 38:45
Ja, aber wenn ich im Bad bin, mach ich einfach die Tür zu, sag ich mal, das würde mich jetzt weniger stören. Das sieht man ja eigentlich auch in einer WG immer total. In einer WG ist das Schlafzimmer immer das eigene Zimmer. Also so habe ich zumindest miterlebt.

Paula Weil • 39:31 - 39:51
Ja, ich meine man schläft dort zwangsläufig, weil irgendwo muss man schlafen, aber es ist ja trotzdem auch ein Raum, wo man sich individuell entfalten kann. Und nicht also ich finde gerade so WG- Zimmer sind immer total spannend zu sehen, weil da das Individuum auf kleinstem Raum sich wirklich auslebt und nicht die ganze Wohnung, die eine Person gestaltet hat, sondern das kleine Zimmer dann sehr individuell ist. Wir haben vorhin schon über arbeiten und wohnen geredet. Sie haben ganz kurz erzählt, wie bei Ihnen die Konstellation ist, aber könnten Sie sich vorstellen oder haben Sie es mal ausprobiert an einem Ort zu wohnen und zu arbeiten?

Sigrid Hintersteininger • 40:10 - 40:42
Na ja, sagen wir mal so, wie ich studiert habe, habe ich ja schon in einer WG gewohnt und habe dort auch gearbeitet. Ich habe zwar auch im Arbeitsraum gearbeitet, aber da haben wir genauso wie alle Studierenden jetzt halt auch teilweise auch zuhause gearbeitet . Also wenn es ein Zwang ist, wird es anstrengend, gerade wenn man Modelle baut. (haha) Ich glaube ich habe es schon ganz gern, wenn ich ein bisschen Abstand habe.

Paula Weil • 40:56 - 40:59
Muss dieser Abstand räumlich sein?

Sigrid Hintersteininger • 41:01 - 41:12
Also das kann sich ja zusammenziehen, das habe ich ja auch immer wieder gesehen. Aber irgendwo eine Tür oder eine Wand oder so zu haben ist schon wichtig.

Paula Weil • 41:14 - 41:41
Cool, dann sind wir auch mit den Fragen schon durch. Als letztes würde ich fragen, ob Sie jetzt nach dem Gespräch, wo sie jetzt ein bisschen wissen was ich mache, ob Sie noch irgendwie einen letzten Input haben, was jetzt im Interview gar nicht thematisiert wurde, wo Sie mir mitgeben können oder wollen für meine Thesis. Ja, oder irgendeine Inspiration, die Ihnen noch einfällt.

Sigrid Hintersteininger • 41:42 - 42:20
Ja, ich habe mal erst gedacht, ich habe an den Peter Weibel, ich weiß nicht, sagt Ihnen der was? Der Peter Weibel , das war ein Medienkünstler, also eigentlich ein Österreicher, aber der sehr lange in Karlsruhe gelebt hat, der hat das ZKM in Karlsruhe Zentrum für Kunst und Medien aufgebaut. Das ist ein Museum für Kunst und Medien, sehr bekannt und mit dem habe ich auch gearbeitet. Der ist leider vor zwei Jahren gestorben und hat, also der war auch schon ca. 80 und hat aber noch immer gearbeitet und hat eine ganz andere Art und Sichtweise, weil wir eben davon gesprochen haben, das Schlafzimmer ist so der intimste Raum, was man erteilen will. Da hat mit mir auch zusammen Pläne entwickelt. Er wohnt in einem gläsernen Aufzug. Und da drinnen, also das wollte er auch in Wien verwirklichen und in diesen Gläsern. Und links und rechts sind Büchertürme. Der Bücherturm ist das, aber er wohnt in einem 15 Quadratmeter gläsernen Aufzug. Also für ihn gibt es überhaupt keine Privatsphäre sozusagen mehr, sondern er schläft auch in diesem gläsernen Aufzug.

Paula Weil • 43:40 - 43:42
Das heißt, er hat sich gar nicht wirklich daraus bewegt.

Sigrid Hintersteininger • 43:45 - 43:52
er auf Reisen geht, natürlich, aber das wäre seine Traumwohnung, hat er immer gesagt. Gibt es auch ein Buch darüber. Ja, er war sehr visionär und hat das sehr zukunftsorientiert gesehen.

Paula Weil • 44:04 - 44:05
Schon fast abstrakt.

Sigrid Hintersteininger • 44:05 - 44:21
Ja ja, ich habe dazu auch mit einem Semester mal mit Studierenden in Wien Testentwürfe gemacht von so unterschiedlichen Bücherwohntürmen mit gläsernen Aufzügen.

Paula Weil • 44:26 - 44:29
Schaue ich mir auf jeden Fall mal an. Da hoffe ich, dass ich was finde online.

Sigrid Hintersteininger • 44:31 - 44:36
Peter Weibel, der Bücherwohnturm .

Paula Weil • 44:37 - 44:39
Ja, das werde ich sicher finden.

Sigrid Hintersteininger • 44:39 - 44:42
Wenn nicht, können Sie sich ja noch mal melden.

- Gespäch über ein Stampflehmprojekt, welches irrelevant für diese Arbeit ist.

Gerd Kuhn

8.Januar 2025

Paula Weil • 2:35 - 2:49
Die erste Frage wäre , dass Sie sich kurz vorstellen. W o Sie arbeiten, seit wann Sie in diesem Bereich arbeiten .

Gerd Kuhn • 2:51 - 3:22
Also mein Name ist Gerd Kuhn. Ich bin Soziologe und Historiker. Ich hatte Geschichte und Soziologie studiert, war in Berlin gewesen und dann war ich 20 Jahre lang an der Uni Stuttgart im Institut Wohnen entwerfen. Soziologe gewesen. Und mit zwei Kollegen, mit der Christina Seemann-Philipp und der Susanna Dürr haben wir das Büro UBIET. Und wir forschen und machen aber auch Untersuchungen, also Praxis und Theorie zum Bereich Wohnen und Städtebau im Allgemeinen. Ein Schwerpunkt von mir war immer, da ich als Soziologe an der Uni Als war, in der Architekturfakultät, ging es weniger um Gestaltung oder Statik sondern eher so um die Nutzaspekte. Also mich interessiert so die Gebrauchswerteigenschaften von Architektur. Und was macht Architektur mit den Menschen, wie können sich Menschen entfalten und diese ganzen Fragen die ja bei Ihnen auch eine große Rolle spielen. Und so in den letzten Jahren hatte ich Forschung gemacht, die beiden letzten Bücher, Wohnoption und Wohnvielfalt. Und dann gab es auch, kennen Sie das Buch vielleicht?

Paula Weil • 4:33 - 4:35
Ja, mit der Wüstenroth Stiftung.

Gerd Kuhn • 4:35 - 5:06
Ja da war ja ein Teil, also wir hatten da ja, also mit Susanne hatte ich das gemacht, Susanna Dürr Und da war ja, dass wir überlegt hatten, was sind so große Tendenzen im Wohnen. Und dann waren im Grunde gesagt so drei Punkte, die wir sehr spannend fanden. Also es gibt sehr viele Bereiche und wir haben dann so eine Sammlung gemacht von Projekten die wir ganz spannend fanden. Was haben die Projekten charakterisiert? Was ist in der wissenschaftlichen Diskussion relevant? Und dann waren es drei Felder gewesen. Also dieses, was wir als Produktives wohnen, also wie Wohnen Arbeiten wieder zusammenkommt. Die Frage der Gemeinschaft, also Individualisierung und Gemeinschaft. Und dann der dritte Punkt, den wir spannend fanden, auch für die Zukunftsfähigkeit, was sind adaptive Strategien? Also wie kann Wohnen neu gedacht werden, auch neu angepasst werden? Und das sind im Grunde ja Fragen, die Sie auch behandeln. Ich bin in so Jurys zum Beispiel, in Karlsruhe, über Optionsverfahren für Baugemeinschaften bei dem Gestaltungsbeirat in Speyer. Bin Aufsichtsrat, Vorsitzender von der Genossenschaft in Stuttgart, von Bau- und Einstellungsverein. Also engagiere mich mit den verschiedenen Bereichen, mache aber zurzeit keine große Forschung mehr. Man sieht es an meinen Haaren. Ich bin nicht mehr der Jüngste und versuche jetzt nur noch Projekte zu machen, die mir gefallen, die ich nicht unbedingt mehr machen muss.

Paula Weil • 6:28 - 6:35
Ich habe mich gefragt, als ich das Buch Wohnvielfalt angeschaut habe, wie lange haben Sie an so einem Buch gearbeitet?

Gerd Kuhn • 6:36 - 6:39
Ich glaube, wir waren fast drei Jahre dran. Also wir hatten ja damals. Da hatte ich gerade noch. Ja, da hatte ich teilweise noch in der Uni gearbeitet, Susanne, die ist ja jetzt noch Professorin in Karlsruhe. Und deshalb ist halt so ein Schwerpunkt auch Semesterferien gewesen. Und wir haben ja sehr viele Bereisungen gemacht. Also wir haben alle Projekte angeschaut sind hingefahren und mit den Leuten geredet. Und das war natürlich auch ein großer Zeitaufwand.

Paula Weil • 7:09 - 7:11
Das glaube ich.

Gerd Kuhn • 7:12 - 7:50
Aber es waren immer die schönsten. Also wir hatten auch zum Beispiel überlegt gehabt, das wäre vielleicht auch für Sie spannend. Wir hatten so einen Forschungsantrag gestellt und der wurde dann genehmigt. Und wir hatten dann geschrieben, dass wir die ersten zwei Fallstudien gemeinsam machen. Also Susanne ist ja Architektin Städtebauerin und ich als Sozialwissenschaftler. Und dass wir dann ähnliche Interviews führen, haben wir die ersten zusammen gemacht und wir haben aber dann erneut die Erfahrungen schon früher auch gemacht, dann mitgekriegt, die Susanne hat manchmal was gefragt. Dann habe gesagt, warum fragt die das jetzt? Und dann erst bei dem Gespräch habe ich mitbekommen, ach, das war ja eine ganz wichtige Frage, auf die bin ich gar nicht gekommen. Und genauso ging es ihr manchmal. Dann hat sie gesagt, ja, ich frage dann manche für sie merkwürdige Sachen. Und dann haben wir mitbekommen, ja, das ist wichtig. Das ist so total spannend, weil wir verschiedene Perspektiven hatten. Wir haben gemeinsam, wir kennen uns inzwischen schon lange, weil wir viele Forschungen gemacht haben. Aber trotzdem, diese Sichtweise der Profession lenkt halt den Blick auf andere Sachen. Und dann haben wir gesagt, gut, wenn wir auch nur die eine Person bezahlt bekommen für die Reise. Wir fanden es so einfach so anregend. Und wir haben dann alle Fallstudien zusammen gemacht. Geschrieben hat es dann eine immer übernommen. Der andere ist dann drübergegangen, wie man so oft arbeitet. Die Preisungen haben wir dann alle zusammen gemacht. Oder auch mit unseren Hewinen (Name der Zeichnerin) teilweise, die die wunderbaren Zeichnungen gemacht haben.

Paula Weil • 9:05 - 9:23
Teamarbeit ist wirklich wichtig, habe ich auch erlebt. Und deswegen ist es mir so wichtig in meiner Masterarbeit, interdisziplinär, wirklich auch von anderen Fachbereichen Wissen zu bekommen, weil man ist so schnell in seiner eigenen Bubble und generell mal Wohnen zu hinterfragen. So, da habe ich lange für gebraucht in meiner Architekturbubble .

Gerd Kuhn • 9:25 - 9:27
Gewohnt ist.

Paula Weil • 9:27 - 9:28
Genau.

Gerd Kuhn • 9:29 - 9:41
Also, was ja gewohnt ist, dass man so einen Alltag hat. Und den Alltag durchsprechen, das ist schon wichtig.

Paula Weil • 9:44 - 9:51
Dann würde ich gleich rein starten. Und zwar mit dem Thema Gemeinschaft. Direkt die Frage, was ist für Sie Gemeinschaft?

Gerd Kuhn • 9:51 - 10:26
Also Gemeinschaft ist für mich, wenn Menschen miteinander agieren, kommunizieren. Und es gibt negative, positive Gemeinschaften. Es gibt Gemeinschaften die freiwillig sind. Gemeinschaften das ist dann interessant zum Beispiel, was sind selbstgewählte Gemeinschaften und was zum Beispiel Nachbarschaft, wenn man, ob man will oder nicht, man wohnt zufällig zusammen. Und eine Gemeinschaft ist in der Regel, definiert man halt als selbstbestimmte Sozialform des Zusammenlebens in der Regel. Oder das Zusammenarbeiten oder das Interagieren. Also es kann ja ganz unterschiedliche Gemeinschaften sein. Sportgemeinschaft, Lebensgemeinschaften, Beziehungen.

Paula Weil • 10:45 - 10:55
Und wenn wir es jetzt mal ganz grob fassen als Kommunikation wie würden Sie sagen, ist die Gemeinschaft in Mitteleuropa also bei uns? W ie wird hier Gemeinschaft gelebt?

Gerd Kuhn • 10:56 - 11:32
Das kann man nur ganz schwer nur sagen. E s ist schwer zu allgemeinern, weil das ja einen Prozess der Menschen betrifft. Und Menschen agieren sehr unterschiedlich. Und was sehr wichtig ist, oder ich hatte ja auch Geschichte studiert früher. Und wenn man so eine längere Perspektive Longue-durée-Perspektive hat, dann merkt man erst, was sind die neuen Qualitäten oder die anderen Qualitäten im Vergleich zu früher. Das werden Sie in Ihrem Thema ja, wenn Sie sich mit Wohnen und Arbeiten beschäftigen sehr deutlich merken. Also im 17. Jahrhundert eine Forschung zu machen über Wohnen und Arbeiten, was meint er damit? Also man kann, also es ist immer so abhängig von historischen und von sozialen und kulturellen Konstellationen Ich glaube gerade der kulturelle Aspekt der wird gerade bei den Architekten zu wenig berücksichtigt. Sie merken, Architekten auch das Soziale eine Bedeutung hat, aber das Kulturelle wird viel zu wenig berücksichtigt. Also kulturelle sind auch so Aspekte von kultureller Divergenz, gerade in so einer multikulturellen Gesellschaft, aber auch so Aspekte wie Atmosphären. Ich hatte mal so ein Seminar gemacht, oder zwei Semester über Wohnatmosphären. Und dann haben die Kollegen gesagt, jetzt spinnt er, fängt an zu spinnen. Jetzt labert der über Gefühle oder weiß Gott was. Also was soll das?

Paula Weil • 12:51 - 12:54
Ja, Atmosphäre ist ein wirklich großes Thema.

Gerd Kuhn • 12:54 - 13:24
Ja, einige Architekturkollegen, die haben das nicht nachvollziehen können. Dann gab es glücklicherweise, Zumthor hat dann so ein Büchlein gehabt über Atmosphären. Und Zumthor haben sie alle angebetet. Und dann haben sie, also jedenfalls das Seminar, das war total spannend, einer meiner schönsten Seminare. Und da merkt man daran, wie wichtig so Fragen sind. Wie fühlt sich jemand wohl? Wo ist jemand geborgen? Wo hat jemand das Gefühl der Beheimatung? Und deshalb sind gerade Faktoren auf die es ankommt, das kann ich in meinem Alter sagen, hatten Faktoren, also wenn ich auf meine Wohnkarrieren zurückschaue, die ja schon sehr vielfältig sind, in Zeiten, wo ich wenig Wohnraum hatte, wo lange Zeit in Wohngemeinschaften auch gelebt hatte, das waren teilweise meine schönsten Wohnsituationen. Also wir, gerade Silvester hatte ich mit Freunden gefeiert, wir hatten vor über 40 Jahren zusammen in einer Wohngemeinschaften gewohnt. Also wir kennen die Kinder und Enkelkinder. Also diese Frage, was macht Leben und Wohnen so intensiv, das hängt von sehr vielen Faktoren ab.

Paula Weil • 14:27 - 14:37
Was würden Sie denn sagen, ist die größte Herausforderung wenn man in Gemeinschaften lebt? Ich meine, es hat zwar ultra viel Qualitäten, ich wohne selber auch in einer WG, aber die größte Herausforderung?

Gerd Kuhn • 14:37 - 15:14
Die größte Herausforderung ist, dass man... eine Kultur der Toleranz entwickelt. Also dass man sich selber nicht verliert. Also dass man lernt seine Interessen auch zu artikulieren. Aber auch eine Kompromissfähigkeit zu haben. Also wie weit kann man... Wir sind alle sehr eigensinnig. Und wie weit kann man den Eigensinn leben und auch den Gemeinsinn. Ich glaube, das ist im Kleinen in so einer Wohngemeinschaft wie in der ganzen Gesellschaft die Frage. Wie können wir die Befreiung durch die Individualisierung genießen / ausleben und wie weit können wir gleichzeitig unser Bedürfnis nach Gemeinschaft, nach Geborgenheit, nach Verordnung leben? Und das sind oft, wie z.B. jede Beziehung zwischen Mann, Frau oder zwischen Paaren im Allgemeinen, sind es ja oft wunderschöne Momente, aber es gibt manchmal Momente, ja da muss man reden. Und deshalb geht es immer darum, wie können wir diese widersprüchlichen Anforderungen in eine Balance bringen. Also es gibt nicht das Richtige und nicht das Falsche Wohnen. Es ist sehr unterschiedlich. Also mit meiner Lebenspartnerin jetzt, die wohnt jetzt im Reihenhaus in Mannheim, nachdem meine Frau gestorben ist, pendle ich jetzt und ich lebe hier in Tübingen in einer Baugemeinschaft da und ich hätte mir vorher nicht vorstellen können, so zu wohnen, wie sie lebt. Sie kann sich das, konnte sich das auch nicht vorstellen. Und dann merken wir dann, wir haben dann unterschiedliche Wohnungen Ich Prioritäten gehabt. Ich kriege auch die Freuden des Einfamilienhauses. Ich bin im Einfamilienhaus groß geworden und wollte, bin dann mit, als 18-Jähriger davon geflüchtet, war froh nach Frankfurt zu ziehen und endlich diese Enge des Einfamilienhauses loszukriegen. Und jetzt denke ich, ja ist ja auch schön und wenn die Aichhörnchen kommen. Und man merkt also, dass so unterschiedliche Wohnsituationen durchaus prägen können, aber auch, es gibt nicht das Richtige oder das Falsche Wohnen, das merke ich sehr deutlich auch.

Paula Weil • 17:19 - 17:27
W eil Sie gerade sagen, es prägt die Menschen, die in Gemeinschaft wohnen, hat es a uch Auswirkungen auf das solidarische Verhalten der Menschen hat?

Gerd Kuhn • 17:38 - 18:11
Weiß ich nicht. Also da bin ich eher skeptisch. Also ich glaube nicht, weder Architektur noch Wohnform sind Erzieher. Also dieser Glaube immer, durch Architektur kann man erziehen, ist ja die ganze Geschichte gescheitert. Also in Berlin beispielsweise, als ich da in Berlin war, wir hatten so ein ganz normales Mietshaus gewohnt und wir hatten einen sehr engen Kontakt. Da waren viele jüngere Leute da, also auch polnische Familien, türkische Familien. Wir hatten einen sehr guten Kontakt zu der Hälfte der Leute. Zu anderen haben wir wenig mit denen zu tun gehabt. Hier in diesem Haus, das nennt sich Solidarität und da habe ich auch zu der Hälfte der Leute einen guten Kontakt, zu anderen Leute weniger und ich glaube eine oder zwei Familien, da war ich glaube ich einmal in der Wohnung gewesen. Wir haben hier Gemeinschaftsräume. Wir haben Gemeinschaftssaunen. Wir haben Dachterrassen. Das kann manches erleichtern, muss aber nicht.

Paula Weil • 18:56 - 18:59
Das heißt es kommt dann doch grundlegend auf den Menschen an?

Gerd Kuhn • 18:59 - 19:29
Also ein Kollege, Alfred Gößl , der hat so einen schönen Text geschrieben vor ein paar Jahren, wo er ganz fest der Überzeugung ist. Also er ist Architekt und Soziologe. Er hat Architektur studiert und ist dann in Großsiedlungen gescheitert und wollte aufhören und hat dann noch in England Soziologie studiert. Und er sagt, Gemeinschaft ist total unabhängig von der Wohnform. Ich glaube die Wohnform kann sehr die Gemeinschaftsbildung erleichtern oder erschweren. Aber da die anderen Aspekte wichtiger sind, ist es nicht von zentraler Bedeutung oder nicht die ausschlaggebende Bedeutung die manchmal Architekten dem beimessen.

Paula Weil • 19:56 - 20:08
Ich glaube, damit haben sie schon die Frage beantwortet. Formt Architektur Gesellschaft oder Gesellschaft Architektur. Ist eigentlich dann sehr klar, was Sie darüber denken .

Gerd Kuhn • 20:08 - 20:38
Ja. Also die ganzen... Utopien, Bruni Taut , den ich ja sonst sehr schätze, hat das Buch über das Wohnen über das Wohnen hört dann auf, der Architekt denkt, die Hausfrau lenkt. Also das hier alles gescheitert. Also ich hatte so einen Artikel mal geschrieben, ich weiß nicht, ob Sie dieses Buch kennen, gab es ja 100 Jahre Architektur im Architekturzentrum. Da gabs von Nerdinger der Architekt, und es war ein Architekturmuseum der TU München damals, als er kurz vor dem Ruhestand ging und dann hat er so über die Geschichte von Architektur, ich kann Ihnen den Artikel mal schicken. (Artikel: 2.31 Der Architekt, der Bürger, der Wohnungsbau und die Partizipation, Gerd Kuhn)

Paula Weil • 21:40 - 21:41
Sehr gerne.

Gerd Kuhn • 21:46 - 22:17
über Architektur Bürgertum und Partizipation, so einen kleinen Artikel geschrieben. Das kann ich Ihnen schicken, das such ich mal raus. Und da ging es dann auch darum, so, ja, wie Architekten lange Zeit gedacht hatten, Le Corbusier oder so Leute, sie können dann quasi sie sind wie so fast schon Gottesgestalt und können am Schreibtisch dann quasi die Gesellschaft entwerfen. Das ging dann klar alles in die Hosen. Und deshalb, da fing es ja auch an eher in der Tradition, wo ich mich drin sehe, dass dann Architekten dann gesagt hatten, hey, wir müssen die Bedürfnisse der Menschen ernst nehmen, müssen mit den Leuten reden, was sind Erwartungen, die die haben, wie bringen die sich ein, und dann wie können wir in diesem Dialog in der Auseinandersetzung der Gemeinsamen, wie können wir dann Projekte entwickeln. Und das war ja schon so in der Nachkriegszeit, in Holland zum Beispiel war damals ganz wichtig, wo so eine Tradition angefangen hatte. Jedenfalls dieser Tradition sehe ich mich dann, sehe ich auch hier drin. Dass man bescheidener wird, aber sehr wohl die Gesellschaft und den sozialen Prozessen und kulturellen Prozessen eine große Bedeutung beimisst. Das heißt, die Bescheidenheit, die Demut vor Veränderungen oder vor diesen Sachen heißt nicht, dass man deshalb keine Ideale mehr formulieren kann. Sondern es geht eher darum, dass wir Visionen brauchen. Und da krankts an unserer Gesellschaft dermaßen, wenn man in der gesamten Entwicklung sieht, immer diese resignative, deprimierende, alte Modelle. Und ich glaube, das ist sehr wichtig, dass wir eine Vision haben, aber auch nicht blind sind und denken, Utopien kann man umsetzen. Sondern es handelt sich vielmehr um einen fortlaufenden, offenen Prozess der Veränderung.
Paula Weil • 24:52 - 25:11
Gut, dann würde ich jetzt mal zur nächsten Frage springen Wohnen und Arbeiten, was ja Kern von meiner Arbeit ist. Das Wort Wohnen gibt es ja auch erst seit dem 19. Jahrhundert. V erbessern Sie mich, wenn es anders ist. Wir haben viel über Wohnen gesprochen aber wie sieht es mit der Arbeit aus? W as ist Arbeit?

Gerd Kuhn • 25:14 - 25:45
Arbeit ist eine Beschäftigung, damit man sich ernähren kann. Und also früher hat man immer diese, also gerade die Frauenbewegung war es ja immer, dass man zum Beispiel diese Hausarbeit, wie definiert man das, als Arbeit definiert wird. Innerhäusliche, außerhäusliche Arbeit Dann wurde dann die Unterscheidung getroffen, was ja auch ein merkwürdiger Begriff ist. Also den wird man heute hier nie mehr so anwenden. Also zur Zeit der Frauenbewegung so in den 80er-Jahren, wo wir uns gesagt haben, ja, häusliche, innerhäusliche Arbeit ist ein Großteil der Arbeit, muss anerkannt werden, hat schon Schütteljotzki (unbekannt) damals gesagt. Und dann gibt es halt die Arbeit, die außerhäuslich ist. Aber wir sehen in der Geschichte der Menschheit die meiste Arbeit war im Haus. Also diese Trennung von Arbeiten und Wohnen ist etwas Willkürliches. Hängt damit zusammen auch, dass diese Trennung mit einer Form von Produktivität, von Kapitalismus einhergeht. Und dann macht es überhaupt Sinn, diese Unterscheidung zu treffen. Aber diese getroffenen Unterscheidungen waren trotzdem immer sehr unpräzise, wenn man gerade die Hausarbeit wieder von Frauen sieht. Also es war eine scheinbare Klarheit im industriellen Zeitalter, die so eine Trennung von Wohnen und Arbeiten herbeiführte. Aber die war halt nie vollständig. Diese Trennungen waren auch immer die Theologie gewesen. Wer macht Kinderarbeit? Wer macht Care-Arbeit? Also es gibt so eine der, denke ich mal, immer noch Standard oder wichtigsten Untersuchungen war damals vom Soziologen Gleichmann. Und der hat so diese Vitalisierung der Sozialfunktion. Der waren Schüler von Elias. Und Gleichmann, der hat damals dieses moderne Wohnen so relativ gut charakterisiert. Also er spricht dann zum Beispiel von dieser Funktionsverarmung des Wohnens. Also das zum Beispiel fängt schon an mit Geburt. Wo sind Sie geboren? Sind Sie zu Hause geboren oder im Krankenhaus?

Paula Weil • 28:07 - 28:11
Ich bin zu Hause geboren, in einem ganz kleinen Dorf.

Gerd Kuhn • 28:11 - 28:44
Das ist gut. Ich auch noch. Gerade noch. Also meine jüngere Schwester war schon im Krankenhaus geboren. Also fängt es schon mit dem Beginn des Lebens an. Der ist oft nicht mehr in der Regel, also wir beide sind das Beispiel dafür, dass es auch anders sein kann. Aber in der Regel findet es schon im Krankenhaus statt. Krankheit findet Kindheit. Die Kinder wachsen nicht mehr. Also mein Vater war Schneider gewesen. Und meine Mutter auch. Und die haben so eine Werkstatt gehabt. Und wir waren dann als Kinder immer hinter einem Einrichtstisch zwischen den Stoffen und haben gespielt. Oder für Hausaufgaben wurde dann der Bügeltisch freigemacht. Und dann wollte man nicht alleine irgendwie in seinem Zimmer sitzen, sondern ist in die Werkstatt gegangen. Und hat dort seine Hausaufgaben gemacht. Also diese Trennung von Lebensphasen wie Kindheit, wie Krankheit wie Tod dann oder Altern im Altersheim. Und das Wohnen wird im Grunde gesagt extrem funktional verarmt. Selbst das Essen, also wenn man DDR bedenkt dann haben die Leute gearbeitet. Oder in Frankreich Die Kinder gehen oder in die Schweiz mittags in der Schule essen. Also dann wird höchstens noch am Wochenende so der Sonntagsbraten zelebriert Und sonst finden selbst Nahrungs Vitalfunktion nicht mehr statt. Und diese Verarmung diese zentralen Funktionen das ist ein Resultat der Modernen Und da sind, glaube ich, diese ganzen Strategien, die Gemeinschaft verfolgen, versuchen diese Verarmung, diese Vitalfunktion, Sozialfunktion wieder zurückzubringen. Im Grunde gesagt, waren da alle Sachen mit betroffen. Also die Kibbutz-Bewegung, wo die Kinder im Grunde gesagt in einer Gemeinschaft groß geworden sind. Es fängt von Körperreinigung an, dass man Gemeinschaftsbäder hat, Gemeinschaftssauna. Der Schlafraum, der heiligste Raum überhaupt, der wir dann in Kommunen ersetzt. Da werden dann die Matratzen ausgelegt und diese demonstrative Aushängen der Türen, dass die Toilette kein verschämter Ort mehr ist. Man merkt fast, wenn man es weit treiben will, oder Ernst May, es gibt so eine schöne, ich habe ja über Ernst May in dieser Zeit promoviert, und der ist ja dann, nachdem er in Frankfurt Stadtbaumeister war in den 20er Jahren, ist er dann zur Sowjetunion gegangen, unter anderem mit Schüttel-Jotzki (unbekannt) und anderen. Und er hatte dann in so einem Kommunenhaus gewohnt, da gibt es so eine Skizze, wo 30 Architekten in so einem rießen Schlafsaal gewohnt hatten. Nur er als Chef hatte so eine Art Baldachin gehabt mit seiner Frau. Also das fand er auch einen Albtraum, dann ist er abgehauen, hat. mit Architektur aufgehört. Dann ist er nach Afrika gegangen. Dann hat er Kaffee angebaut, oder probiert Kaffee anzubauen, bevor er wieder zur Architektur zurückgekommen ist. Aber da kann man wunderbar sehen, dass es immer so ganz verschiedene Anknüpfungspunkte gibt. Wie kann man dieses Verhältnis von Individualisierung, von Verlust von Vitalfunktion, von Wohnfunktion, wie kann man die reintegrieren? Und wie kann man trotzdem dieses Bedürfnis, das ist ja paradox, man will es reintegrieren, was die Moderne quasi enthäuslicht hat, will man wieder verhäuslichen und gleichzeitig sagt man, ja, wir sind die Gesellschaft der Individualisten. Und dann merkt man allein aus diesen Punkten das ist ja so ein enormes Spannungsverhältnis. Und das macht es ja dermaßen spannend auch. Also jetzt Architektur zu studieren oder Wohnungsbau zu studieren, ist na klar zehnmal spannender wie in den 70er Jahren. Ich habe den Studierenden immer gesagt, ihr Glücklichen dass ihr jetzt Architektur studieren könnt. In den 70er Jahren war der Wohnungsbau so langweilig. Standardkonkurs, alles war ähnlich. Und jetzt ist alles hinterfragt. Letztlich alles so ein Fluss. So eine spannende Phase in der Architektur wie jetzt, gab es seit ewigem Zeit nicht mehr.

Paula Weil • 33:24 - 33:28
Ja weil einfach so viel zusammentrifft und doch auch einfach so eine große Veränderung herrscht.

Gerd Kuhn • 33:28 - 33:29
Ja.

Paula Weil • 33:30 - 34:02
Ich würde jetzt zur nächsten Frage, wir sind jetzt bei der halben Zeit, zur nächsten Frage überkommen. Sie haben gesagt, auch gerade Verarmung, dass die Wohngrundrisse oder das Wohnen verarmt. Was würden Sie sagen, braucht ein Raum, wenn man sagt, man bringt alle Funktionen zusammen Oder man möchte nicht definieren, was in einem Raum stattfinden soll, was würden Sie trotzdem sagen braucht ein Raum mindestens, dass man dort eben sich aufhalten kann oder leben kann, sich wohl fühlt sich zu Hause fühlt?

Gerd Kuhn • 34:04 - 34:38
Das sind ja immer so Grundanforderungen. Also ein Raum soll Licht haben, wenn er als Wohnraum gilt. ein Raum soll belüftet werden . Also es haben sich ja so sozialhygienische Normen herausgebildet zum Beispiel vor 100 Jahren waren jede zehnte Berliner Familie hat in einer Kellerwohnung gewohnt. Oder in Wien waren ja auch in diesen Bassena-Häusern ganz schreckliche Wohnverhältnisse. Und dann haben sich sozialhygienische Normen herausgebildet. Und es sind Standards, dass man sagt, über Wohnen soll man nicht

krank werden. Also es gab diese AOK-Studie, die ganz bekannte in Berlin, wo man festgestellt hat, diese Wohnweise bestimmt sehr deutlich die Anzahl der Erkrankungen durch Tuberkulose, wo damals die meisten Menschen daran gestorben sind. Also mit Wohnen wird man krank oder gesund. Und diese Grundstandards die wollen wir na klar nicht mehr aufheben.
Paula Weil • 35:16 - 35:18
Ja, das ist ja ein Grundrecht inzwischen bei uns.

Gerd Kuhn • 35:18 - 35:49
Ja Grundrecht. Und es gab ja Versuche zu definieren, wie groß muss ein Wohnraum mindestens sein. Also selbst ein Flüchtling, der soll so viel Platz haben wie ein deutscher Schäferhund. Also wo man dann gesagt hat, so ganz absurde Größen gibt es da. Also wir haben hier in Tübingen so ein Wolle+ Projekt . Wir wollten manche Sachen anders machen. Und dann waren aber immer, wenn ihr diese Zuschüsse wollt, dann muss es mindestens so groß sein. Das Zimmer muss mindestens 10 Quadratmeter haben. Darf auch nicht größer wie 15 oder so weiter. Und es gibt dann normative Festlegungen, die Sinn machen auch. Einerseits aber andererseits auch unsinnig werden können. Ja... Es immer die Frage, also es gibt so Grundstandards die eingehalten werden müssen. Es haben Schweizer Kollegen, haben das vor 20 Jahren, oder 30 Jahren ist das bald schon, dann damals untersucht, was sind so diese Grundgrößen, die man braucht. Was ist die Mindestgröße eines Raubens? Dass man ein Bett reinstellen kann. Also wie viel Quadratmeter soll ein Raum mindestens haben, damit er multifunktional sein kann. Also wir merken dass diese Funktionalisierung der Räume, die die Moderne gebracht haben, der größte Raum ist das Wohnzimmer, zweitgrößter Raum Elternschlafzimmer, Kinderschlafzimmer, Küche, dann das Bad, dann Toilette, dann der Flur. Also diese Hierarchie der Räume, die werden die ganzen Fragen gestellt, zu Recht. Und wir hatten damals als Studenten hatten wir in Frankfurt die Altbauwohnung oder später in Berlin. Und die hatten wir alle geliebt. Es waren hohe Räume, waren zwar schlecht beheizbar, oder oft noch so ein Kachelofen oder ein Bullerofen drin. Aber wir haben die trotzdem geliebt, weil die einfach für eine Wohngemeinschaft super waren. Die Räume waren mehr oder weniger gleich groß. Es gab eine große Küche, wo wir keinen Gemeinschaftsraum brauchten. Also die Wohnküche war, die Küche die war so groß, das hat uns als Wohnzimmer fast schon genügt. Dann hat jeder seinen Raum gehabt. Und zunehmend werden ja jetzt die Hierarchie der Räume aufgebrochen, auch im konventionellen Wohnungsbau. Also man merkt, diese ganzen Raumprogramme, die sich herausgebildet haben, diese sogenannte Grundrisswissenschaft, die seit den 20er Jahren entwickelt wurde, die wird grundlegend in Frage gestellt. Der Sigrid Hintersteininger, eine Österreicherin, die in Stuttgart promoviert hatte, die hatte damals die Sigrid, die hat bei Tilman Harlander vor schon längerer Zeit, Moment, ich probiere mal reinzugehen, sigridhintersteininger.net ist ihre E-Mail-Adresse. Und die Sigrid hatte, die hat ein Büro in Stuttgart. Und die hatte promoviert damals, beim Tilman Harlander, über Wohnen und Arbeiten. Und hat sich Projekte angeschaut, also die Arbeit ist wirklich, die kann ganz spannend sein für sie. Da freut sie sich, glaube ich, wenn jemand noch ihre Arbeit liest.
Jedenfalls die Sigrid hatte dann zum Beispiel Wien untersucht, Zürich, Berlin und so weiter, verschiedene Städte. Und wie klappt es mit Wohnen und Arbeiten?

Paula Weil • 39:46 - 39:49
Okay, das werde ich auf jeden Fall mal anschauen.

Gerd Kuhn • 39:49 - 40:24
Ja, bei manchen war das ein klar getrennter Wohnraum, ein klar getrennter Raum, da durften auch keine Kinder kommen, wie bei Thomas Mann, das war der heilige Gral, wo er dann drin war. Bei anderen,die haben dann am Küchentisch gearbeitet. Und sie war dann irgendwie, da weiß ich noch genau, da kam sie dann irgendwann an und dann hat sie gesagt, ich muss mit meiner Doktorarbeit Promotion aufhören, weil ich kriege kein richtiges Ergebnis, widerspricht sich alles. Und sie dachte, sie kann so eine Tendenz herausarbeiten. Und dann stellt sie sich raus, bei einigen war das so, die brauchen keinen Arbeitsraum in der Wohnung, die brauchen einen großen Küchentisch. Und dann gehen sie mit dem Laptop dran. Die anderen haben gesagt, nein, sie brauchen einen abgeschlossenen Raum, dass sie sich konzentrieren können, dass nicht jeder reinkommt. Die anderen sagen, die brauchen einen Besprechungsraum. Also dann hat sie festgestellt, dass es plötzlich so eine große Vielfalt gibt. Und dann hat Tilman damals gesagt, ja, das ist doch ein tolles Ergebnis, da kannst du froh sein. Und sie war schon ganz verzweifelt weil es keine eindeutige Tendenz gab.

Paula Weil • 40:58 - 40:58
Spannend.
Gerd Kuhn • 40:59 - 41:02
Die Arbeit ist ganz spannend von ihr. Für Sie gerade für Ihre Frage dann.

Paula Weil • 41:04 - 41:25
Das hört sich passend für meine Arbeit an. Ich bin gespannt. Ich werde jetzt weitergehen zum individuellen Teil. Ich habe den Podcast über die Wolle+ angehört und da haben Sie am Ende gesagt, Sie möchten mehr experimentieren, gerade jetzt, wo Wohnen und Arbeiten eben wieder zusammenfällt. Jetzt auch aus der Sicht des Historiker. Vielleicht möchten Sie ganz kurz zu wieder eingehen. Ja.

Gerd Kuhn • 41:26 - 41:58
Es war ja früher immer, da gab es die Trennung nicht. Das wäre ja Unsinn gewesen. Ich kenne selber, also meine Eltern waren ja wohlgemerkt Schneider und es wurde zwar nicht eine Küche geschneidert sondern es gab eine Werkstatt. Weil der größten Raumhaus war die Werkstatt. Das war eine ganz, die eine Haushälfte war diese Werkstatt und da gab es noch einen Raum, wo die Mäntel dann gelagert wurden und wunderbare Stücke , die Stofflager. Und diese Form, dass man zu Hause arbeitet, in jedem Zunfthaus. Der Bäcker hat in der Backstube gearbeitet, vorne der Kaufraum, oben drüber in der Beletage hat der Meister gewohnt. Und die Kinder haben da gewohnt, unterm Dach haben die Gesellen bewohnt. Also dieses sogenannte ganze Haus, das war ja das ganz typische Haus. Oder im Schwarzwald, unten waren die Kühe drin, oben drüber haben die Leute gewohnt. Also diese räumliche Trennung, innerhalb des Hauses gab es die Trennung, aber das gesamte Haus war eine Einheit. Es gab wenige, wo das schon immer unterschiedlich war, zum Beispiel Handelskontoren oder, aber der Regelfall war eher, das wohnen und Arbeit zusammen geführt war. Erst mit der Definition dem Wohnen und Arbeiten, bildet sich mit der Moderne bildet sich die Trennung heraus. Das dauert fast 100 Jahre. Also es gibt eine relativ lange Phase. In einer früheren Forschung „Stadtwohnen“, hatte mir das mal untersucht gehabt. Also wo es so relativ lange, eine lange Frist, wo wir zum Beispiel sehr erstaunt waren, wenn man so Städte gerade diese hier in Süddeutschland, aber auch Frankfurt oder was, da gab es viele Bauern noch in der Stadt. Also es gab sehr viele Tiere noch, sehr viel Gemüse angebaut, Ackerbürgerstädte hat man die genannt, die ganzen Schwäbischen Kleinstädte waren in der Regel Ackerbürgerstädte. Also wo diese Trennung noch gar keinen Sinn macht, die sich dann erst langsam über den Prozess von über 100 Jahren immer stärker rausdifferenziert. Und da bilden sich erst diese Charakteristika vom modernen Wohnen wie es Häusermann (Buch: Soziologie Wohnen) genannt hat. Und mit dieser Moderne erst wo im Grunde gesagt diese Erwerbsarbeit enthäuslicht wurde, wo dann im Grunde gesagt auch für Frauen zum Beispiel war es dann viel attraktiver in die Fabrik zu gehen, als auch Bedienstete bei irgendwelchen Leuten zu sein. Mit dem Ersten Weltkrieg hörte es im Grunde gesagt fast auf. Also vorher war es ganz üblich, dass viele Frauen aus mehreren Umgebungen hier von der Alb oder vom Schwarzwald nach Stuttgart kamen später, sind sie dann viel lieber in die Fabrik gegangen, als dass sie irgendwie als Dienstmädchen oder Köchin oder sonst was gearbeitet haben. Und es bilden sich dann quasi ganz andere Wohnformen heraus. Am Anfang sind die noch lange nicht so ein abgeschlossenes Wohnen. Ganz viele Leute haben dann zusammen gewohnt. Es war eine große Überschneidung von Lebensformen von diesen ganz Schlafgängerwesen, das sich auch im 19. Jahrhundert bis Anfang des 20. Jahrhunderts immer noch verbreitet hatte.

Paula Weil • 45:27 - 45:33
Auch die Einküchenhäuser, oder? Die Einküchenhäuser auch.

Gerd Kuhn • 45:33 - 45:37
Einküchenhäuser war eher so, schon dieses bürgerliche Modell der Trennung.

Paula Weil • 45:38 - 45:38
Ok.

Gerd Kuhn • 45:39 - 46:16
Also im Einküchenhaus zum Beispiel in Wien gab es ja eins, oder in Berlin, Kopenhagen. Und die Einküchenhäuser waren eher schon das bürgerliche Reformprojekt, wo Leute, die genug Geld hatten, und die wollten befreit von den Bediensteten sein. Also ich habe es da mitbekommen, da hat man in Sri Lanka zeitweise gewohnt und dann musste man, das war eine Sozialverpflichtung, Köchin übernehmen, Gärtner übernehmen, was Gott weiß was. Also in einem ständigen Haus dann Leute rum. Und ich war das nicht gewohnt. Ich koche gerne und wollte auch kochen. Es gab dann ein Krisengespräch weil die Köchin dann mal nichts zu tun. Und als ich dann zurückgekommen bin nach Frankfurt, habe ich gedacht, ach ein Glück, dass es keine Bediensteten gibt. Die Bediensteten waren auch eine Belastung Viel Draht. Und deshalb waren für diese Einküchenhäuser waren dann oft Akademiker, die dann gesagt haben, ja, wir wollen nicht selber kochen. Wir wollen nicht selber putzen. Wir Wollen quasi diese Serviceleistungen haben. Wir wollen keinen mehr in der Wohnung. Deshalb gab es zum Beispiel dann so einen, unten wie ein Restaurant, wo man essen gehen konnte. Oder man konnte über so eKüchenhausbewegungsen auch hochschicken lassen. Dann gab es, also was man jetzt als Service wollte, das bezeichnen würde. Also das war aber ein bürgerliches Projekt. Es war nie, also dieses Wiener Projekt war weit entfernt vom Gemeindewohnungsbau. Und Bebel hatte zum Beispiel in seinem Standardbuch, hat er in so einem abschließenden Kapitel hat er große Symmetrien vor dem ersten Weltkrieg gehabt für eine Küchenhausbewegung, weil er dachte, ja, das müssen wir auf die proletarischen Familien übertragen Dann wäre es auch eine Entlastung der Frau. In dem Buch die Frauen des Sozialismus. Das ist ein ganz schönes Gedanke von ihm gewesen. Aber die ganzen eigentlichen Häuser, die in Europa gebaut wurden, waren immer bürgerliche Projekte.

Paula Weil • 48:08 - 48:30
Verstehe. Die nächste Frage wäre, die Folge von Wohlstand war das immer mehr Privatsphäre und Individualität möglich war? Da haben wir auch schon drüber gesprochen, dass man immer unabhängiger wurde und auch nicht auf die Gemeinschaft angewiesen war. Was würden Sie sagen, ist heute der Hauptgrund, warum die Leute wieder in Gemeinschaft leben wollen?

Gerd Kuhn • 48:31 - 49:03
Ja, weil es geht nicht um keine Wohlstandsfrage, sondern es ist eine Frage von, wie fühlt sich der Mensch wohl? Also man merkt ja, wir haben diese Phase der Individualisierung Aber das führt dazu, dass zum Beispiel, wer ja vor 30, 40 Jahren unvorstellbar ist, dass es ein Ministerium gibt gegen Einsamkeit, wie in England oder in anderen, es gibt schon andere Länder. Also dass plötzlich Menschen sagen, ja, sie fühlen sich allein, sie fühlen sich nicht mehr eingebunden. Das ist ja ein ganz großes Thema, diese Freisetzung des Individuums. Frauen können bestimmen, sie wollen studieren, wollen ihr eigenes Leben, wollen ihre eigene Sexualität leben, unabhängig vom Mann, der soll nicht bestimmen. Diese Freisetzung von diesen vielen Freiheiten, die es gibt, führen andererseits auch dazu, dass diese ganzen Vernetzungen, Bindungen, dass die wegfallen. Also das Individuum wird freigesetzt, wie das Beck genannt hat. Und diese Freisetzung, diese Atomisierung, die führt dazu, finde ich zu einem kritischen Zustand von Gesellschaft. Also es geht darum, meines Erachtens, dass wir neue, ich nenne es oft Sozialligaturen schaffen. Also wie können wir neue Bindungen schaffen, Vernetzungen schaffen? Es kann nicht mehr die Familie im alten Sinn sein, die Verwandtschaft, es kann auch nicht mehr die Kirche sein oder die Gewerkschaft oder Parteien. Aber wir müssen wir müssen eine neue Form der Zugehörigkeiten schaffen. Und das muss nicht unbedingt heißen dass jeder, dass man zusammenwohnen muss. Ich weiß, als ich Soziologie studiert hatte, fing es an mit diesen Single-Bewegungen. Dann gab es im Spiegel einen Artikel, Kuckoning(?) hieß es dann. Und dann hat man festgestellt in Frankfurt, war also im Spiegel bei dem Artikel und in Frankfurt im Nordwind, wo alle gerne gewohnt hatten, gab es 20 Prozent Singles. Der Haushalt waren 20 Prozent. Und das war damals, in den 80er Jahren, Anfang der 80er Jahre, Spiegel-Leitartikel wert über die Vereinsamung, weil 20 Prozent Singles sind. Und dann dachte ich mir, wenn die alle wie in einer Spinne sich einweben, so wie ein Kokon, und dann kommunizieren sie gar nicht mehr, dann implodiert eine Gesellschaft. Und erst viel später haben dann Kollegen dann festgestellt, naja, die Singles weil sie allein wohnen sind sie viel kommunikativer, treffen sich öfters. Also gerade diese Frage, wie können wir diese neuen sozialen Ligaturen, neue Bindungen schaffen, führte auch dazu, dass man meines Erachtens die Bedeutung von Wohnen ganz anders sehen muss. Als gutes Wohnen hatte ich immer den Studenten gesagt, gutes Wohnen heißt nicht eine gute Wohnung, sondern heißt immer ein gutes Quartier.

Paula Weil • 51:52 - 51:53
Die Umgebung.
Gerd Kuhn • 51:54 - 52:09
Viel wichtiger ist, habe ich eine Nachbarschaft, habe ich ein soziales Netzwerk, das ich alltäglich erfahren kann, ist viel wichtiger als die Größe der Wohnung selber.

Paula Weil • 52:10 - 52:13
Der Raum vor der Wohnungstür ist relevant.

Gerd Kuhn • 52:13 - 52:23
Und deshalb ist dieses große, in den 80er Jahren hat man gesagt, Nachbarschaften sind t ot, und plötzlich ist dies die große Renaissance der Quartierer. Warum ist es so? Also es ist doch sehr naheliegend, dass man sieht, ja, die Leute wollen selbststimmende Beziehungen haben. Deshalb Nachbarschaft im alten Sinn, mit meiner Nachbarin kann ich was zu tun haben, muss aber nicht haben, kann aber mit ein paar Häusern weiter genauso einen engeren Kontakt haben. Also wie können wir diese Vernetzungen, die soziale Vernetzung stärken? Und das ist eine andere Form von Gemeinschaft, die ganz andere, oder auch bei den Projekten die wir untersucht haben, da haben viele so Apps gehabt, wo sie Kinder aufpassen. Ich muss mal weggehen, kann meine Tochter zwei Stunden zu euch gehen? Also auch selbst diese digitalen Medien, die zunehmende Bedeutung haben. Also wir werden ganz andere Kommunikationsstrukturen haben, aber die sind wichtig. Wir brauchen Orte der Begegnung, also wichtiger wie ein Gemeinschaftsraum im Haus. Wir haben einen Gemeinschaftsraum, der nicht so oft benutzt wird, wie ich finde, ist zum Beispiel das Café drüben. Also wenn ich mich mit Leuten treffe, gehe ich rüber ins Latour (Café) und nicht bei uns in den Gemeinschaftsraum. Also wie können wir Strukturen schaffen, wo alltägliche Vernetzungen stattfinden, Aktivierungen sind, wie verschiedene Begegnungsräume, wie können wir Aufenthaltsqualitäten schaffen, Aneignungsqualitäten schaffen. Es müssen keine teuren Räume sein, es müssen keine hübschen Räume sein, konsumoffene Räume sind wichtig. Also wir brauchen ganz andere Strukturen. Deshalb müssen wir Räume ganz neu denken.

Paula Weil • 54:24 - 54:27
Also die Überlappung von Alltagswegen.

Gerd Kuhn • 54:27 - 55:06
Ja. Und bei Ihrem Thema zum Beispiel, ich habe immer zu Hause gearbeitet. Also auch als in der Uni war, da waren wir öfters hier am Schreibtisch gesessen, wie an meinem Schreibtisch in der Uni. Ich habe mal eine Sprechstunde gemacht und wegen dem Lärm und den Störungen habe ich viel lieber hier geschrieben. sonst in der Uni war ich in den Seminaren gesessen oder sonst wo. Aber dieser Arbeitsplatz an der Uni war im Grunde, also da merkt man schon, bei bestimmten Berufen war das immer so. Und aber wichtig ist dann auch, dass man, wenn ich zum Beispiel mich mit Leuten getroffen habe, dann treffe ich mich nicht hier oder in einem anderen Raum, sondern wir treffen, ich treffe mich dann im Latour oft mit Leuten. Wir haben dann zusammen geredet wir haben dann Kaffee getrunken oder zusammen Mittag gegessen. Und dann habe ich gesagt, gut, wenn ich jetzt was konkret arbeiten muss oder jetzt, wenn es nicht so gut ist, dass Nachbarn ständig alles hören, dann geht man in einen anderen Raum. Also man merkt, man hat viele Orte wo man sich bewegt auch im Beruf. Das ist die eigentliche Kernwohnung aber es sind auch andere Räume.

Paula Weil • 55:51 - 56:00
Ja, und man kann sich überlegen, wo quasi die Grenze von Privatsphäre ist und wen man wie sehr in seine Privatsphäre reinlassen möchte.

Gerd Kuhn • 56:00 - 56:30
Ja, also Räume und Raumvorstellungen werden immer fließender, es macht es, das Fraunhofer-Institut hat ja ziemlich viel Untersuchungen gemacht über Coworking und über Homeoffice und es gab schon viele Studien, wo

man gesagt hat, ja, das wird eine Bedeutung haben. Dann haben viele gesagt, nee, das ist Ideologie. Dann hat man Corona gemerkt, wie schnell das ging. Dann haben sie alle gesagt, ja, das wird immer mehr werden Jetzt merkt man plötzlich, wie die Firmen fordern, ihr müsst zurückgehen, weil ihr diese Kommunikationsstruktur nicht habt. Also man merkt, wie fließend wie das innerhalb von zehn Jahren der Pegel hin und her ging. Also das ist eine ganz große Verunsicherung Wie können wir unsere Arbeitsprozesse in diesen Lebensalltag, ich würde gerne Wohnalltag und Lebensalltag neu integrieren. Kriegst du auch ständig mit, bei Kollegen, die jetzt junge Architekten zum Beispiel suchen und die sagen, nee, also im Büro höchstens drei, vier Tage. Ich habe Kinder, mir ist das wichtig. Ich will entweder ganz flexibler arbeiten oder weniger arbeiten. Und dann sagen die Menschen, wie die jungen Leute.

Paula Weil • 57:28 - 57:29
Die stellen Ansprüche.

Gerd Kuhn • 57:29 - 58:06
Ja, ja. Also wo dann plötzlich ganz andere Prioritäten gibt, ganz andere Vorstellungen, auch von Arbeitszeit, Wohnzeit, Lebenszeit und wo es so sehr fließend wird. Und kluge Kollegen finde ich, die sagen, ja, wir müssen Modelle gemeinsam entwickeln. Wie können wir, wann machen wir Kernzeiten? Wann machen wir Besprechungszeiten? Wann haben wir unser Jour fixe ? Oder dann merken sie mit ja, Mitarbeiterinnen kriegen ein Kind, die wollen sie unbedingt halten. Dann sind sie plötzlich sehr wohlbereit und dann sind die Frauen noch überlastet, weil sie tagsüber die Kinder haben, abends dann arbeiten. Also man merkt es ist alles sehr im Fluss.

Paula Weil • 58:18 - 58:41
Sehr im Fluss. Das ist doch ein gutes Schlusswort für den Hauptteil. Jetzt müssen wir leider den persönlichen Einschätzungsteil am Ende ganz schnell durchrattern Aber ich glaube, da haben Sie ganz schnell einfach intuitive Antworten Das erste wäre eine Skalafrage von eins bis zehn. Wie viel wären Sie bereit, in einer Gemeinschaft zu teilen? Zehn wäre alles zu teilen und eins wäre nichts.

Gerd Kuhn • 58:42 - 58:58
Das kann man kaum sagen. Es kommt drauf an, was ich teilen soll. Also Gemeinschaft heißt vieles. Es gibt Bereiche, wo ich gar nicht bereit wäre und andere Bereiche, wo ich sehr viel bereit wäre. Ist es die Frage könnte ich gar nicht beantworten.

Paula Weil • 59:04 - 59:13
Okay, dann können wir auch einfach weitergehen. Die können Sie, glaube ich besser beantworten Was würden Sie auf keinen Fall teilen wollen?

Gerd Kuhn • 59:14 - 59:18
Zum Beispiel Räume der Intimität, Rückzug, bereit andere Räume wo man sich begegnet also Clusterwohnung fand ich lange Zeit für mich schon ein sehr gutes Modell gewesen. Also wir hatten oft, zum Beispiel mit den Freunden, mit denen ich an Silvester getroffen habe, mit denen ich früher zusammen gewohnt habe, und da haben wir alle gesagt, ja, wir würden schon gerne wieder zusammen wohnen Jetzt, wo die Kinder schon längst draußen sind, teilweise Partner gestorben sind oder Trennungen waren, das Clustermodell wieder. Also wir sind so verstreut jetzt in Deutschland, dass dann wieder ein Ort zu finden, in Frankfurt will ich noch nicht, wir können auch nach Tübingen kommen, nee Tübingen, nee, aber diese Vorstellung, dass man wieder so zusammen kocht, zusammen sitzen, isst und das ist klar, aber jeder sagt, also viele, gerade die Frauen sagen, nee, diese ganzen Putzdiskussionen die wollte ich nie mehr haben, es wird die Putzfrau angeschafft, oder ich will meine eigene Dusche haben, also das ist selbst in so Clustermodellen oder anderen Modellen für meine Generation gut vorstellbar. Da merkt man daran, wie es sich einerseits eine sehr große Bereitschaft für Gemeinschaft gibt, aber in anderen Bereichen gar keine Bereitschaft. Gibt graduelle Unterschiede, also mit wem kann ich mit einer Lebenspartnerin oder meiner Tochter kann ich ganz andere Privatheit teilen, wie mit anderen Leuten.

Paula Weil • 1:00:58 - 1:00:07
Ja, natürlich.

Paula Weil • 1:00:07 - 1:00:17
Wenn Sie weniger arbeiten müssten oder würden, würden Sie sich dann mehr in solidarische oder soziale Strukturen einbringen, in Ihrer Nachbarschaft oder in Ihrer Umgebung?

Gernd Kuhn • 1:00:20 - 1:00:52
Ja teilweise. Also ich arbeite jetzt weniger wie früher. Und einerseits habe ich jetzt Zeit, Projekte zu machen, wo ich kein Geld bekomme. Also ich habe jetzt den Luxus dass ich dann, oder zum Beispiel hier in Neustadt Tübingen will ich mich organisieren, dann kriegt man kein Geld dafür, die haben kein Geld und kann man so Projekte machen. Und auf der anderen Seite hat man auch, da habe ich Lust, andere Sachen zu machen. Zu malen zu reisen und so weiter. Und, aber ich finde es wichtig, dass man sinnvolle Sachen für die Gemeinschaft oder in der Gemeinschaft macht. Also ich mache es ja nicht für die Gemeinschaft, sondern auch für mich. Und ich kenne andere Kollegen, die arbeiten bei der Tafel oder in der Winterküche oder jeder sucht seinen Weg, was sinnvoll erscheint. Und ich denke mir aber, dieser Gemeinschaftsbezug, für mich ist er sehr wichtig für mein Leben. Also man muss Wege finden, wo man sich in so einem sozialen Umfeld verorten kann. das kann, ich bin nicht kirchlich gebunden, zum Beispiel meine Lebenspartnerin, die ist kirchlich engagiert und sie hat einen anderen Weg wie ich. Aber ich glaube, auch für jeden ist es wichtig, dass er aktiv bleibt. Also aktives Leben führen ist gerade, wenn man älter wird, umso wichtiger. Aber auch für junge Menschen. Also sie werden wahrscheinlich einen ganz anderen zeitlichen Druck haben, wie ich jetzt einen Druck habe. Also ich arbeite kein Wochenende mehr, mache keine, wo ich bis tief in die Nacht einen Artikel fertig schreiben muss. Ich suche jetzt nur die Projekte aus, die mir Spaß machen. Also ich habe gerade die späte Freiheit und genieße es jetzt. Aber ich möchte zum Beispiel halt auch weiterarbeiten. Also das ist für mich auch so dieses Modell, dass man mit 65 aufhört oder das ist halt nicht mein Modell. Also ich habe jetzt die Freiheit, aber diese Arbeiten Wohnen anderes Leben sehe ich in anderem als in vielem stärker als fließenden Prozess. Genauso auch zwischen Rückzug ins Private und auch Öffnen in Gemeinschaften. Das muss kein Widerspruch sein, sondern ich finde es Vielfalt als Ergänzung.

Paula Weil • 1:03:12 - 1:03:33
Meine letzte Frage wäre jetzt noch, ob Sie irgendeinen Input haben, nachdem Sie jetzt durch die Fragen vielleicht ein bisschen mehr rausgehört haben, was es in meiner These oder über was ich in meiner These schreiben möchte, ob Sie noch irgendwie einen Input oder irgendwas haben, was jetzt noch nicht thematisiert wurde, was Sie aber sehr interessant finden .

Gernd Kuhn • 1:03:33 - 1:04:06
Ja, vielleicht das als Tipp für Sie. Denken Sie nicht in diesen Polaritäten, mehr oder weniger Gemeinschaft deshalb dieses Ranking, diese Strahlung, sondern denken Sie eher darüber nach, wie können so neue soziale und soziale Ligaturen die gemeinschaftsbildend sein können, darüber nachdenken. Also nicht in den Gegensätzen denken, nicht die Trennung, privat, öffentlich, sondern wo ist denn die Ebene der Bestimmung

Paula Weil • 1:04:06 - 1:04:07
Also die Zwischenräume?

Gernd Kuhn • 1:04:08 - 1:04:23
Ja, Zwischenräume. Also eine Kollegin, mit der wir das Wolle+ Projekt gemacht haben, die hat jetzt eine Professur in München an der Universitätsakademie der Büro Yonder , dazwischen. Und die Katja und Benne, also das Spannende findet gerade in dazwischen statt. Nicht in den trennenden und nicht in den verfließenden, sondern in diesen was sind die spannenden Zwischenräume, was sind die Räume die nicht klar definiert sind? Ich finde es auch viel wichtiger, auch in der Architektur Räume zu generieren, wo man zum Beispiel Luhmann hat es communication au trottoir (Bürgersteig) genannt, also wo man beim Vorbeigehen verweilen kann, aber auch nicht muss. Also wo es so Aufenthaltsqualitäten gibt, aber keine Aufenthaltsaufforderungen gibt. Also gerade so nicht definierte Räume. Und da wird es sehr spannend. ist, glaub ich, der Humus für Gemeinschaft drin.

Lucia Landenberger

12. Januar 2025

Paula Weil • 0:00 - 0:10
Würde ich dich bitten, dass du dich vielleicht einfach kurz vorstellst, dein Leben als Projektsteuerin. Wo du arbeitest, wie lange du in dem Bereich schon arbeitest.

Lucia Landenberger • 0:11 - 0:44
Also ich heiße Lucia Landenberger, bin aus Tübingen und habe selber mit einer Baugemeinschaft gebaut. Vor 28 Jahren ging das los, als meine ersten Kinder klein waren und es in Tübingen einfach keine Option war, zu Wohnraum zu kommen, weil Mieten zu teuer waren. Durch die Studenten-WGs waren damals schon die Mieten sehr überhöht. Und dann habe ich selber bei so einer Baugemeinschaft mitgebaut. Damals waren die noch relativ jung, aber nicht mehr in dieser ersten Pionierphase. Und diese Baugemeinschaft lief schlecht. Wir mussten dann unseren Projektsteuerer kündigen und zwei aus der Gruppe, ich und ein anderer, haben das dann zu Ende gebracht. Ich war damals schon in der IT-Branche tätig als Projektleiterin und von den Tätigkeiten war es nicht viel anders. Genau, nur dass die Branche sozusagen die Themen ein bisschen anders gelagert waren. Ich war dann noch über zehn Jahre weiter in der IT-Branche tätig und habe dann aber für mich so festgestellt, dass das für mich langfristig nicht das Richtige ist, einfach weil ich was gesucht habe, was mehr Sinn, was mir mehr Sinn gibt. Also wo ich am Ende des Projektes das Gefühl habe, es hat sich gelohnt sich da einzusetzen. Das ist nicht irgendwie eine Software, die dann eingeführt wird oder ein Prozess der optimiert wird oder so. Genau, und dann habe ich mich nach der Geburt meiner letzten Tochter also 2010, selbstständig gemacht. Und bin seither selbstständig als Projektsteuerin für Baugemeinschaften tätig die in Tübingen sehr etabliert sind. Und halt neben dem Architekten immer noch sozusagen eine rechte Hand brauchen, die die Gruppe durch alle Höhen und Tiefen führt. Und administrative Aufgaben aber auch ganz klare Projektsteuerungsaufgaben übernimmt wie Zielfindung, Kostenkontrolle, Terminkontrolle. Genau. Das ist meine Aufgabe. Also was ich hauptberuflich mache, ich bin jetzt nebenberuflich noch im Vorstand der Dachgenossenschaft Wohnen Tübingen. Das ist sozusagen eine Organisationsform. Die, ähm... Eine Initiative, hervorgehend aus der Stadtverwaltung und selbstständigen Projektsteuerern gegründet wurde. Und diese Organisationsform ermöglicht es, Gruppen einer anderen Eigentumsform zu enden. Sprich das ist eigentlich gedacht für Baugemeinschaften, die am Ende dann aber nicht Eigentumswohnungen haben, sondern die im eigenen Haus zur Miete sind, wie das Miethäuser-Syndikat. Die zahlen dann eben... ihrer Einlage, wie bei einer Baugemeinschaft, muss man auch eben das Eigenkapital bringen, zahlen die dann am Ende keine Miete an die Bank, so nenne ich es immer bei den Baugemeinschaften sondern an die Dachgenossenschaft. Die ist Eigentümer des Hauses formal und hat auch die Darlehen aufgenommen, um die zu tilgen und alle anderen Kosten vom Haus zu zahlen. Zahlen die dann auch Miete. Und da bin ich jetzt im Vorstand aktuell und mache da aber nicht die Projektsteuerung, sondern ich mache klassische... Nicht delegierbare Bauherrenaufgaben, also Projektsteuerung übernimmt ja im Wesentlichen die delegierbaren Bauherrenaufgaben, so was wie eben Kostenkontrolle, Terminkontrolle, Qualitätskontrolle und daneben gibt es als Bauherrenaufgaben die nicht delegierbaren, das sind klassische Geschäftsführungsaufgaben wie Verträge machen, Rechnungen überweisen, so Geschichten. Aber auch natürlich... Meilensteine freigeben, so was. Genau, und das ist dort meine Rolle. Ja, sowei t zu mir.

Paula Weil • 4:29 - 4:48
Vielen Dank. Ich hätte darauf gleich eine Frage, wie ist diese Gruppe deiner ersten Baugruppe von der du erzählt hast entstanden ?

Lucia Landenberger • 4:49 - 5:29
Das war eigentlich eine Initiative Von einer Person, der das auch zum Geschäftsmodell gemacht hat. Also der war dann gleichzeitig auch noch Projektsteurer und der hat dann Menschen um sich geschart und die kamen entweder über den familiären Kreis also Kindergarten, das ist ganz häufig so, wenn Kinder klein sind, über den Kindergarten ist dann häufig ein ähnliches Bedürfnis und wir kamen dann aber über den Architekten. Also mein damaliger Partner fand den Architekten so toll und hat den angesprochen und da hat er dann eben in der Baugruppe auch perspektivisch mitgemacht. So sind wir dazu gekommen, genau. War alles über die Kinder, also alle hatten Kinder im ähnlichen Alter, als wir dann da drin gewohnt haben, sind die irgendwie, es waren acht Wohnungen, es sind glaube ich 17 Kinder zusammen in die Grundschule gegangen.

Paula Weil • 5:42 - 6:12
Spannend. Ja dazu würde ich gerne noch mehr fragen. Ich würde jetzt mal meine Fragen weitermachen und am Ende, wenn auch Zeit wäre, würde ich auf das Erste nochmal zurückkommen Ja, zu deinem Beruf noch, vielleicht generell du sagst du bist die linke Hand von Architekten, von Planern, aber du würdest auch natürlich sagen, dass du wahrscheinlich viel mit Menschen auch einfach im Alltag zu tun hast und viele Perspektiven mitbekommst.

Lucia Landenberger • 6:12 - 6:43
Also ich bin die rechte Hand nicht von den Architekten, sondern von den Baugruppen. Die beauftragen mich und ich übernehme für die einfach... Aufgaben, die sie theoretisch selber machen könnten, bei Mietshäuser- Syndikaten machen das die Gruppen auch selber. In der Praxis ist es aber oft eine Überforderung zeitlich, vom Know-how auch und es ist auch schwierig, wenn du keinen neutralen Dritten hast, der eben so schwierige Prozesse in der Gruppe hilft, irgendwie zu klären.

Paula Weil • 6:43 - 6:46
Aber das heißt, du bist eher nicht die linke Hand, sondern du nimmst sie an die Hand.

Lucia Landenberger • 6:46 - 7:18
Hand. Ich nehme sie an die Hand. Am Anfang helfe ich eben, diese Gruppen auch zu bilden. Und da kommt es nicht nur darauf an, zu schauen, dass man Menschen findet, die ein ähnliches Ziel haben. Also die einen wollen möglichst günstig bauen, weil sie es sich nicht leisten können. Die anderen haben die Idee, eben mit einem bestimmten Architekten was Schickes zu machen. Wieder andere legen sehr viel Wert auf so Gemeinschaftsbereiche, Gästezimmer. Oder ich hatte eine Gruppe, die wollte ein Plus-Energiehaus machen, die waren alle technikbegeistert. Also da geht es schon auch darum, zu schauen, wer will in die Richtung ziehen. Weil, wenn alle in Ordnung Wenn unterschiedliche Richtungen ziehen, geht es einfach nicht vom Fleck. Aber es geht auch darum, zu schauen, wer ist denn überhaupt bereit, sich in so einer Gruppe einzuordnen. Also da geht es schon wirklich auch darum, so ein bisschen hinter die Kulissen zu schauen. Was ist denn die Motivation der Menschen? Es gab eine Zeit, als Bauen so günstig war, so lukrativ war, wo viele einfach nur Geld anlegen wollten. Und das hat häufig dann so die Interessen der Eigennutzer so konterkariert. Also es gibt immer wieder auch Menschen, die bauen nicht für sich. Die bauen dann Mietwohnungen, das ist okay. Und häufig erfüllen die dann auch noch eine andere Rolle in der Gruppe. Also zum Beispiel bauen die dann eine Förderwohnung. Dass man eben auch Menschen dann nach einem Haus hat, die sich eigentlich kein Eigentum leisten können. Oder sie bauen dann nicht nur die Mietwohnung, sondern sie übernehmen dann auch noch Gewerbeflächen. Das ist immer schwierig, da Investoren zu finden. Weil die meisten Gewerbetreibenden wollen nur mieten, aus steuerlichen Gründen, und nicht besitzen. Genau, aber da geht es, also ich würde sagen, inhaltlich vor allem am Anfang, hauptsächlich mit Menschen. Ich moderiere ja auch die Sitzungen, bereite die vor, bereite die nach, schaue, dass die Beschlussfassung

umgesetzt wird. Aber es geht auch viel um Ängste und Vertrauen. Also ich habe jetzt ein Projekt, wo es extrem schlecht in der Bauphase läuft. Wo das Vertrauen teilweise in das Projekt sehr dünn wird. Und wo ich einfach dafür sorgen muss, dass es transparent ist, was passiert. Ich kann da nicht Probleme lösen. Ich kann nur dazu beitragen, dass es transparent gemacht wird und helfen, Lösungswege aufzuzeigen und die Gruppe zu befähigen, da Entscheidungen zu treffen.

Paula Weil • 9:11 - 9:14
Dass das Vertrauen wieder zurückkommt.

Lucia Landenberger • 9:17 - 9:32
Ja, und ich muss die Architekten kontrollieren. Natürlich eine Aufgabe von mir. Das macht jeder Bauherr auch für sich. Aber das sind halt Laien und können das oft gar nicht einschätzen, was die Verantwortung ist. Und schauen auch nicht so hinter die Kulissen.

Paula Weil • 9:33 - 9:36
Ja, dass du einfach die Interessen dann einfach vertreten kannst.

Lucia Landenberger • 9:38 - 9:50
Dass ich sie vertreten kann. Wobei formal, Interessensvertretung ich habe keine Vertretungsberechtigung. Also ich habe keine Zeichnungsbefugnis keine Vertretungsbefugnis. Ich darf nichts unterschreiben für die Gruppe. Das ist mir auch ganz wichtig.

Paula Weil • 9:57 - 9:59
Solch eine Verantwortung kannst du ja nicht übernehmen.

Lucia Landenberger • 10:05 - 10:42
Es geht nicht nur um die Verantwortung, sondern es geht auch darum, dass die Gruppe wirklich eingebunden ist. An jedem Punkt. Natürlich im Hintergrund werden manchmal Entscheidungen getroffen zum Vorgehen. Es gibt Schwierigkeiten mit dem Handeln Handwerker schickt mal jetzt die Behinderungsanzeige raus oder nicht. Da muss ich das nicht mit der Gruppe abstimmen. Da kommen die Architekten auf mich zu. Aber an sich, alles wo es darum geht, möglichst was zu unterschreiben, das macht die Gruppe. Das heißt auch so banale Dinge wie die Baureinigung beauftragen. Da setzt die Gruppe ihren Servus drunter oder der Geschäftsführer. Und das ist auch wichtig, nicht nur für die Vertrauensbildung, sondern dass sie auch das Gefühl haben, dass sie sich mit identifizieren können. Dass sie sozusagen sich identifizieren. Dass sie sich zu eigen machen. Richtiges Projekt. Ich habe auch immer zwei Menschen, die die ganzen Zahlungen übernehmen. Zahlungsbevollmächtigte, immer für Augenprinzip. Aber ganz wichtig ist, diese Menschen, die das machen, dadurch, dass sie eben konkrete Rechnungen überweisen, also jetzt ein dritter AZ vom Fensterbauer und das ist dann fast 100 Prozent bezahlt, dann ist natürlich klar, entweder die Fenster sind jetzt schon fast alle drin oder es gibt irgendein Problem. Und dann fragen die. Also dadurch haben die tiefen Einblick ins Projekt auch.

Paula Weil • 11:18 - 11:23
Ja, was natürlich dann auch einen Vorteil hat, weil dadurch ist denen auch die Verantwortung bewusst und denen ihrs.

Lucia Landenberger • 11:26 - 11:28
Und Schwierigkeiten gibt es immer. Also wie immer auf dem Bau gibt es Schwierigkeiten. Aber dadurch, dass die Gruppe da sozusagen mündig Teil davon ist und auch entscheidet wie sie damit umgehen, wachsen sie stark zusammen. Ich hatte auch eine Gruppe, die extrem schwierig war, wir hatten mehrere Gerichtsprozesse , da war das wirklich ein sehr positiver Nebeneffekt. Wir waren eine starke Hausgemeinschaft.

Paula Weil • 11:54 - 11:55
Da wächst man nicht zusammen.

Lucia Landenberger • 11:55 - 11:57
Da kann dann nicht mehr viel passieren.

Paula Weil • 12:27 - 12:27
Was verstehst du unter Gemeinschaft?

Lucia Landenberger • 12:27 - 12:51
Wenn ich jetzt versuche das mithilfe der Baugruppen zu machen, dann geht es darum, dass man miteinander ein Ziel verfolgt. Und dass dieses Ziel im Zweifelsfall übergeordnet ist ü ber die Interessen die man denkt, selber zu haben. Mhm Also konkretes sehr praktisches Beispiel ist die Hausfarbe. Das ist ja immer sehr persönlich, wem gefällt welche Farbe und so. Und ich habe in meinem Projekt damals vor 25 Jahren eben erlebt, dass jeder seine Farbe durchsetzen wollte. Und am Ende wurde alles grau weil da keiner ein Veto hatte. Und ich versuche immer, die Architekten Konzepte erarbeiten, Farbkonzepte. Wo dann alles mitgedacht ist, Fensterfarbe, die ganzen Absturzsicherungen, die Brüstungen, Fassadenfarbe, die Bleche, Fensterbretter und so. Und die Gruppe sich dann auseinandersetzt über die Konzepte u nd die persönlichen Interessen ein bisschen rausnimmt. Also ich hatte einmal eine Situation auch, wo dann jemand gesagt hat, er hat ein Veto gegen Bronze und das Treppengeländer im Treppenhaus. Und dann hat man über dieses Veto gesprochen. Da musste die Person dann dieses Veto erläutern. So, was ist denn da so schlimm an der Bronze? Und da geht dann nicht nur, ich mag das nicht.

Paula Weil • 14:03 - 14:14
Das heißt, Gemeinschaft hat eher gar nicht den emotional, die emotionale Bedeutung Sondern eher, dass Funktionen auch oder Interessen sich überlappen.

Lucia Landenberger • 14:15 - 14:37
Also das Emotionale steckt dahinter natürlich. Ich muss dieses Miteinander wollen. Ich muss Teil von dem Ganzen sein wollen. Also wenn ich Menschen habe, die sich für eine Baugruppe bewerben und zu verstehen geben, eigentlich geht es ihnen nur um die Wohnung. Dann sind die ziemlich schnell von selber draußen.

Paula Weil • 14:38 - 14:44
Aber dass das Individuum sich quasi als eigene Person sich vielleicht einfach auch ein bisschen zurücknehmen muss?

Lucia Landenberger • 14:46 - 15:04
bzw. Einfügen. Und das meine ich auch mit, dass die Ziele, die jeder für sich meint zu haben, dass er die nicht so wichtig nimmt. Also wenn ich mir vorstelle, das Haus muss jetzt schick und grau werden, dass ich mich vielleicht mal öffne und spüre. was ist, welchen Stellenwert hat denn das im Vergleich zu, wir haben jetzt hier einen Experten, der uns hier berät und wir als Gruppe entscheiden uns für was zusammen. Und das ist dann unseres als Gruppe.

Paula Weil • 15:20 - 15:22
Dass man sich auch selber hinterfragt.

Lucia Landenberger • 15:22 - 15:23
Dass man sich hinterfragt. Ja, Und auch nicht so wichtig nimmt. Und das Gegenteil natürlich sowieso. Und das Gegenteil natürlich sowieso. Aber wenn da einfach ein Raum ist, wo jeder mal so sein kann, sich zeigt, dann hilft das sehr. Irgendwie so ein Miteinander zu entwickeln.

Paula Weil • 16:36 - 16:53
Und würdest du sagen, dass sich das solidarische Verhalten, w enn Menschen in Gemeinschaft leben verstärkt? Dass sie dann auch eben nach der Zeit des Ego zurücknehmen?

Lucia Landenberger • 17:47 - 18:19
Also der intensive Prozess findet während des Bauens statt. Und der initiiert sozusagen dieses Gemeinschaftsgefühl. Und was immer stattfindet ist dann ein Rückzug ins Private. Also schon mit dem Einzug, da gibt es dann häufig noch ein Einzugsfest. Aber ein Stück weit lebt dann doch wieder jeder für sich. Also es ist keine intensive Form des Miteinanderlebens, sondern es ist ein sehr wohlwollendes Nebeneinanderherr. Und sehr tolerant. Also ich sag mal, wenn da was im Schwäbischen nicht geht, im Treppenhaus alles voll ist mit Schuhen und Krempel, dann klingelt man, wenn es einen stört und spricht drüber. Das heißt, es ist wohlwollend. Man kann den anderen so nehmen, wie er ist, wie sie ist. Und was dann an Gemeinschaft tatsächlich gelebt wird, ist sehr unterschiedlich. Manche ziehen sich auch komplett zurück. Aber du hast sozusagen so eine Art von Grundlage, die trägt, wo du darauf zurückgreifen kannst. Also da ist nicht so ein luftleerer Raum, wie wenn du anonym als Mieter irgendwo einziehst oder dir eine Eigentumswohnung kaufst und du kennst die mal nicht. Du hast die zweimal vorgestellt am ersten Tag. du kennst den anderen wirklich auch mit schwierigen Seiten. Durch diese kritischen Prozesse, die in der Bauphase entstanden sind, weißt du also intuitiv häufig, wo der andere wie reagiert und kannst dann die Menschen so nehmen, wie sie sind. Das ist das Schöne. Und deine Frage, wie lautet die nochmal? Ob sich das intensiviert, das solidarische Verhalten mit der Zeit?

Paula Weil • 18:49 - 18:50
Genau.

Lucia Landenberger • 18:51 - 19:12
Also ich beziehe das mal nicht auf das Wohnen sondern auf die Bauphase. Da würde ich es auf jeden Fall sagen. Da verstärkt sich das und dann ist eben diese Basis da. Und wenn man jetzt mal abstrahiert von diesem jeder zieht sich ein Stück weit mehr ins Private zurück. Dieses Leben und Leben lassen, das kriegt so eine Selbstverständlichkeit.

Paula Weil • 19:13 - 19:16
Das heißt, da geht es dann eventuell wieder zurück?

Lucia Landenberger • 19:16 - 19:27
Es geht zurück, aber ich sag mal auf der quantitativen Ebene. Auf der qualitativen Ebene würde ich es nicht sagen. Würde ich sagen, dass es bleibt.

Paula Weil • 19:32 - 19:42
Was würdest du sagen ist die größte Herausforderung i m Zusammenleben oder in diesen Baugruppen, wenn dann eben die Bauphase vorbei ist und zusammengelebt wird?

Lucia Landenberger • 20:01 - 20:02
Der Müll Ganz banal. (Sie lacht) Also immer Wieder ein Riesenproblem. Die Mülltrennung. Da gibt es einfach unterschiedliche Ansprüche. Gar nicht so sehr die Kehrwoche, wie es im Schwäbischen so ist. Es gibt, vor allem auch wenn Mieter drin sind, die sich nicht so mit identifizieren, gibt es immer wieder große Probleme mit dem Müll. Und die haben ja eigentlich keinen Hausmeister. Die machen das selber. Und dann gibt es manchmal so eine Beauftragte der / die die Mülltonnen rausbringt. Oder Jugendliche, die das als Minijob machen. Und wenn das dann nicht gut getrennt ist, dann geht die Detektivarbeit los. Und wie geht man damit um, wenn es Leuten scheißegal ist? Also Leben und Leben lassen. Aber wenn halt das Lassen dazu führt dass andere beeinträchtigt sind dadurch. Da gibt es Ärger. Ich habe jetzt ein Projekt, es ein noch größeres Problem gab. Da ist eine Person psychisch krank. Und aggressiv. Und auch immer wieder nächtliche Vorfälle mit Polizei und Alkohol und so. Und da ist die ganze Hausgemeinschaft auch sehr von betroffen. Da sind Kinder beteiligt. Da gibt es natürlich auch Ängst. Da gab es Angriffe von dieser Person ausgehend auf andere Hausbewohner. Wo Kinder auch dann anwesend waren. Und ja, das hat schon sehr beeinträchtigt.

Paula Weil • 21:58 - 22:05
Das heißt, eine große Herausforderung kann auch sein, dass man eben nicht 100% weiß, mit wem man da zusammenlebt?

Lucia Landenberger • 22:05 - 22:23
Will. Ja. Das Spezielle war in dem Fall, dass diese Person im Prozess nicht beteiligt war, weil der Partner, Ehepartner gesagt hat, ich mache das. Und für mich war die Lehre aus diesem Projekt, er muss zumindest beide kennenlernen. Weil sie hat sich nicht mal vorgestellt, diese Person. Die Begründung damals war, ja, Referendariat, meine Partnerin hat keine Zeit und ich mache das alles, ist so abgesprochen. Genau, eigentlich kennt man alle. Das war in dem Fall nicht so. Ich weiß nicht, ob man es damals gleich entdeckt hätte, festgestellt hätte, aber ich glaube eigentlich schon.

Paula Weil • 22:48 - 23:17
Dankeschön. Ich würde jetzt tatsächlich schon zur Leitfrage 3, Wohnen und Arbeiten, kommen. Auch wieder eine große Frage, aber Wohnen wird ja quasi erst seit dem 19. Jahrhundert so definiert. Davor hat man gelebt. Ja Und ja, da fing so ein bisschen durch die Moderne die Monofunktionalisierung an, dass man ja so Funktionen wie Arbeiten und Wohnen getrennt hat. W as würdest du sagen ist Wohnen?

Lucia Landenberger • 23:27 - 23:36
Also ich bin jetzt quasi in dem Sinne nicht vom Fach, dass ich da nie was Theoretisches zu gemacht habe. Wie würde ich Wohnen definieren? Wohnen umfasst den Alltag von Menschen und alle Funktionen, die der Mensch braucht, um seine Grundbedürfnisse zu erfüllen. Also mal als erstes würde ich sagen Schutz, Nahrung, Schlaf, Wärme. Ja. Manche tatsächlich auch wirklich einsam. Also ich kenne auch Personen in Baugemeinschaften die alleine leben und einsam leben, sich zurückziehen. Aber an sich würde ich, also gerade dieser Begriff Wohnen wohnlich sagt man ja auch, würde ich sagen umfasst es auch irgendwie ein Eingebunden sein. Ein Eingebunden sein in was Übergeordnetes. Eine Heimat haben. Teil von irgendwas zu sein. Also nicht nur Teil von einer Wohnung, sondern ein Zuhause zu haben. Und Zuhause heißt einen Platz in der Welt zu haben. So würde ich es definieren. Das umfasst Wohnen.

Paula Weil • 24:48 - 25:20
Also die Grundbedürfnisse abdecken, ein Zuhause haben, sich wohlfühlen aber auch wo zugehörig zu sein. Wenn man da jetzt Arbeiten als Thema reinbringt Hast du jetzt nicht bei der Definition von Wohnen gesagt, wie würdest du, ich meine Corona, wir haben es erlebt, dass von heute auf morgen Arbeit irgendwie in unseren Alltag mit ins Wohnzimmer kam. Aber da war natürlich der Punkt, dass wir alle in völliger Isolation gelebt haben und dass es halt unvorbereitet war. Aber was für ein Thema ist das bei euch in Gemeinschaften oder Projekten Ja, wie wird da die Arbeit zum Wohnen quasi dazu genommen?

Lucia Landenberger • 25:39 - 26:10
Also ich finde Arbeiten an sich jetzt schon mal spannend. Was ist Arbeit? Ich würde sagen, Arbeit ist kein Grundbedürfnis sondern Arbeit ist eigentlich Mittel zum Zweck weil wir ja über Arbeit Geld verdienen, was wir benutzen, um unsere Grundbedürfnisse zu erfüllen. Ich glaube, was ein Grundbedürfnis ist, ist Selbstwirksamkeit und nicht Arbeit an sich. Das können wir über Arbeit kriegen. Holen wir uns auch irgendwie Bestätigung. Wenn man Arbeit mal weiterfasst, gibt es ja nicht nur Erwerbsarbeit, sondern auch Familienarbeit, Hausarbeit. Das ist ja klar Teil vom Wohnen Und Erwerbsarbeit, ich glaube, darauf willst du raus. Wie ist das verbunden mit dem Wohnen? Ich glaube, das ist sehr, sehr individuell. Stichwort Arbeitszimmer ist immer ein großes Thema. Also wir haben ja... Jetzt mit den steigenden Baukosten auch immer mehr die Anforderung, dass die Wohnungen klein gehalten werden. Suffizienz als Stichwort. (Der Begriff Suffizienz leitet sich von dem lateinischen Wort „sufficere“ ab, zu Deutsch „ausreichen“ oder „genügen“. Es geht also um die Frage: „Wie viel ist genug? “ und zielt darauf ab, Energie und Material zu sparen. in: https://www.bund.net/ressourcen-technik/suffizienz/suffizienz-was-ist-das.) Die versuchen dann sowas wie ein Arbeitszimmer, Gästezimmer auszulagern. Da gibt es dann sowas wie Coworking Spaces manchmal im Haus, manchmal im Quartier. Was immer passiert ist natürlich, dass Kinder ausziehen, wenn man eine Familienwohnung gebaut hat. Und dann wird das automatisch zu Gästezimmer, Arbeitszimmer, Sportzimmer, was auch immer.

Paula Weil • 27:06 - 27:08
Es werden dann andere Funktionen dafür gesucht?

Lucia Landenberger • 27:08 - 27:39
Genau. Werden nicht gesucht sondern die ergeben sich dann so. Und ob dann wirklich Gäste da sind, ob dann wirklich gearbeitet wird, ist dann oft die Frage. Also ich erlebe es jetzt hier in der Nachbarschaft auch alles mit Baugruppen gebaut. Die Kinder sind gerade alle am Gehen. Die Zimmer sind einfach leer u nd ich finde es schwierig. Ich kann es gut verstehen, dass die Menschen da bleiben wollen, wo sie ihre Familienzeit hatten. Ich finde das ein großes Thema. Und ich mache jetzt gerade so Schleifen. Arbeiten. Also es ist immer schwierig, bis von vornherein die Erwerbsarbeit mitzudenken. Das ist ja auch inzwischen sehr divers im Vergleich zu vor 20

Jahren erlebe ich immer häufiger, dass Menschen sozusagen, Haupterwerb haben und einen Nebenerwerb. Also jetzt in einem Projekt gab es eine Frau, die war angestellt als Grafikdesignerin und hat dann noch im Nebenerwerb selbstständig Grafikdesign gemacht. Das war im Arbeitszimmer dann. Und sie hat aber auch eine Yogalehrerausbildung gehabt. Und da hatten wir dann gesagt, okay, wir machen einen Gemeinschaftsraum. Das war unser Ziel. Und wir machen den so, dass gewisse Funktionen dort möglich sind. Und das war, eine war eben auch tatsächlich Yoga oder Gymnastik machen. Neben Festen neben Übernachtungsmöglichkeit und so.
Paula Weil • 28:34 - 28:45
Das heißt, individuell kommt der Wunsch mal auf, a ber es ist jetzt nicht Hauptthema in den Gemeinschaftsprojekten, wie das gesagt wird. Das ist schon ein Grundwunsch oder Grundbedürfnis.

Lucia Landenberger • 28:54 - 29:22
Sehr selten. Also ich habe jetzt bei der Dachgenossenschaft ein Projekt. Die haben so einen gemeinschaftlichen Coworking Space . Hauptsächlich für die Menschen aus dem Haus, aber auch für einzelne Externe wollen sie es nutzbar machen. Ist aber sehr schwierig. Man muss dann immer Nutzungskonzepte erstellen, die dann alle Interessen berücksichtigen. Also an dem Beispiel, die haben nicht nur das Arbeiten sozusagen vergemeinschaftet im Haus, sondern auch so ein bisschen. Ja, es gibt einen Gemeinschaftsraum. Und da sollen Familientreffen stattfinden. Also sie haben alle sehr kleine Wohn- und Essbereiche und haben eben zum einen diesen Coworking Space und diesen Gemeinschaftsraum und die grenzen direkt aneinander und haben einen gemeinsamen Zugang. Gemeinsame Erschließung, gemeinsame WCs. So und jetzt ist die Frage, die einen wollen feiern, die anderen wollen arbeiten. Und dann soll es auch noch Externe geben, die Geld dafür zahlen, dass sie es nutzen und sozusagen die Kosten erwirtschaften oder reinbringen. Und dann braucht man ein Konzept wie das alles miteinander geht, ohne dass es ständig knallt. Und wer das Geld bringt, sozusagen dafür. Und wer sich kümmert Das ist immer die größte Frage, finde ich bei den gemeinschaftlichen Bereichen. Wer kümmert sich eigentlich? Und also in diesem Beispiel mit der Yoga-Lehrerin, die hatte wirklich ein Interesse, dass es diesen Gemeinschaftsraum gibt. Und die hat gesagt, ich kümmere mich auch drum. Und kümmern heißt einfach, ich mache eine Website, wo der Raum beschrieben ist, wo ein Kalender drin ist, wo eine E-Mail-Adresse drin ist, wo die Leute sich dran wenden können, wenn sie den Raum mieten können. Dann gibt es jemanKümmerer-Funktionet die E-Mail. Dann gibt es jemanden, der schaut, dass der Raum gerichtet ist gereinigt ist, die Schlüssel übergeben werden, dass das Geld dafür für die Nutzung bezahlt wird. Und das ist diese Kümmerer-Funktion.

Paula Weil • 30:41 - 30:43
Und das aber auch vielleicht für geworben wird?

Lucia Landenberger • 30:44 - 31:18
Muss man gar nicht. Also werben muss man nicht, weil solche Bereiche sind sehr nachgefragt. Und da muss man nicht viel Geld einnehmen, sondern man braucht einfach so ein bisschen was, vor allem um diese administrativen Aufgaben dann auch zu honorieren. Also die kriegt die Hälfte von den Nutzungsgebühren die die Leute zahlen. So ist die Regelung. Aber es muss wirklich jemand, der sagt, er kümmert sich. Und meine Erfahrung ist, alle wollen immer und finden es toll. Und dann aber zeitliches Engagement über die Laufe der Jahre ist natürlich schwierig. Wer macht das dann? Und da bin ich jetzt mit diesem Dachgenossenschaftsprojekt, mit dem Coworking-Space und dem Gemeinschaftsraum, da bin ich seit anderthalb Jahren dran. Ich sage, mach doch mal ein Nutzungskonzept. Ja da kommt gar nichts. Und jetzt haben wir jemanden beauftragt, der die da in die Hand nimmt, dieses Nutzungskonzept zu machen und dann die kritischen Fragen stellt. Und das sind natürlich auch Themen, wo man sich irgendwie so ein bisschen rauswindet. Wo man sagt, oh. Natürlich wollen wir da auch feiern, aber das muss ja jemand geben, der da Geld zahlt und keiner soll eingeschränkt werden. Aber eigentlich muss man eine klare Verabredung treffen. Und ja, das sind so die Aufgaben in der Konzeptionsphase, da wirklich auch den Finger in die Wunde zu legen und die Leute ein bisschen auf den Boden zu holen und was zu stricken, was dann auch funktioniert. Gemeinschaft heißt wirklich auch miteinander sprechen und Verabredungen treffen und Wege zu finden, wie man damit umgeht Wenn Verabredungen nicht eingehalten werden.

Paula Weil • 32:21 - 32:57
Kommunikation. Wenn man jetzt direkt auf den Raum nochmal eingeht architektonisch gesehen. Du hast gesagt, dass da sehr viele verschiedene Veranstaltungen oder Funktionen eben stattfinden sollen. Wie neutral wird dieser Raum gestaltet oder was sind da die Grunddinge die so ein Raum haben muss, dass er quasi genutzt wird? Aber auch, also wie viel Detaillierung muss da sein, dass die Leute überhaupt wissen, was da gemacht werden kann? Aber wie neutral muss er dann auch sein, dass er eben verschiedene Funktionen anbieten kann oder abdeckt?

Lucia Landenberger • 33:08 - 33:43
Also ich habe schlechte Erfahrungen damit gemacht, dass man zu viel reinpackt. Ich glaube, man muss sehr konkret überlegen, was auf jeden Fall stattfinden soll. Was ist sozusagen die Pflicht. Und wenn dann noch andere Dinge dort möglich sein sollen, dann ist es das, was halt zufällig auch noch geht. Also wenn ein Raum sehr groß ist, ich sag mal 100 Quadratmeter, ja dann ist natürlich viel mehr möglich, aber das kann man sich ja nicht leisten. Das heißt, also ich möchte wirklich konkret wissen, was wollt ihr machen? Man muss es ja dann auch mal beispielhaft möblieren. Also jetzt in dem Beispiel mit der Yogalehrerin haben wir gesagt, okay, da müssen so und so viele Personen sitzend reingehen. Also mal Tische einzeichnen Stühle einzeichnen. Also Varianten. Und dann ist die Bestuhlung um den Tisch rum oder ist die auch frontal auf eine Leinwand. Okay, dann soll da eine Leinwand sein. Also müssen wir da Steckdosen für den Beamer haben, brauchen wir dann immer wieder Thema Deckenanschluss für den Beamer, Lautsprecher. Da kann man sehr ins Detail gehen. Häufig braucht es das gar nicht so sehr, aber man muss es so andenken. Küche. Ein Riesenthema. Was findet in der Küche statt? Muss man da kochen oder nur erwärmen? Hat es nur zwei Platten und einen Mini-Kühlschrank? Spülen. Also dann sind da irgendwie in der Party mit 50 Gästen, die da stehen. Kann man schon stehend rein quetschen auf die 60 Quadratmeter, aber muss man spülen für 50 Personen? (Huhhhh!) Da wird es schwierig vor allem wenn die noch mehrere Gänge haben und da zu schauen okay wie sind die Abläufe was leistet der Raum und wo sind auch die Grenzen ich glaube das muss man sich schon anschauen. Und klar wenn dann da zwei Helfer abgestellt sind die davon Hand spülen wunderbar aber deswegen eine Industriespülmaschine da rein zu packen was wir diskutiert haben ist total der Overkill.

Paula Weil • 35:07 - 35:09
Nur für diese Einmalige Sache...

Lucia Landenberger • 35:09 - 35:23
Das sind dann oft viele Dinge gar nicht berücksichtigt dann will man die Industrie Spülmaschine mit man das in dem fall machen kann aber die hat natürlich Wahnsinns Dampf und Geräuschentwicklung das will keiner auf einer Party haben das muss in einem separaten Raum eigentlich sein.

Paula Weil • 35:23 - 35:25
Die Folgen sind denen dann wahrscheinlich gar nicht.

Lucia Landenberger • 35:25 - 36:47
Garnicht Bewusst, aber häufig lassen sich Dinge gut kombinieren, man muss es halt vordenken und es ergibt sich dann nicht alles von selber also wir haben dort eine Raumhöhe von 3 Meter 50
Vorgeschrieben dann haben wir kurz vor knapp als der Trockenbau schon eine Ausführung war haben wir entschieden wir machen das WC mit einer Raumhöhe von 3 Meter 50 vorgeschrieben dann haben wir kurz vor knapp als der Trockenbau schon in der Ausführung war haben wir entschieden wir machen das WC nicht drei Meter 50 hoch sondern nur zwei Meter 20 und obendrauf gibt es dann inzwischen ebene wo dann Matratzen liegen für Gäste von Hausbewohnern. Es gibt's einfach ein Matratzenlager in dem Raum. Super.

Paula Weil • 36:47 - 36:54
Das heißt der Raum ist dann schon in Detailpunkten definiert aber trotzdem auch frei.

Lucia Landenberger • 36:57 - 36:57
Und in Coronazeiten, war es das Spielzimmer für die Kinder.

Paula Weil • 37:01 - 37:03
Du hast gerade das Thema Küche angesprochen das es ein großes Thema, wie stehst du zu Gemeinschaftsküchen weil das natürlich auch die punkte beinhaltet, die du angesprochen hast von pflege, kümmern, er kann nur für eine Sache benutzt werden.

Lucia Landenberger • 37:21 - 38:06
Ich hatte noch nie ein Projekt mit einer Gemeinschaftsküche ich habe ein Projekt gehabt mit einem Café der auch von den Bewohnern als Gemeinschaftsraum genutzt werden kann da gibt es dann ganz andere Anforderungen da kommt dann einfach das Veterinäramt dann braucht es ein separates Spülbecken für die Hände. Mein Traum ist so was wie ein Projekt zu haben wo es auch einen Mittagstisch gibt wo dann auch Menschen aus dem haus sagen können ich koche hier und da kann man sich anmelden und dann esse ich da mit. So was mal in Verbindung mit einem Clusterwohnen. Ja das wäre schön, aber ich glaube Küche muss man tief rein tief rein in die Abläufe und überlegen was sollte funktionieren.

Paula Weil • 38:07 - 38:24
Es spricht natürlich das andere Thema von arbeiten an was du vorhin auch gemeint hast dass natürlich Küche ja die andere arbeit die Care-arbeit abdeckt und das ist natürlich auch ein großer punkt ist wie man diese auch nicht in der Wohnung behält sondern vielleicht gemeinschaftlich öffnen kann.

Lucia Landenberger • 38:25 - 38:33
Ja in so einem cluster Wohnprojekt ist das natürlich auch ein riesen Thema und du sagst du hast nur die Apartments für die Menschen die sozusagen eine Minimalfunktion haben abdecken und eigentlich ein Gemeinschaftsbereich der das entspannt ermöglicht das miteinander sein das kochen auch das baden im Gemeinschaftsbad.

Paula Weil • 38:48 - 39:28
Müssen ein bisschen auf die zeit gucken oder ich muss ein bisschen auf die zeit gucken weil wir jetzt zum Hauptteil kommen aber ich sehe dass wir auch schon ganz viele Sachen beantwortet haben die ich jetzt dich fragen würde deswegen glaube ich trotzdem ganz gut. Sind die Menschen die in diesen Projekten starten schon oft von diesem gemeinschaftlichen Aspekt überzeugt und kommen auf dich zu weil sie eben diese Gemeinschaft machen möchten oder ist da noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten, das gemeinschaftliches Wohnen was positives ist?

Lucia Landenberger • 39:28 - 40:06
Also in meinem fall ist das gemeinschaftliches Nebeneinander wohnen. Und ich leiste keine Überzeugungsarbeit. Ich glaube, da kann man keinen überzeugen. Es gibt Menschen, die bringen eine hohe Motivation für das Thema mit. Ich habe jetzt zum Beispiel mal ältere Personen gehabt, die gesagt haben, sie wollen nicht einsam in einem Einfamilienhaus zu zweit alt werden, sondern sie wollen eingebunden sein in so eine Gemeinschaft, wo schon jeder das meiste in seinem Privatbereich macht, aber an sich ist da eine Gemeinschaft, die trägt im Haus da. Für viele ist das ganz selbstverständlich. Hier in Tübingen eine Gemeinschaft ist eigentlich die Form, wie man zu Eigentum kommt. Jeder kennt jemanden, der genau so lebt. Und das ist so eine Mischung von, ich sag mal, Gemeinschaft und Privat, die für den typischen Akademiker, linksalternativen Menschen, wunderbar funktioniert. Also das ist auch flexibel was will ich von Gemeinschaft, was brauche ich an Rückzug? Da kann man sich das glaube ich entspannt einrichten und kann auch das an Gemeinschaft kriegen, was man gerne hätte. Schwieriger wird es dann, wenn es an so etwas wie Clusterwohnen geht. Da gibt es Clusterwohnungengen jetzt viel in Tübingen, dass es schwer ist, diese Clusterwohnungen zu besetzen mit Menschen, mit denen es dann auch funktioniert. Also da, wo es dann mehr so Richtung WG geht und dann Menschen sind, die lange allein gelebt haben, oder ich sag mal, privat gelebt haben, also ältere Menschen, da wieder so sich selber zurückzunehmen, ist, glaube ich viel schwieriger.

Paula Weil • 41:37 - 41:59
Kennen die Gruppen sich meistens schon, die sich zusammenschließen? Du hast auch von deiner ersten Gruppe erzählt, dass ihr euch kanntet oder dass es wichtig ist, dass man sich kennt. Wie ist es dann, wenn zum Beispiel irgendwann die Kinder ausgezogen sind oder das Grundproblem, dass natürlich dann irgendwann die Familien wechseln und sich dadurch auch das Durchschnittsalter erhöht. Wie hast du das du da die Veränderungen erlebt, wenn zum Beispiel die individuellen Wünsche, jeder kann am Anfang einbringen, was er, wie er die Gemeinschaft gestalten will, und dann muss man aber natürlich gucken, dass das auch so neutral ist, dass irgendwann auch die Wohnung weitergegeben werden kann oder dass die Gemeinschaft auch funktioniert, wenn sie irgendwann ausgetauscht wird. Wie funktioniert sowas?

Lucia Landenberger • 42:25 - 43:01
Also das ist das Hauptproblem mit den Baugemeinschaften. Also Menschen verändern sich, Menschen haben einen neuen Job, ziehen woanders hin, Kinder ziehen aus, sie wollen sich verkleinern und dadurch müssen/ wechseln Wohnungen ihren Eigentümer, wechseln ihren Nutzer. Und in Baugemeinschaften ist es so, dass es eine Eigentumswohnung ist, die wird einfach verkauft. Und das ist ein gesellschaftliches Problem, weil die werden bezahlbar erworben, bezahlbar erstellt und dann aber zum Marktwert verkauft. Und das heißt, dass die Menschen, die die Wohnungen nicht gebaut haben, viel Geld zahlen müssen, um die zu kriegen. Das sind häufig schon Menschen, die Interesse haben, in so einem gemeinschaftlichen Kontext zu leben, aber sie sind nicht Teil der Gemeinschaft, weil die Gemeinschaft entsteht bei den Baugruppen durch diesen Prozess des miteinander planen und Bauen. Und klar, man lernt die Nachbarn kennen und man grüßt sich und leiht sich vielleicht auch mal oder schenkt sich ein Ei um einen Kuchen zu backen. Aber man hat den anderen eben nicht so intensiv kennengelernt.

Paula Weil • 43:45 - 43:46
Der gleiche Punkt mit dem solidarischen Verhalten.

Lucia Landenberger • 43:47 - 44:19
Ja genau. Und es gibt auch nicht da diesen Kristallisationspunkt wie in einem Wohnprojekt, wo man sich ständig darüber unterhalten muss, wer hat hier sein Zeug nicht richtig abgespült. Also eigentlich sind es genau die Konfliktthemen, wo man sich kennenlernt. Und das gibt es dann nicht mehr so, weil es ja schon sehr in der Privatsphäre alles sich abspielt. Und das heißt, die neuen Menschen ist nicht mehr so, dass die einfach die Wohnung gekauft haben und von dem Vorbesitzer ausgewählt wurden. Manchmal sind es die Meistbietenden, manchmal sind es auch Menschen, wo der Vorbesitzer dachte ja, der passt da ganz gut so vom Kontext vom Lebensumfeld. Oder von der Haltung oder so. Also das will ich gar nicht behaupten dass es immer nur die Meistbietenden sind, es sind schon häufig Menschen, die da menschlich gut reinpassen.

Paula Weil • 44:42 - 44:49
Das heißt, die Gemeinschaften haben eine Möglichkeit, sich die Leute gut anzuschauen?

Lucia Landenberger • 44:49 - 45:21
Nein, das ist nicht möglich. Wir haben es oft versucht oder oft überlegt, ob man das in einen Vertrag mit so einpackt dass es Mitbestimmungsrecht gibt. Aber das…d as Eigentum steht darüber. Das heißt, du kannst da Verträge schließen wie du willst, aber das individuelle Eigentum ist im deutschen Recht so stark, dass du das nicht einschränken kannst in der Form, dass da jemand anders dich da einschränkt. Das heißt, ich habe selber damals in dieser Baugruppe eine Wohnung mitgebaut, wir haben die dann verkauft als wir mehr Kinder bekommen haben und eine größere Wohnung gebraucht haben. Und ich habe da einfach unter dreien entschieden, wo ich dachte, die sind für mich persönlich unkompliziert als Erwerber und die passen so halbwegs ins Haus. Aber wir haben eigentlich nur Leute eingeladen die sowieso halbwegs reingepasst haben. Weil das ist eine individuelle Entscheidung. Und das ist Teil des Systems. Es geht nicht anders.

Und das war die Motivation warum wir die Dachgenossenschaft gegründet haben. Das heißt, da bist du Mieter im eigenen Haus, du bist sozusagen nicht Wohnungseigentümer. Wenn du gehst kriegst du einfach deine Einlagen zurück, die du ins Projekt gezahlt hast und die Verbleibenden entscheiden, wer neuer Mieter wird. Das hat zwei Effekte, genau das, was ich geschildert habe. Das eine ist, die Gruppe setzt sich Die auseinander mit den Bewerbern. Und das andere ist, die, die rausgehen, kriegen nur ihre

Einlagen zurück. Und die, die reinkommen müssen auch nur diese Einlagen wieder zahlen. Das heißt, die haben ja nicht diese Rentenmehrkosten. Das ist das Positive von der Dachgenossenschaft. Das hat natürlich... Licht hat immer Schatten. Der Schatten ist, die, die gehen, wenn die nur ihre Einlagen zurückkriegen und zehn Jahre später dann sich was Neues suchen. Ja gut, dann haben sie quasi... terminell das Gleiche und faktisch weniger, ja, weil wenn Baukosten steigen, Mieten steigern, müssen sie mehr Geld haben. Also sie haben da nicht mal die Inflation sozusagen mitgemacht mit dem was sie eingesteckt haben.

Paula Weil • 47:06 - 47:06
Das ist zu unsicher.
Lucia Landenberger • 47:06 - 47:43
Ja, nicht nur die Sicherheit, sondern auch die Leistbarkeit. Also es sind nicht 5000 Euro, die da reintun, sondern das sind ungefähr ein Viertel der Kosten. Also bei einer 80-Quadratmeter-Wohnung einfach überschlagen. 80-Quadratmeter-Wohnungen sind ungefähr 400.000 Euro 100.000 Euro musst du da reinstecken für eine 80-Quadratmeter-Wohnung und dann gehst du zehn Jahre später und dann kostet diese 80-Quadratmeter-Wohnung in einer anderen Stadt eben nicht 400.000 sondern 600.000 Dann fehlen dir 50.000 Euro. Und das ist der Schatten sozusagen davon, dass die Neuen das nominal zum gleichen Preis kriegen, aber eigentlich hat sich die Welt weiter. Und unsere Welt ist nun mal so, dass alles teurer wird. Und ja. Das ist die Schwierigkeit.

Paula Weil • 47:53 - 48:13
Ja. Jetzt springe ich weiter. Ich würde gerne, dass du einfach insintiv zu den Wortpaaren, die ich sage, was dir dazu in den Kopf kommt, wie sehr Wohlstand und Privatsphäre zusammenhängen Okay. Gemeinschaft und Abhängigkeit. Also entweder die vier zusammen oder jeweils. Wir haben jetzt leider nur noch eine Viertelstunde deswegen müssen wir jetzt ein bisschen schneller durchsausen. Aber Wohlstand und Privatsphäre, wie sehr gehört das zusammen oder was kommt dir dazu in den Kopf, wenn du, dass wir in unserer Gesellschaft natürlich durch den Wohlstand immer mehr Privatsphäre geschaffen haben, weil es erst mal Weil natürlich in dem Moment, wo du dir erst die Privatheit leleistbarerst, im Privaten wohnst und dadurch auch eben nicht mehr abhängig sein musst von der Gemeinschaft ist es auch bei euren Gruppen das Thema, dass leistbarer Wohnraum, dass die Abhängigkeit da ist, dass sie auch günstiger eben wohnen wollen oder müssen. Und deswegen. deswegen eben in diese Gemeinschaft in diese Gemeinschaftsform gehen. Oder ist es eher schon wieder ein Luxus, dass man jetzt wieder in Gemeinschaft lebt?

Lucia Landenberger • 49:33 - 50:07
Ne, das erlebe ich so nicht. Was mir, was spontan mir einfällt zu dem Thema Privatsphäre und Wohlstand, Menschen mit viel Geld oder Projekte in besonders teuren Lagen. Ich habe mal in Stuttgart am Kittesberg so eine Möglichkeit, was zu machen. Es ist sehr schwierig, weil die Gemeinschafts sind sehr schwach. Also da geht es tatsächlich häufig drum, bei solchen Menschen mit viel Geld, dass sie ihre persönlichen Wünsche verwirklichen. Das ist das, was mir spontan einfällt zu dem Thema Wohlstand und Privatsphäre. Also da diesen Gruppengedanken mit reinzubringen. Es ist ja nicht in dem Sinne gemeinschaftliche Wohnform. Aber es gibt trotzdem den gemeinschaftlichen Gedanken, der natürlich auch dem einzelnen viel abverlangt. Und das ist bei Menschen mit viel Geld deutlich schwieriger. Also es gibt immer wieder welche, die dann eine starke intrinsische Motivation bringen. Gerade dieses ältere Paar von dem ich gesprochen hatte, die haben sich genügend Geld auch, sich irgendwas Schickes zu kaufen, wo sie komplett für sich sind. Aber gerade in so Lagen, wo sie sowieso nur Reiche leisten können, die Projekte sind total schwierig. Also ich habe das damals abgelehnt ohne mir das auch nur anzuschauen, weil meine Erfahrung so ist. Und ich erlebe nicht, was ich erlebe tatsächlich ist, dass man, dass die Menschen jetzt offener. Sind für das Thema Suffizienz. Also es war noch vor fünf Jahren, als es viel Förderung gab und niedrige Zinsen und die Baukosten niedriger waren, war es so, ja, 110 Quadratmeter oder vielleicht auch 120. Und ja gut, jetzt haben wir hier drei Kinder und bis wir da einziehen ist der Älteste schon fast ausgezogen Egal, der braucht jetzt auf jeden Fall sein eigenes Zimmer. Und das kann man dann irgendwie anders nutzen. Und jetzt sind die Menschen eher bereit, Sich auf Suffizienz einzulassen und zu sagen, wir machen das mit diesem gemeinschaftlichen Arbeitsbereich oder wir machen unseren Wohn-Ess-Bereich kleiner. Perspektivisch sind wir weniger Personen. Das erlebe ich. Aber gemeinschaftliche Wohnform erlebe ich nicht. Und ich glaube, aus so einem finanziellen Zwang raus, da müssen die Menschen schon sehr prekär sein Also oder schon sehr abhängig sein, vielleicht auch von Dienstleistungen. Es gibt ja immer wieder so WGs auch in Baugemeinschaftsprojekten, wo zum Beispiel behinderte Menschen zusammenleben oder eben AIDS-kranke Menschen.

Paula Weil • 52:11 - 52:12
Menschen mit gleichen Bedürfnissen?

Lucia Landenberger • 52:12 - 52:38
Ja, mit Unterstützungsbedarfe vor allem. Oder jetzt eine Pflege-WG, wo demenzkranke Menschen zusammenleben. Menschen, die es im Alltag nicht alleine schaffen. Also es ist nicht nur die finanzielle Abhängigkeit Sondern einfach die, um die Grundbedürfnisse letztlich zu erfüllen, die da eine Abhängigkeit haben, die sie sich ansonsten nicht leisten könnten. Und die auch ansonsten vereinsamt würden, weil sie sehr gebunden sind auch an das häusliche Umfeld. Da erlebe ich das. Du findest ja auch, also jetzt rechne ich es mal wieder runter. In so einer gemeinschaftlichen Wohnform, wenn du da ein Zimmer hast mit 20 Quadratmeter und dann nochmal 15 Quadratmeter anteilig Gemeinschaftsbereich, 35 Quadratmeter, da gibt es ja schon eine Wohnung in der Größe. Und wenn du es wirklich alleine lieber hast, dann nimmst du dir die Wohnung. Dann pfeifst du auf diese große Küche in der du komfortabel kochen kannst. Und dich dann aber ständig streiten musst, wer hat den wieder nicht richtig abgespült? Bei wem kleben da die Sachen noch im Topf? Das willst du gar nicht.

Paula Weil • 53:20 - 54:00
Ja. Jetzt würde ich zum letzten Teil des Interview gehen, die persönliche Einschätzungsfragen . Wenn du auf einer Skala von 1 bis 10 sagen müsstest, wie viel du bereit wärst, zu teilen oder sagst da ist deine Grenze von, das ist meins oder das möchte ich nicht teilen, wo wäre da einfach vom Bauchgefühl her deine Grenze?

Lucia Landenberger • 54:00 - 54:01
Was konkret?

Paula Weil • 54:06 - 54:17
Von deinem ich weiß jetzt nicht, ob du eben in Gemeinschaft wohnst oder ob du nicht in Gemeinschaft wohnst, aber wenn du einfach dein Haus mit deinen privaten Sachen.

Lucia Landenberger • 54:19 - 54:26
Okay. Eins o der Null heißt, ich bin nicht bereit. Und 10 heißt so ja, herzlich willkommen, kommt alles zu mir.
Ich würde sagen 7.

Paula Weil • 54:48 - 54:52
Könntest du dir vorstellen, am selben Ort zu arbeiten und zu wohnen?

Lucia Landenberger • 54:53 - 55:04
Das hatten wir ja schon mal besprochen. Ich habe das ja lange Zeit gemacht, über 10 Jahre. Und der Vorteil hat sich für mich zum Nachteil gewendet. Dieses auf der einen Seite ideelle, wieso sollte ich das trennen, das ist auch Teil von meinem Leben, hat dazu geführt, dass ich mich immer schlechter abgrenzen konnte von meiner Arbeit. Und das wie so eine Krake sozusagen in mein Leben eingedrungen ist und ich dann immer schwieriger Abstand finden konnte. Und... Es fällt mir schwer, wieder das zu trennen. Es fällt mir total schwer. Ich versuche das jetzt gerade. Ich glaube aber auch nicht, dass es die Lösung ist. Was ist vielleicht so ein Zwischenschritt, um da wieder ein gesundes Verhältnis zuzukriegen? Und mein Ziel wäre, da ein bisschen wachsamer zu sein. Das wieder mehr zu integrieren und aber bewusster damit umzugehen. Mhm. In dem Sinn, dass ich nicht einfach den Laptop aufklappe, wenn ich gerade mal eine freie Minute habe und was wegschaffen kann.
Sondern meine Bedürfnisse genauso wichtig nehmen, wie die Dringlichkeit der Arbeit.

Paula Weil • 56:27 - 56:30
Und bedeutet dann Trennung, die örtliche Trennung?

Lucia Landenberger • 56:34 - 56:49
nicht unbedingt. Also jetzt versuche ich das örtlich mehr zu trennen. Damit ich mich so ein bisschen entspannen kann. So als Zwischenschritt. Und ich glaube aber mittelfristig werde ich wieder versuchen, das räumlich zusammenzuführen...

Paula Weil • 56:59 - 57:04
Was kannst du dir gar nicht vorstellen zu teilen? Was ist für dich so das Privateste?

Lucia Landenberger • 57:04 - 57:05
Mein Bett.

Ich habe von einem Projekt gehört, das hieß... Nicht Balkonien, aber so ähnlich. Die haben ein Haus besetzt. Und das Konzept war, keiner hat auch nur ein persönliches Zimmer. Und man schläft in dem Bett, was gerade frei ist.

Paula Weil • 57:24 - 57:26
Heißt, die haben alles geteilt.

Lucia Landenberger • 57:26 - 57:45
Die haben alles geteilt. Und das ist mir... too much. Ja. Also ich lade gerne jemand in mein Bett ein, wenn ich das Bedürfnis habe. Da mit jemandem zu kuscheln. Aber ich brauche mein eigenes Bett, wo ich mich zurückziehen kann und in Ruhe schlafen kann. Und mir sicher sein darf, dass ich da auch nicht gestört werde.

Paula Weil • 57:50 - 57:59
du dich mehr in deine Umgebung einbringen? Von deiner Zeit her, wenn du weniger arbeiten müsstest / würdest?

Lucia Landenberger • 57:59 - 57:59
Ja.

Paula Weil • 58:02 - 58:02
Ganz Klar.

Lucia Landenberger • 58:06 - 58:17
Also ich erläutere es noch kurz. Ich habe das Gefühl, dass ich viel zu viel gearbeitet habe. Und bin gerade dabei, das maximal runterzufahren, um erstmal wieder meine Schüssel zu füllen. und ich glaube, das muss ich tun. Und wenn die dann voll ist... Dann... Dann freue ich mich auf all die Impulse, die dann kommen, mich wieder hier in der Gemeinschaft einzubringen.

Paula Weil • 58:34 - 58:46
Ja Gut. Und , jetzt noch zum Schluss hätte ich die Frage an dich, ob du noch Themen hast, als Input für meine Masterarbeit, die jetzt während unserem Interview gekommen sind.

Lucia Landenberger • 58:53 - 59:13
Was mir noch kommt, ist wirklich dieser Begriff von Arbeit. Ist auch ein Thema von mir. Was ist Arbeit? Und sich wieder mehr mit der Arbeit zu verbinden. In dem Sinn, dass man sich mit dem verbindet, was auch in dem Alltag um einen rum ist. Also ich weiß noch, vor fast 30 Jahren habe ich diesen Begriff Familienarbeit zum ersten Mal gehört. dachte, ja, interessant, Familienarbeit. Das gab es damals noch gar nicht. Und das war aus einer christlichen Familie. Eine Frau, die überzeugte Hausfrau war, hat gesagt, ich mach Familienarbeit. Familienarbeit. Und... Also ich finde es einfach schwierig, diese scharfe Trennung von Arbeit und Freizeit. Und habe das versucht eben aufzulösen. Und das ist bei mir eben dahingehend gekippt das... Klar, auch eine Freizeit hatte und viel Freizeit hatte, aber dass diese Arbeit sich so die Anforderungen, die Erwartungen von außen sich so reingefressen haben, das ist es auch nicht. Aber ich glaube, das Thema ist irgendwie, sich mit all den Dingen zu verbinden, die Teil vom Leben sind. Und da gehört auch Erwerbsarbeit dazu, aber da gehört vielleicht auch mehr sowas dazu, wie, ich mache ja immer die Putz-Action mit meinen Kindern einmal die Woche, eine Stunde einfach im Haushalt tun und das nicht auszulagern. Also ich kenne eine Person, die ist Grundschullehrerin gewesen und hat sich dann entschieden, als Schriftstellerin zu arbeiten und lebt jetzt eigentlich ohne Einkommen mehr oder weniger, aber sie braucht eine Putzfrau Weil sie kann sich mit dem Teil ihrer Hausarbeit nicht identifizieren und da frage ich mich schon, was ist das für eine Gesellschaft, wo man es schwierig findet, seinen eigenen Dreck wegzuräumen. Und natürlich ist das was was einem oft zu viel ist, aber wenn man als Schriftsteller ohne Einkommen arbeitet, wieso braucht man eine Putzfrau? Also ich möchte es jetzt nicht von oben runter sagen, das können sich nur die leisten, die viel arbeiten. Und deswegen haben nur die das Recht, aber was für einen Begriff haben wir von Arbeit, dass wir das auslagern müssen. Ist nicht all das, was um uns herum ist, also so wie Zähneputzen auch und vielleicht sogar ein Stück weit auch sich kümmern um die Blümlein um einen rum, um, ich sag mal, den Keller in meinem Mehrfamilienhaus, wo es verträgt dass ich zum Feger greife, ich sehe eine Oma, die nicht über die Ampel kommt, der helfe ich auch rüber, also einfach präsent zu sein, so in seinem Leben, ja, also mehr das wieder insgesamt zu verbinden und zu sagen, ja, ich lebe einfach ganz, ja, und nicht sich so instrumentalisieren zu lassen von der Arbeit und sich zu Und erholen zu müssen.

Ja, das finde ich so ein Thema.

Paula Weil • 1:02:27 - 1:02:44
Das wird auf jeden Fall auch Teil meiner Masterarbeit sein, was ist Arbeit eben, gibt es andere, bessere Begrifflichkeiten wie das Schaffen. M it den Begriffen mit Feierabend und dass man in dem Moment, wo man Bleistift fallen lässt und aus der Arbeit rausgeht, denkt, jetzt wäre Urlaub angesagt.

Lucia Landenberger • 1:02:44 - 1:02:44
Ja.

Paula Weil • 1:02:44 - 1:02:56
Und dass auch diese Funktionstrennung natürlich eben auch in der Architektur schon anfängt. D as möchte ich eben hinterfragen und kritisch beleuchten.

Lucia Landenberger • 1:02:56 - 1:03:17
Letztlich ist das ja auch, das ist die gleiche Zeit, ja, Industrialisierung, die den Menschen sozusagen nur noch als Arbeitskraft betrachtet hat und versucht, da hingegen die Bedingungen zu optimieren, dass der Mensch bestmöglich seine Arbeitskraft verwerten kann. Ja. Ich meine, es geht jetzt eh zu Ende.

Paula Weil • 1:03:19 - 1:03:19
Ja, eben.

Lucia Landenberger • 1:03:19 - 1:03:26
Also ich meine, mit der ganzen KI was brauchen wir da von Menschen? Da brauchen wir nicht die Arbeitskraft, da brauchen wir andere Dinge.

Paula Weil • 1:03:47 - 1:03:51
Ja, ich bin gespannt zu welchen Erkenntnissen ich komme. Hättest du jetzt noch generell irgendwas, was du gerne hinzufügen möchtest?

Lucia Landenberger • 1:03:51 - 1:04:32
Also einfach nochmal zu meiner Perspektive, das hatte ich schon mehrfach erwähnt, dass es in dem Sinn
keine gemeinschaftliche Wohnform ist, wie es im engeren Sinne verstanden wird, dass die Menschen sich sozusagen in ihrer Privatsphäre was teilen, sondern sie gehen aus ihrer Privatsphäre bewusst raus. Oder sie gehen aus ihrer Privatsphäre raus, zum Beispiel zum Briefkasten und erleben da Gemeinschaft, aber es ist nicht so intensiv wie jetzt in einer WG oder in einem Cluster, wo sie sich dann auseinandersetzen müssen über den Abwasch.

Lucia Landenberger • 1:04:32 - 1:04:47
Das ist in meinem Beispiel eben der Müll, den man gemeinsam mit einer Tonne sammelt oder eben der gemeinsame Briefkasten, wo man dann die Zeitung am Sonntagmorgen rausholt und dann vielleicht noch ein Schwätzchen hält.

Werner Neuwirth

4. März 2025

Werner Neuwirth • 1:23 - 1:50
…Wenn ich es richtig verstehe, geht ihre Hypothese davon aus, dass es für diese drei Themenbereiche halbwegs scharf verifizierbare Zustände formulierbar sind, oder? Was ist Wohnen, was ist Arbeiten was ist Gemeinschaft? Aber man muss ja davon ausgehen, dass das irgendwie halbwegs formulierbar ist, oder? Wenn das nicht der Fall ist, was ist dann?

Paula Weil • 1:55 - 2:29
Das versuche ich herauszufinden. Ich weiß auch nicht, ob man das ganz benennen kann. Aber ich habe versucht, es übergeordnet darzustellen, dass die Gemeinschaft das Wir bildet, das Wohnen das Ich, also diese Privatsphäre, die sich eben auch im Laufe der Zeit immer mehr herauskristallisiert in unserer Gesellschaft und dann eben der Punkt Arbeit als Schaffen, Tun eine Rolle spielt. Dass wir einfach eine Erfüllung in der Arbeit brauchen. Und die Kombination dieser drei Grundsteine lassen sich in allen Lebenssituationen wiederfinden. Wir brauchen Privatsphäre, wir brauchen Gemeinschaft und wir brauchen etwas, was uns erfüllt oder wo wir uns auch erfüllt fühlen oder was geben können, um uns zugehörig zu fühlen in der Gemeinschaft. Und diese drei Punkte in verschiedenen Konstellationen, wie zum Beispiel, wenn man Gemeinschaft und Wohnen kombiniert kommt gemeinschaftliches Wohnen raus. Wenn man Arbeiten und Wohnen kombiniert kommt Coworking raus.

Werner Neuwirth • 2:29 – 13:35
Das sind auch Menschen, mit denen man sich beschäftigt. Das ist schon die Tatsache, wenn man das zu ernst nimmt, dann kann man ganz am Anfang stecken bleiben. Aber gleichzeitig gibt es natürlich, indem man jetzt eher bildnerisch denkt und Dinge entwickelt, kommt man natürlich auf ein anderes Verhältnis zur Sprache. Und hat andere sozusagen Sichtweise, was Sprache leisten kann und was nicht. Wo Sprache plötzlich Dinge anfängt zu determinieren, wo noch gar nichts vorhanden ist. Aber so Lehre nutzen sie halt wie Politik, Werbung und die leben natürlich davon. Also das Rhetorische hat eine große Facette in dieser Dehnbarkeit und Elastizität von Begriffen die oft mit der Realität, sagen wir mal gar nichts mehr bis vielleicht selbst unterschiedliche Dinge rezipiert oder verstanden werden. Das Skepsis die immer wieder mich beschäftigt. Die zweite ist, selbst wenn ich jetzt hypothetisch annehmen, ich könnte dies über Beobachtungen, soziologische oder sonstige sozusagen wissenschaftlichen Wendungen auch eine Art Beschreibbarkeit bringen. Ich könnte das Wohnen beschreiben. Immer die Frage, wie unscharf ist es? Wie weit, wie breit ist es? Oder wie eng muss es sein, dass es überhaupt als eine Form überhaupt existiert? Dann müsste man sagen, ja das ist so vielfältig, dass ich daraus eigentlich dem Begriff gar nichts wirklich zuordnen kann, was halbwegs eine gefestigte Form hat. Aber angenommen man schafft es, oder? Und hat dann noch den Optimismus, dass das, was man jetzt quasi die letzten Jahrzehnte verifiziert hat und ganz akribisch abstrakt ermittelt, hat, musste man einen Optimismus haben, dass das tatsächlich so bleibt. Das ist schon mal der zweite Optimismus, wo ich mir denke, widerspricht eigentlich dem, was man bis jetzt historisch abstrakt mitkriegt über die Geschichte und eigentlich dann auch der eigenen Lebenserfahrung. Je älter man wird, umso skeptischer wird man das überhaupt, weil man natürlich selbst mehrfach die Idee von dem, was wichtig ist, ändert. Und selbst wenn man sagt, okay, das würde noch irgendwie hinhauen, dann gibt es wieder den dritten Aspekt, wo ich endgültig dann… skeptisch bin oder… ist, dass diese wagen Formulierungen, die dann noch über die Zeit weitergeschrieben werden, die Vermutung, dass es so bleiben würde, in materialisierte, feste gebaute Formen die hundert Jahre stehen, im Idealfall, sozusagen eine Abbildung kriegen würden. Also so eine Art, dass das Leben in den Abguss könnte, die Vitalität und die Dynamik des Lebens und die Vielfältigkeit von menschlichem Verhalten in Dinge abformen und in Steinmeißel oder in Beton gießen. Und da ist für mich dann einfach am Ende bei diesen drei relativ für mich fragwürdig zu bejahenden, oder sozusagen ist dann irgendwo natürlich die Gegenfrage, wozu ist es notwendig, dass man sozusagen Räume baut, die, sagen wir mal man könnte umgekehrt Fragen, die sagen, ich mache einfach, ich baue Räume, die dann eine gewisse Logik haben, das Potenzial rausreizen, was das bauen kann, und dann schaue ich, was tun die Leute. Also wie Tierchen oder so hat, ja keiner Ahnung, was die jetzt dann wollen und tun. Ich könnte es vielleicht jetzt wissen, also für mich selbst ist es eigentlich gar nicht wirklich jetzt die Theorie, dass ich jetzt einen Mann für andere wüsste, wie die was die tun sollen oder wollen sollten. Ich schaue einmal… Und dann… In zehn, zwanzig Jahren keine Ahnung, fünfzig Jahren, wenn ich mir überlege, wie ich, was die fünfziger, sechziger, oder was die Dreißiger, oder Zwanziger von Ideen fangen tut, und da frage ich mich, ob das jetzt eben der Ansatz… In einer gewissen Hinsicht schon, es ist nicht unbegründet aber die Frage ist, ob man jetzt sozusagen die gesamte Betrachtungsweise von der umgekehrten Seite anfangen müsste, dass man einfach einmal die Realität so nimmt, ich habe bestimmte Materialien, ich habe Möglichkeiten zu bauen, und jetzt baue ich. Jetzt ist die erste Frage zum Beispiel die Raumhöhe. 2,50 Meter. Warum 2,50 Meter? Wer hat das erfunden? Ich weiß es nicht, bis heute weiß ich es nicht, ich weiß keine Begründung dafür. Wenn man sagt, naja, das ist irgendein abstrakter Begründer, irgendwann ist es in ein paar Ordnungen dringestanden, er baute es als Mindestgröße, und da kann man sagen, Mindestgröße kann ich festlegen, aber dass jetzt irgendwann einmal alle nur noch das Bauen, ist fragwürdig. Warum das passiert ist, kann man nicht erklären. Die Ökonomie und die Ausnutzung und so weiter es ist alles erklärbar, warum dann die Verordnung so gekommen ist. Das ist aber immer noch nicht die Beantwortung, warum die Sinnhaftigkeit bei den 2,50 Meter ist. Dass es so gekommen ist in der Abfolge ist alles erklärbar es ist nicht schwierig. Genauso mit dem Wohnen, warum wir heute so wohnen, mit dem Doppelbett und die 80 Zentimeter rundherum und dann kosten wir 60 Zentimeter. Das alles hat eine gewisse abstrakte nachvollziehbare und Logik, es wird jeder auf dieselben Dinge kommen. Was aber noch nicht beantwortet ist, ist die Sinnhaftigkeit, warum es genauso sein soll. Und die ist natürlich jetzt aus meiner Sicht in einem, man steckt da vielleicht nicht in einem Dilemma, sondern in einem Denkmuster, das aus dem kommt, dass man, also ich habe mir einen Text geschrieben, wo der Kernpunkt ist, wenn ich es als Planer oder als Architekt, egal wer, wenn ein Barmeister oder ein Privatmann einen Hausbau anfängt, dann kommt er in die Schwierigkeit, sich selbst und den anderen klarzumachen, warum das, was er jetzt tut, so vernünftig ist. Das heißt, er kommt in einen Rechtfertigungsmechanismus rein. Der Rechtfertigungsmechanismus kann aber nur sich beziehen auf schon vergangene oder traditionelle Denkmuster. Er tut sich extrem schwer, etwas argumentativ zu argumentieren, was noch nicht da war, wo er selber, wenn er selber sagen würde, ich weiß nicht, ob das sinnvoll ist, würde jeder sagen, ja dann mach's ned. Und das ist ein sehr traditionelles Denkmuster, von dem wir aus meiner Sicht zu befreien sind am Ende, das ist die Idee der Nützlichkeit. Was nützt es uns? Wenn wir sagen, wir machen statt 2,5 Meter 3 Meter, dann ist sofort die Frage, warum soll ich das tun? Ich komme nicht auf. Es ist für mich nicht nutzbar. Physisch. Dass der Raum als solches, am Vortag verwenden wir erstens ein Bild, wo es einige schon verstehen, was ich meine. Für die Violinen gibt es so Aufbewahrung, so Transportbehebung. Das hat etwas irrsinniges, sozusagen Fürsorgliches. Man nimmt das Instrument, man legt es rein, und man hat diesen Boden, den Bogen sauber drinnen. Das hat so etwas wie eine Schatulle. Und dieses, sozusagen, dieses Bild wird sehr oft quasi übertragen aufs Wohnen, was ein Mensch wäre, sozusagen, und jetzt hat es etwas ganz was Geborgenes, wo er genau reinpasst. Was dabei aber sehen wird, ist, dass die Violine nicht dafür gebaut worden ist oder existiert damit man sie wohl fürsorglich aufbewahrt, sondern sie macht einen Ton an, klar. Und für diesen Ton braucht man Konzertsäle. Und die sind ganz andere Dimensionen. Und dieser Aspekt wird einfach vergessen. Also die Frage zu beantworten wie groß oder wie hoch ein Raum sein, oder was der Mensch für einen Raum, Höhe oder Größe braucht, das zu beantworten ist, ich meine, das eine ist die Frage, wo man es überhaupt beantworten muss, wo man nicht einfach sagen könnte, naja, er hat gerne unterschiedlich große Räume, und dort, wo er jetzt gerne ist da geht er halt dorthin in so einer Kirchenhalle, und da fühlt er sich wohl, weil momentan er gerade Luft braucht, und dann irgendwann hat er eine kleine Nische mit zwei Meter zehn, wo er sich verkriecht. Also ich meine, meine Vermutung ist, dass er sehr wohl eine gewisse Komplexität in dem Gebäude oder in der Welt braucht, wo der Mensch sich sozusagen verschiedene Orte finden kann. Bis zu einem gewissen Grad aneignen das muss nicht auf Dauer sein, weil in dieser sexuellen Diskussion wie die Eigentums-Sonstige, eine Aneignung ist immer, da spielt dann ein Zeitfaktor eine große Rolle. Und natürlich auch die Fürsorglichkeit, wer ist dafür verantwortlich, dass das erhalten bleibt. Ich denke dazu, ich finde das, aber einfach, wenn man sich vorstellt, wenn so ein unschuldig naives Kind kommt auf die Welt, dann ist das, sagen wir mal, relativ wertfrei und geprägt versucht alle auch einmal, wo es hinkommt, einmal sich zu erobern. Wenn eine Kante ist, wo runterfällt, merkt es das in der Regel. Und irgendwo noch eine Höhe als solches begreift man sich erspürt halt. Aber es ist, meines Erachtens sinnvoll, oder wie soll ich es sagen, also ich kann, wenn man ein Haus plant und baut und überlegt muss, wie hoch man die Räume macht, dann kann ich nicht bestätigen, dass die 2,50 Meter genügen. Ich kann kein anderes Maß festlegen, was vernünftig ist. Ich kann höchstens sagen, es soll verschiedene hohe Räume geben, und es müsste dann doch unterschiedliche, Nicht nur Raumhöhe, sondern die Nische auch. So ein Raum lebt davon, dass er natürlich eine niedrige Nische hat. Dass man in dieser Nische nach hintenrum in einen kleinen Raum gehen kann. Also ich kann mit einer Nische verglichen, ich habe einen hohen Raum, ich kann aus der Nische herausschauen, ich bin relativ geborgen. Trotzdem, das empfiehlt man einen hohen Luftraum. Irgendwann gehe ich in einen hohen Luftraum und verbring da den ganzen Tag.

Paula Weil • 13:35 – 13:32
Und es ist eine Wahlmöglichkeit. Sie meinen der Mensch braucht die Wahl von verschiedenen Raumqualitäten.

Werner Neuwirth • 13:35 – 18:05
Genau, ich glaube, das ist etwas, was wir durch die Art Vernunft und Nützlichkeit uns einfach die Optionen systematisch genommen haben. Über ein ganzes Jahrhundert, in jeder Hinsicht. Und wir versuchen jetzt momentan, die letzten 20, 30 Jahre, die Argumentation, warum bestimmte Richtwerte richtig sind oder adaptiert werden sollten oder müssen oder sonst was, mit einer noch feinmaschigeren Logik. Man glaubt indem man jetzt nicht nur in einer mechanischen Argumentation reingeht, sondern in eine psychologische, in eine soziologische, sozusagen die Felder, den Funktionalismus ausbreitet auf andere Felder, glaubt man, dass das noch mehr sozusagen ein genaues Abbild macht. Man kommt aber nicht auf die Idee, dass die Idee des Funktionalismus, des Nützlichen, also einer trivialisierten Form von Ursache und Wirkung, dass das vielleicht ein Irrtum ist. Und auch gar nicht notwendig ist die Argumentation. Warum soll ich daraus etwas ableiten? Ich meine, in dem Fall haben wir das gebaut, mit relativ, ich mal, es ist nicht einfach, erstens der Bauträger hat ähnliche Ambitionen gehabt oder eigentlich die gleiche Ambition, sich einfach einmal herauszudenken, dass quasi völlig nutzlos ist, keine Nützlichkeit hat. Ist nicht ganz möglich, aber trotzdem sagen wir uns, naja, irgendjemand wird da drin leben. Wer könnte sich für sowas interessieren? Ich hätte gesagt, ich baue eine ganze Halle, 90 Meter lang, 60 Meter tief, 20 Meter hoch. Klar. Das ein Raum. Also ein Minigasometer. Aber irgendwann ist man da schon sozusagen schon in einer, und da merkt man schnell, man dann sehr wohl wieder in dieser Rolle drin ist, dass man in irgendeiner Form überlegen muss, wo wird in etwa die Dimension liegen? Also ich habe immer gesagt, wir sind gewerblich was eher skurril ist, aber wir benutzen innerhalb der Gewerblichkeit eine Raumdimension, die eigentlich im Wohnen üblich ist.
Also es war schon provokant, also absichtlich. Wenn man gewusst hat, damit kriegt man, gängige Denkmuster der Raumgrößen ins Gewerbliche, die aus dem Wohnen kommen, und dann dazu mit dem Aspekt aber eine völlig absurde Raumhöhe fürs Wohnen, aber nicht fürs Gewerbe. Und da kriegt man sozusagen, wenn man sozusagen Netze oder Muster kriegt, die gegenwärtig sind, aber die man beobachten kann, dass die existieren im Kollektiv dann kann man sich die in gewissem Sinn nur Nutzen machen. Wie das Fenster zum Beispiel. Die Fenster sind einfach groß. Es gibt so viele Häuser in Wien, die die ganze Glasfassade haben. Und das beeindruckt keinen. Man geht rein beim Erste-Bank-Campus und alles ist Glasfassade. Man schaut raus und sagt, oh ok so viel ist Glasfassade. Denn es fehlt in der Wahrnehmung, dass es ein Fenster ist. Wenn jemand da rein geht, sieht er ein Fenster im Kopf sofort, aber es ist ungewöhnlich groß. Und dann entsteht plötzlich der Effekt, wow, Riesenfenster. Und der Ausblick ist plötzlich ganz anders. Und das ist einfach, weil es ja doch Wahrnehmungsmuster gibt, die man dann sozusagen machen kann Man kann die sozusagen stimulieren provozieren, man kann mit dem arbeiten. Das sind aber Dinge, die sind sprachlich, wie soll ich sagen, in einer Wissenschaftlichkeit, es ist eher etwas Alchemistisches. Wo man durch sehr viel eigenes Lebenserfahren oder sozusagen durch Feldforschung durch Experimente, durch das eigene bewusste Leben, wie man selbst tickt andere beobachtet, wie die eigentlichen Dinge wahrnehmen. Das hat sehr viel mit Wahrnehmungstheorie zu tun. Die hat sich in den 70er Jahren alles gewaltig geändert. Es gibt aber interessante Theoretiker, wie Wahrnehmung funktioniert. Wie man zumindest an nimmt, dass sie funktioniert Und daraus kann man schon bestimmte Dinge glaube ich ableiten. Also die ganzen Überlegungen, die man da trifft, hat am Ende des Tages mit einem ganz einfachen zur Argumentation oder Begründung eines einfachen Umstandes zu tun. Ich muss festlegen, wie tief, wie lang wie hoch ein Raum sein soll. Und ob ein zweiter Raum dabei ist ein dritter Raum ist, wie ist die Anordnung. Mehr muss man ja eigentlich nicht tun.

Paula Weil • 18:08 - 20:32
Genau, aber diese Einfachheit die bedingt ja ganz oft ganz viele Denkstränge oder Umwege, dass man eben auf so eine leichte Architektur kommt. Und ich glaube, diese Hinterfragung von was ist Wohnen was ist Arbeiten, es leitet dahin zu dem, dass ich aus dieser monofunktionalen Form raus möchte und nicht sagen möchte, da findet Gemeinschaft statt, da wohnt man, da arbeitet. Sondern eben, was Sie auch angesprochen haben, von dem neutralen Raum, der dann eben genutzt werden kann, wie der Mensch eben dort lebt. Deswegen ist meine These auch oder meine Überschrift der Arbeit, wie wollen wir zusammenleben und nicht wie wollen wir wohnen arbeiten und alles, sondern dass man da eben rausgeht und das neutralisiert. Aber die Frage ist, wie Sie auch sagen, ein Stück weit muss man ja eben Architektur benennen oder irgendwie muss man es ja gestalten, dass es Raum irgendwie bildet, weil der Mensch eben ohne das Wissen der Gestalt schnell überfordert ist auch, wie man einen Raum wirklich wohnlich oder so einrichtet Dass man sich dort wohl fühlt. Und da ist die Frage, wie neutral kann Raum gestaltet sein, dass der Mensch sich den aneignen oder sich dort wohl fühlt und wie gestaltet muss er sein, dass der Mensch, der dort dann lebt, trotzdem noch seine Freiheiten hat. Sich es eben anders zu gestalten oder sich dort eben auszubreiten als Individuum. Und ich glaube, dass es wichtig ist, eben auch im soziologischen oder philosophischen Mal reinzugehen das Thema, was ist Wohnen überhaupt, um eben auch in der Geschichte rauszukommen, was ist überhaupt Wohnen? Das gab es noch nicht schon immer. Und das Individuum die Privatsphäre hat sich gebildet und in dem Moment wurde erst das Wort für Gemeinschaft gefunden, weil man dann erst einen Begriff dafür brauchte, weil davor war einfach alles Gemeinschaft. Also dieses Hinterfragen von Begrifflichkeiten finde ich sehr wichtig, auch eben in anderen Disziplinen, um dann auch danach zu merken, Wohnen hat überhaupt keine Hand und Fuß.
Und wir denken, weil wir gesellschaftlich so aufgewachsen sind, dass Wohnen das Wichtigste ist, wo wir aufgewachsen sind. Man hat Beziehungen Emotionen dazu. Aber im Endeffekt ist es eben, ja, ziemlich neu, das Wohnen. Und sollte meiner Meinung nach, jetzt nach meiner Recherche, auch eben hinterfragt werden oder neu konstruiert werden.

Werner Neuwirth • 20:32 - 21:04
Naja, das ist ja die Frage, ist es notwendig, die Idee oder das Bild des Wohnens abzunehmen oder abzuschaffen? Das sind zwei verschiedene Dinge. Löse einen Begriff auf oder reite, sagen wir mal, von einem Begriff herum, bis er noch irgendwie mehr strapaziert und noch hängiger oder noch schwerer wird. Ich meine, das ist ein bisschen wie die Thematik in der Kunst mit der Grenzüberschreitung. Ich kann so lange die Grenzüberschreitung thematisieren, dass es so penetrant ist, dass ich damit eigentlich die Grenze erst wirklich zementiere. Wenn ich sie ewig nicht beachten würde, würde man vergessen, dass es eine Grenze gibt. Also das ist ein bisschen sozusagen eine Tücke des… Also wenn man selbst aktiv entwerfen will, merkt man, dass es Zustände gibt, dass man sich in Theoriebildungen… Es ist ein

Spagat. Das eine ist, dass es stimulierend ist. Aber man kann sich dann so verfangen, dass man handlungsunfähig wird. Also für das, dass man dann einfach bestimmte Dinge macht, braucht es andere Logik. Also rezeptive Logik ist andere als konstruktive Logik. Die konstruktive Logik lebt immer etwas davon, dass es hat, sehr viel mehr mit faktischen realen einfachen pragmatischen Dingen zu tun. Das sind einfach Dinge, wo man im ersten Moment sagt, das ist irrsinnig weit weg von dem, dass irgendwann einmal ein Mensch davon leben wird. Aber es bietet sozusagen... Das Herstellen von Dingen hat bestimmte Gesetzmäßigkeiten, die, wenn man sie mit beachtet, sehr schnell aufwendig werden können. Wenn ich sie beachte, kann ich mir damit sehr viel ersparen als, sagen wir mal, Aufwand. Das heißt nicht Kosten, aber Aufwand. Das sind zwei verschiedene Aspekte. Und dann kann ich ausloten, was ich mit diesen Mitteln und Metiers eigentlich machen kann. Ich kann Musik denken als rein experimentelle Möglichkeit, was kann ich mit Klängen und mit Musik machen, ob es jetzt jemandem gefällt oder nicht, ist eigentlich im ersten Moment wurscht. Ich probiere einfach einmal und dann denke ich mir, das ist etwas, was interessant ist, und arbeite weiter. Da kommt keiner auf die Idee, ob Musik jetzt wohnlich ist, ob sie sozial ist, ob sie günstig ist. Es gibt dann interessanterweise, schon im Effekt eine Popmusik, ob sie jetzt volkstümlich ist, oder ob sie klassisch... Das wird dann bewirtschaftet. Das ist eine ganze Industrie dahinter, eine sehr Wohlstandsextreme, wo man ganz sorgfältig kalkuliert, was ist gut vermarktbar. Das ist wieder etwas ganz anderes. Aber wenn jetzt jemand Musik macht, als Interesse an der Musik, würde der Dinge natürlich... Ich finde es als Beispiel immer wieder ganz interessant, weil es beide Aspekte betrifft, dass eine die totale Freiheit, sich mit einem Metier nur zu beschäftigen, aus sich selbst heraus, und gleichzeitig gibt es aber die Grenze, die Resultate, die da sind, sind jetzt in irgendeiner Form noch konsumiert mit ein paar interessanten Aspekten ob irgendwo sinnvoll, dass man sie macht, oder nicht. Wenn ich beim Essen, ich natürlich mit dem Essen alles Mögliche beim Kochen alles Mögliche zusammenwerfen, irgendwann stellt sich dann die Frage, naja, schmeckt es eigentlich nicht gut. Dieses Feedback gibt es schon. Es ist nur die Frage, gehe ich vom Feedback aus, und sage, ich mache zuerst eine ganze akribische wissenschaftliche Versuchung, was schmeckt den Leuten, und dann biete ich denen genau das an, was schmeckt. Ist das was anderes, als ich probiere, was kann ich machen aus den ganzen Dingen, die ich zur Verfügung habe als Mensch, mit meinen Ressourcen, und dann biete ich das den Leuten an, in einer bestimmten Breite, die vernünftig machbar, der war effizient, warum muss man da gehen, das steht in einem Rahmen, das wird viel wahrscheinlich. Aber ich habe damit eine andere, sozusagen die Forderungsweise ist, nicht zu spitzen, selektiv auf einen Punkt hin, auf den einzigen was ist wohnen, sondern ich kann sagen, es gibt eine bestimmte Palette die ist im Rahmen, wir haben die Materialien wir müssen aber auch viel Holz, also können wir viel Holzbau machen, es ist keine Diskussion den Griechen zu erklären, er soll den Holzbau, der fragt wenn man einen Vogel hat, der hat kein Holz dort, das wächst dort nicht, das ist bloß die Kostbarkeit.
Also kann er mit Holzbau nicht die ganze Welt revolutionieren, das kann ein Vorarlberger behaupten der mitten im Bund lebt, für einen Burgenländer ist das schon eigentlich nicht mehr richtig, denn der hat ja traditionell über Jahrhunderte mit Lehm gebaut, der liegt dort rum, warum soll er jetzt einmal Holz bestehen aus Vorarlberg.

Paula Weil • 25:05 - 25:57
Ist auch die Kombination von beidem, also ich habe das Gefühl, ich habe jetzt acht Jahre studiert und habe eben nicht aus den Erfahrungswerten analysiert wie Architektur entsteht sondern ich habe gelernt, wie aus der Gestalt wie aus dem Design gute Räume entstehen, und jetzt eben in die andere Perspektive zu gehen und den Menschen zu fragen, zu analysieren, zu schauen, wie soziologisch der Mensch lebt, und die beiden Komponenten dann eben zu vereinen, dass man nicht eben in diese Situation des Architekten kommt, der eben vorschreibt so habt ihr irgendwie zu leben, oder so habt ihr zu wohnen, oder dass man da schon auch hinterfragt, die Position des Architekten, was wissen wir, oder ja, dass wir uns das Wissen ja auch aneignen müssen, und da glaube ich ist es wichtig, auch interdisziplinär zu schauen, wie der Mensch gemacht ist, und nicht nur rein aus der Gestalt zu schauen.

Werner Neuwirth • 25:57 - 26:31
Das ist eben schon recht, dass er nicht so zu sagen hat oder das ist ein Teilaspekt sozusagen an einer universellen Beobachtung, und man darf aus meiner Sicht nicht vergessen, dass bei eurem sozusagen fachspezifischen, wissenschaftlichen sonstigen sozusagen Ideen und Erkenntnissen, das ist rezeptiv. Das sind alles rezeptive Mehrheiten, also konstruktiv etwas zu machen, ist ganz andere Logik. Ich müsste ganz böse behauptet, um Architektur zu machen, also Architektur zu denken, muss man gar nicht machen. Um Architektur zu denken, brauche ich keine Sprache. Ich brauche die Sprache eigentlich nicht um Architektur zu denken. Die Sprache kommt erst ins Spiel, wenn ich mit anderen darüber kommunizieren muss, und ihnen erklären muss warum ich das so machen will, oder warum man mir dabei helfen soll, das so zu machen. Vorher brauche ich es nicht. Und das ist etwas, was man nie vergessen sollte ich glaube, dass die... Weil wenn man sich damit etwas verschließt oder mit Argumenten oder mit irgendwelchen Konstrukten, die oft mehr kompliziert und komplex sind als irgendwie sozusagen der Wert der Einfachheit... Man kann überspitzt sagen, das Bauen ist so etwas Einfaches. Es ist so einfach, dass es für sehr viele einfach scheinbar nicht akzeptabel ist, dass es im Grunde so einfach ist. Jetzt gibt es so eine Art Verkomplizierungs- und Nobilitierungs-Idee. Ich sagte schon, in der Renaissance, die Renaissance hat zum Beispiel Geometrie. Immer wenn es Klassizismen gibt, und die klassische Architektur kommt mit der Geometrie. Ich liebe Geometrie finde, Geometrie hat etwas Heiliges. Aber nicht Absolutes in dem Sinne, dass man damit eine Art nobilitierten Wert schaffen könnte. Er ist für mich hilfreich, weil er einfach anordnet und gliedert mit mehr Teilungsmustern. Das in der Mathematik. Ich kann halbieren, verdoppeln. Also die sind einfach, wo ich mich bewege, wo ich ein gewisses Gerüst habe, wo ich überhaupt einmal... Die Gesamthöhe darf ich dann so bauen, und die bringt so und so viel 6x das rein, 7x das, dann denke ich mir, ja, eigentlich 6x das ist besser als 7x das. Also es ist ein reines Teilungsmuster. Ich gehe nicht davon aus, und sage, die 5,20 m, die 5,60 m die 4,30 m gleich. Also da könnte ich jetzt nur fragen, ob statistische Werte ermittelt, und jemand anderes sagt, das kommt raus, nein, die Mehrheit will eigentlich 2,50 m. Wo kommt denn 2,50 Meter her. Weil die Mehrheit seit 100 Jahren glaubt, mehr geht eh nicht. Also das ist für mich die Fragwürdigkeit. Und dann gibt es einfach Wohnstück, real, das ist so lang, so breit so tief und ich darf so hoch bauen, dann denke ich mir okay was mache ich damit? Und der Versuch ist sozusagen eine bestimmte Art, die sind ja alle im Hinterkopf, da wird man eh nicht los, ich weiß nicht, was ein Doppelbett ist und 90% liegen im Doppelbett. Ich weiß nicht warum, ist ja ein eigenartiger Mythos, aber das ist aus dem Ganzen der Wohnbau geht am Ende des Tages, du hast niemanden, der das Doppelbett bestimmt. Da ziehen wir ein Doppelbett, da ein zweites Doppelbett, oder die Kinder zieht man mit zwei 90 an der Wand. Das ist ja dann sozusagen das Ansagen von Kleinvernünftigkeiten die schon unverrückbaren Dinge sind, versucht man dann so additiv Wohnhäuser zu assemblieren zusammenzubasteln, mehr oder weniger schick, dann gibt es ein paar Materialien drauf, die gerade am Log sind, weil die versprechen, dass sie irgendwie was hinbekommen. Aber an der Substanz ist das vom ersten Schritt eigentlich schon ein vorbei. da sind sehr viele Beteiligte. Alle, die mit Wohnbau zu tun haben, sind einfach auf das Problem eingefahren. Die ganze Industrie, die Möbelindustrie, darf man nicht vergessen. Ich meine, wenn es jetzt heißt, es geht eine Möbelfirma weiter, im ersten Moment denkt man, naja wie groß ist der Schaden was ist der kulturelle Gewinn, was da eigentlich produziert wird ökologische Gewinne, da gibt es mehrere Gewinne. Außer dass halt jetzt sehr viele Leute damit gearbeitet haben, dass und weniger die Schöpfung oder wie Geld im Kreis gedreht wird, könnte man sagen, ja, aber das, was die Resultate da produziert wird, ist eigentlich absurd. Die Leute wollen es vielfach nicht, brauchen es gar nicht. Es wird ihnen eingeredet damit es eine Art Wirtschaftswachstum gibt. Und die Werbung ist unglaublich beeindruckend. Und ich habe das öfter erlebt da macht man Wohnbau und eine Räume, wo man sich denkt, wenn die Leute sich in die Nacht dabei langsam einleben, nichts.
Da gibt es die Eröffnung des Wohnbaus und da stehen die Möbelautos. Und da wird am ersten Tag die gesamte Wohnzimmergarnitur reingetan, da wird die ganze Schlafzimmergarnitur reingetan die Einbauküche, da schlagen sich die Handwerker, weil nicht alle jetzt gleich dort arbeiten können. Und drei Tage später ist alles fertig, so wie es im Wärmeprospekt steht. Und ich denke mir, was ist das für ein Lebensprozess? Das ist ein Abhaken von einer To-do-Liste jetzt habe ich eine eigene Wohnung, jetzt habe ich meine eigene Wohnung. Das ist schon fast zünderisch. Und sehr viele kommen dadurch in einen unglaublichen Druck, deswegen müssen sie sich leisten, repräsentieren, sonst haben sie ein Minderwertigkeitsgefühl. Wenn wir am Anfang sehen, wenn ich jetzt auf akademischen oder hohen Wissenschaften studiere, was im Rahmen ist und ich würde jetzt ein neues Bild erfinden, die Mianismen der Ökonomie, der Industrie und der Verwertung sind so schnell gemacht, so wie sie jetzt Kekse, Öko, Bio, Fairtrade, alles. Sie schmecken immer noch nach nichts. Sie sind elend produziert. Aber sie haben irrsinnig viele Etikettierungen drauf und die Leute denken sich, na gut, ist es nicht, aber ich pflanze da für einen Baum dann irgendwo, weiß ich nicht. Und jetzt ist sie doch, steht drauf, Fairtrade. Also mit diesen Etikettierungen versucht die Industrie seit den 90er Jahren irrsinnig viel aufzupoppen, um den Leuten darüber weg zu täuschen, dass das, was da produziert wird, eigentlich ein unglaublicher Junk ist. Eine Zeit lang hat man es mit Geschmacksverstärker funktioniert, das ist interessant und das ist der Nebengang. Der Mensch hat sich nicht überlisten lassen durch synthetischen Geschmack. Das ist interessant. Das habe ich immer wieder interessant gefunden. Der Mensch merkt, das ist synthetisch. Du kannst es noch so komplett komplex und raffiniert machen. Auf Dauer kann man ihn da nicht überlisten. Also der Geschmacks-, Sinnesnerv ist nicht zu unterschätzen. Aber der geistige, der mentale ist gut. Das ist das Einfallstor für alles. Und da ist vielmehr die Skepsis. ich bin jetzt nicht Architekt als Freestyler hier so und da so und ich fühle mich gut und jetzt mache ich das nicht so. Also eher umgekehrt. Also eher analytisch und es interessiert mich sozusagen, dass jemand sich mit dem beschäftigt. Also man muss sich selbst mit der gleichen argwöhnischen Skepsis beobachten, was man da tut, wie alle anderen. Und das ist, da muss man aufpassen, dass man, ohne dass man jetzt natürlich in einer Art, wie soll man sagen, auf Visuelles mischt, in so einem Zustand verfällt, da hat man eine völlig andere Signation.

Paula Weil • 33:12 - 33:37
Ich habe jetzt eben genau im Studium noch die Zeit, mich thematisch mal damit so auseinanderzusetzen, was ist eigentlich die Rolle der Architektin für mich. Und dass ich natürlich da jetzt an den Moment komme, dass ich merke, ja was spiele ich dann überhaupt noch für eine Rolle. Wenn man nur noch partizipative Prozesse hat Und dann alle BewohnerInnen irgendwie entscheiden lässt, wie es gestaltet wird, so. Da muss man ja schon gucken, was ist dann noch unsere Rolle.

Werner Neuwirth • 33:37 - 33:40
Naja dann gibts fünf verschiedenen Beispiele und sie suchen sich was aus.

Paula Weil • 33:48 - 34:04
Aber habt ihr hier in den Wohnungen oder in diesen Modulen irgendwelchen Leitfaden oder irgendwelche Vorstellungen gehabt am Anfang? Oder, die ein BewohnerInnen hingelegt hat und gesagt, das ist eine Möglichkeit hier, könnte man eine Empore oder so wird es so, funktioniert?

Werner Neuwirth • 34:04 - 34:36
Das braucht man niemanden erklären. Also sehr viele haben es aus dem Grund dagegen gekauft, was er genau da drin oder sein muss. Vor allem die Architekten sind relativ schnell. Also wäre ich vielleicht überlegen, vielleicht nach fünf Jahren, so eine Art Aufnahme zu machen, wie der Zustand ist. Aber was ich bis jetzt beobachtet habe, ist interessant, dass speziell Architekten hier sind, viele herinnen, ob man positiv oder negativ sehen, aber gerade Architekten haben zwei Aspekte die auffällig sind. Sie haben durchwegs alle, ziemlich alle, glaube ich, Galerie eingebaut. Und alle haben irgendwas mit Schal gemacht.

Paula Weil • 34:42 - 34:45
Man hat es auch hier gleich gemerkt

Werner Neuwirth • 34:45 - 35:15
Für mich selbst, ich habe bei mir auch nie was gemacht. Das ist einfach so, dass man in einem gewissen Sinn anpasst, das Verhalten, man fängt dann ein bisschen gedämpfter an zu reden. Passt nicht sich sozusagen dem anderen an Das ist etwas, was ich glaube, dass ich auch besonders schätze, der Mensch hat eine Fähigkeit sich sozusagen anzupassen. Und ich glaube, er hat ein gewisses Bedürfnis, im Leben immer wieder mit neuen Situationen konfrontiert zu werden, mit denen er sich auseinandersetzen will oder auch nicht. Aber das ist sozusagen ein essenzieller Bestandteil der Empfindung erlebt. Wenn ich jetzt die Idee habe, ich würde alles mehr von Anfang an so ausstarten, rund um die Welt so zu richten, als wäre es optimal. Da würde ich mir genau den Aspekt nehmen. Also, angenommen ich würde diesen Idealzustand schaffen können, synthetisch, virtuell oder real. Was hätte ich damit erreicht? Selbst wenn ich den Punkt treffen würde. Es widerspricht der Vitalität des Menschen, natürlich mit Risiko. Ich kann nichts garantieren. Also, wir haben auch nicht gewusst, und das war sicher das hier auch bei diesem Projekt, dass nach wie vor nicht gering eingeschätzt werden sollte. Aber natürlich habe ich auch gewürdigt, dass Robert Hahn dieses Projekt tatsächlich als freier Marktentwickler sich angetan hat. Wir haben nicht gewusst. Wir haben mehr Aspekte nicht gewusst. Wir haben nicht gewusst, ob irgendeinen rechtlichen Punkt gibt, wo wir praktisch auflaufen. Baubewilligungsmäßig.

Paula Weil • 36:15 - 36:20
Aber es ist deklariert als Gewerbebau mit Atelierwohnungen?

Werner Neuwirth • 36:20 - 36:23
Nein, das sind nur Ateliers. Also, rein rechtlich muss man nur Wissen, die Rechtssphäre ist ja das eine, wo wir nicht lange gewusst haben. Dann hat man jetzt die Frage aufkommen von sehr vielen Karten oft interessiert darf ich darin wohnen? Wie ist das rechtlich? Wie ist das widmungstechnisch? Darf ich da dann meinen Hauptwohnsitz melden? Es ist interessant, das ist im deutschen etwas anders als in Österreich. Und Österreich hat eigentlich ein erstaunlich abstraktes und offenes System. Ja, das bleibt so. Aber baurechtlich ist es so, die Widmung ist ein gegebenes Gewerbe. Das Grundstück ist Gewerbe. Darf ich eigentlich keine Wohnung bauen? Ich darf keine Wohnung als Objekt bauen. Ausgenommen Betriebswohnungen. Da könnte es ein Schlupfloch geben. Das ist jetzt geschlossen, aus Grund von dem Haus. Das ist eingeengt worden. Betriebswohnungen waren nie definiert. Aber ich darf, das war natürlich gedacht für die großen Fabrikarbeit, für einen Werter. Oder einen Aufpasser oder einen Chef. Das war üblich, dass früher die Besitzer selbst dort wohnten. Und das ist so ein Relikt. Macht eigentlich kaum jemand, außer vielleicht für eine Partie oder so, dass es dort eines Dienstboten gibt oder so. Also dafür gibt es die Betriebswohnungen. Jetzt könnte ich sagen, ich mache ein Haus mit 90 Ateliers. Jedes zweite ist eigentlich eine Betriebswohnung. Zum anderen dann so. Wenn man zwei hat. Sonst geht es wieder nicht. Aber ich kann es eigentlich von der Nutzungszuweisung nicht machen. Das kann sich im Leben ergeben. Aber es wäre so zu sagen. Dann wäre es eine Art Betriebswohnung. Wobei Betriebswohnung ist wieder etwas, was nicht... Also ich kann jetzt nicht einstellen, Betriebswohnung. Von der Nutzung her könnte ich es machen. Steuerrechtlich kann ich es nicht machen. Das Wohnen ist aber etwas, was in der Rechtssphäre gar nicht existiert. Das gibt es nicht. Wohnen gibt es nicht. Im Melderecht ist das der Hauptwohnsitz eines, zwei Hauptwohnsitz. Der Hauptwohnsitz ist ziemlich genauso formuliert. Das ist der Ort, wo man sich überwiegend aufhält und den Mittelpunkt seiner Lebensinteressen (Korrektur: Lebensbeziehungen) hat. Eine schöne Formulierung. Wo man sich überwiegend aufhält. Total frei. Und den Mittelpunkt seiner Lebensinteressen (Korrektur: Lebensbeziehungen) hat.

Paula Weil • 38:47 - 38:53
Und was war der ursprüngliche Grund, dieses Grundstück hier zu nehmen? War der Grund, dass man aus diesem spezifizierten Wohnen raus wollte? Oder war das einfach nur, weil das Grundstück hier frei war?

Werner Neuwirth • 39:08 - 39:38
Das Gebiet war ursprünglich für Gewerbe vorgesehen und gehörte der ÖBB. Es handelt sich um das Areal des ehemaligen Südostbahnhofs, genauer gesagt um den Frachtbereich. Früher war dies eine zentrale Ecke für den Güterverkehr – vom Westen her der Südbahnhof, vom Osten der Ostbahnhof. Vielleicht erinnern Sie sich noch daran? Diese Bahnhöfe bildeten wichtige Verbindungen. Das heutige Neubaugebiet lag damals im Dreieck des alten Frachtenbahnhofs, dessen Infrastruktur lange Zeit unverändert geblieben war. Aber die ÖBB hat das dann eigentlich im ersten Zug, bevor Grundstücke verkauft worden sind, drei Grundstücke versteigert. So als Pilotprojekt, so als Testballon. Da hat der Projektentwickler gesagt, naja er würde gern selbst ein Projekt machen, sich selbstständig machen. Und welches Grundstück denn interessant wäre. Schon im Hinblick auf Wohnbau. Dann haben wir gesagt, das Grundstück ist eigentlich für den Wohnraum ungeeignet.

Wir wissen nicht, was wir da machen können. Es hat schon adere Atelierhäuserprojekte gegeben, aus anderen Gründen und mit anderen Konzepten. Das Feldhaus mit einer Baugruppe.

Paula Weil • 40:53 - 40:58
Habe sie auch versucht mit der Deklarierung des Ateliers der Gewerbenutzung zu entkommen?
Werner Neuwirth • 40:59 - 41:29
Eigentlich nicht, das war normales Wohnen. Zu Hauptsinn als Baugruppe haben sie gesagt, es ist ein Atelier. In der Gegend gibt es zwei Ateliers. Dazu war die Gruppe im Erntegeschoss-Atelier. Da gibt es ein zweites Atelier. Der Rest sind Wohnungen. Also gebaut. Das war eher im Bauträgerwettbewerb so eine Story. Um das zu kriegen. Es ist so gebaut. Man kann nicht sagen, dass die Geschichte nicht gestimmt hat. Aber jetzt waren die drei Kunststücke zu verkaufen, dann habe ich nichts mehr gehört. Irgendwann habe ich mir gedacht was ist jetzt? Was ist da jetzt rausgekommen? Die anderen zwei waren zu teuer. Da kann man nichts machen. Der Grundstückspreis war einfach zu hoch. Da habe ich gesagt, mit dem Grundstückstück, das war da. Denn das wollte niemand. Ich habe auch nichts gedacht dabei. Dann zwei, drei Monate später. Irgendwie habe gedacht das klingt totalkomisch. In Wien gibt es ein Grundstück, das niemand will. Das kann nicht sein. Dann habe ich mir überlegt. Was eigentlich die Krücke oder die Tücke daran ist. Warum es keiner will. Es muss ja Gründe geben. Und das war relativ komplex. Gewerbe auf einem ganz schmalen langen, unförmigen Grundstück. Wo ich keine Erdgeschossfläche zusammenbringe. Keine gescheite Zufahrt und Abfahrt haben. Wie soll man da Gewerbe rein machen? Was kann man rein machen? Eine Bank, geht nicht. Wohnen geht gar nicht. Jetzt könnte ich noch einen Bürobau machen. Bürobau ist zu der Zeit gerade komplett abgerissen, bis jetzt gibt es eigentlich schon seit 15 Jahren keine reinen Bürogebäude mehr. Selbst die freien Entwickler, der freie Markt, alles in den Wohnbau gegangen. Also war relativ klar, dass das eigentlich keiner haben will. Aber es war interessant. Weils wirklich günstig war. Also hat man überlegt. Okay. Was könnte man machen, dass man etwas realisiert, ein Bauwerk baut, das eigentlich genau diesen Konflikt versucht aufzulösen. Wir machen Gewerbe. Das ist vorgegeben. Alles kleine Gewerbeeinheiten. Und was dann derjenige da tut, ist uns eigentlich wurscht.

Paula Weil • 43:06 - 43:14
Zusätzlich wird damit auch die Stigmatisierung von Wohnen und Arbeiten aufgelöst, da die Nutzung des Raumes nicht mehr eindeutig festgelegt ist. Das führt zu einer zentralen Frage: Was stand am Anfang Ihres Konzepts? Wurde zuerst entschieden, dass hier Ateliers entstehen sollen, oder ergab sich die Idee aus der Notwendigkeit, eine gewerbliche Nutzung vorzugeben und gleichzeitig einen Weg zu finden, um dennoch hier wohnen zu können?

Werner Neuwirth • 43:33 - 44:05
Wir haben mal bei einem zweistufigen Bauträgerwettbewerb teilgenommen. Es war ein ähnliches Raummodell. Es war wie ein Ring. Aber es hat eine ähnliche Verschachtelung gegeben. Mit hohen Decken. Es war eine innere Nachverdichtung möglich. Oder sie können sich dann eine Galerie zusätzlich sozusagen reinbasteln. Oder auch wieder raus bauen. Also so eine gewisse Mini-Elastizität. Da sind wir relativ schnell herausgeflogen. Und dann war ab der ersten, obwohl es ein zweistufiger Wettbewerb war, sofort klar, wer es kriegt. Aber das ist wieder eine ganz eigene Thematik. Wie das so in dem Verfahren läuft. Aber dieses Modell grundsätzlich. Dass man durch ein Raumgefüge Elastizität erschafft, um erstens nicht wörtlich ein Lebensbild abzubilden versucht, also abstrakt bleibt und dem eine Dimension zugeben, das beschäftigt mich schon lange.

Paula Weil • 48:06 - 48:38
Ich wusste, dass das Thema der Neutralität für Sie eine zentrale Rolle spielt, und genau dieser Aspekt ist für meine Arbeit essenziell. Mein Ziel ist es, die drei Disziplinen zusammenzuführen und zu der Erkenntnis zu gelangen, dass Räume nicht strikt in Funktionen wie Wohnen oder Arbeiten unterteilt werden sollten. Stattdessen möchte ich mich mit dem Konzept des neutralen Raums auseinandersetzen.

Werner Neuwirth • 48:39 - 49:10
Ich kann mich noch erinnern, wie Corona war. Wir sind ja nicht genau reingefallen ins Corona. So gesehen war es dann natürlich, dass das Projekt und das Thema relativ schnell viel Ansehen und Aufmerksamkeit bekommen hat. Und es hat dann im akademischen Milieu auf der Uni sofort alle möglichen Arbeiten gegeben. Eben Wohnen und Arbeiten müssen wir jetzt neu denken und kombinieren. Wir machen Einheiten, wo Wohnen und Arbeiten möglich sind. Wiederspezifizierte Lösungen für Wohnen und Arbeiten. Wohnen und arbeiten. Wo man denkt, ja, was ist Wohnen und Arbeiten? Warum soll ich schon wieder mir ausdenken, was andere tun sollen? Also das ist sofort wieder ein neues Label erfunden, um schlau zu sein. Ich denke, es geht darum mit einer gewissen Intelligenz aufmerksam zu beobachten und Gelegenheiten zu erkennen. Man wird das Gebäude in der Form kaum wiederholen können. Nächste Baustelle ist eine andere Gelegenheit. Die muss man finden. Und es gibt Baustellen oder Bauplätze, wo sich kaum eine Gelegenheit ergreift. Dann kann man immer solid und ordentlich etwas machen, wie es halt üblich ist, ist ja auch nicht verboten. Es müssen nicht alle Häuser Wunderwuzzis sein. Ich glaube nicht, dass es sinnvoll ist, dass jetzt hundert Mal zu bauen. Es ist einfach nur eine Option, die sich ergeben hat, eine Gelegenheit. Und jetzt schauen wir. Und wenn man, glaube ich mehrfach so agieren würde, dann würde es irgendwie 15 Prozent der Bautätigkeit, würde etwas unkonventioneller sein und für die Gesellschaft wäre das genau der Beitrag, wo man dann Experimente der Ungewöhnlichkeiten sehen würde, wo welche sinnvoll und andere sinnlos sind, dass man es weiter betreibt. Andere sind aber doch vielleicht interessant. Der Nächste kommt und probiert wieder weiter. Und das ist etwas, was fehlt. Und das ist etwas, was man momentan meines Erachtens im akademischen Milieu mit einer wissenschaftlichen Aufarbeitung aller Bereiche eben fast dagegen arbeitet, weil man damit eigentlich keine neuen Handlungsfreiräume aufmacht.
Das ist auch vielleicht der Unterschied. Ich meine, in der Physik zum Beispiel, in der Physikforschung kann man auf die Idee kommen, irgendwie experimentiert man rum. Man weiß vielfach, die Interviews von Anton Zeilinger (Österreich Nobelpreisträger) sind super. Das ist die beste Architekturverlesung. Er hat ein paar Gespräche gehabt. Die Österreicher sind doch Physiker. Er wäre für mich die perfekte Ergänzung in einem Architekturstudium. Er sagt ganz einfach, ich habe angefangen zu forschen, ich habe irgendwie das Gefühl gehabt, da ist etwas Interessantes, aber sie haben nicht gewusst, was es ist und sie haben nicht gewusst, wofür es ist. Und wenn man ihn jetzt fragt, was die Quantenphysik und was das soll oder was das kann, dann sagt er, es ist immer noch nicht absehbar, aber er hat einfach bestimmte Erkenntnisse Die hochinteressant sind, wofür er den Weltpreis kriegt. Aber es gibt immer noch eine Art Nützlichkeit. Und was müssen wir heute machen? Wir müssen eigentlich immer Forschungsbilder beantragen. Da man genau diese Forschungsthematik und Bildlangriffe finden, dann muss natürlich alles am Wording passen. Und dann muss man ein Ziel entwerfen. Was könnte das abwerfen? Und das ist schon eigentlich, glaube ich, die Tücke an dem. Das ist mit dieser Art, man wird keine Forschung kriegen, wenn man sagt, ich würde gern die nächsten 2 Jahre was machen, wenn ich nicht weiß, was es ist. Ich weiß nicht, ob was rauskommt, vielleicht kommt garnichts raus... das weiß ich alles nicht. Das gibt es nicht mehr.

Paula Weil • 52:29 - 52:57
Andererseits würde ich sagen, im akademischen Kontext ist es genau der Rahmen, wo wir das machen können, wo uns eben keiner fragt warum machen wir es? Für was machen wir es? Ich kann es einfach machen. Und deswegen ist es, glaube ich schon ein guter Rahmen, da jetzt wirklich einfach mal frei rein zustürzen. Und bei mir war es einfach, mich rein zustürzen was ist Gemeinschaft. Weil ich gemerkt habe, das ist ein Thema, was mich in allen meinen Entwürfen begleitet hat. Irgendwann habe ich gemerkt, ja, Gemeinschaft ist ein Begriff, der auch sehr kritisiert wird mit Exklusion und Ausschließung. Genau, aber dann war das quasi so ein roter Faden, ich habe mich einfach reingeschmissen und habe recherchiert und bin jetzt an dem Punkt, wo ich nicht weiß, wo ich rauskommen werde.

Werner Neuwirth • 53:09 - 53:44
Gemeinschaft ist jede Art von Gruppenbildung. Und viel nachdenken hat selten geschadet, aber ich meine, diese Gemeinschaftsthematik, die ist ja irgendwann einmal populär geworden und dann sind ja sehr viele reingestrudelt, das ist ja gut, das kann man ja wieder ganz gut herausfinden. Das wird für die Allgemeinheit in der Summe wieder schon so einen Lerneffekt haben. Für mich war das natürlich etwas, für mich war es so ein Zeitpunkt, wo das eigentlich keine Infektionsgefahr mehr war. Aber ich meine, denn ich habe es immer interessant gefunden, dass Gemeinschaften als solches natürlich in unterschiedlichen Größen funktionieren. Einsamkeit kann man zu zweit, zu dritt oder in einer Gruppe erleben – genauso wie Gemeinschaft in verschiedensten Konstellationen entstehen kann. Gemeinschaft ist nicht nur eine Frage der Anzahl, sondern auch der Intensität und der konkreten Lebensumstände. Sie reicht von einem tiefen, intensiven Miteinander bis hin zu einer Partnerschaft, in der man über eine gewisse Zeit hinweg zufrieden oder fürsorglich miteinander umgeht. Dann gibt es so Größen von Freundeskreisen und Bekanntschaftskreisen. Irgendwann klippt der Begriff der Gemeinschaft immer sehr in abstrakte Denkmuster, was sind wir für eine Gemeinschaft? Ein essenzieller Punkt ist, ist es möglich aus der Mehrheit eine Art richtig abzuleiten? Ich Zweifel dran.

Paula Weil • 59:40 - 59:10
Mit der Zeit verfestigt sich eine bestimmte Vorstellung davon, wie eine perfekte Wohnung auszusehen hat – basierend auf dem, was als erstrebenswert gilt. Doch irgendwann stellt sich die Frage: Entspricht das noch dem eigentlichen Bedürfnis nach Wohnen, oder reproduziert man nur noch ein vorgegebenes Ideal? An diesem Punkt muss man ausbrechen und hinterfragen, ob das, was als Standard gilt, tatsächlich noch den individuellen und gesellschaftlichen Anforderungen entspricht.

Werner Neuwirth • 59:10 - 59:24
In Wien sind immer noch die Gründerzeithäuser. Im Grunde ein Muster von einem Registraturschrank, zwei Außenwände, eine Mittelwand, und dann habe ich Fächer dazwischen die kann ich verschieben, wie ein Registraturschrank.

Paula Weil • 59:24 - 59:25
Und viele Türen.

Werner Neuwirth • 59:25 - 1:00:09
Und viele Türen, und das Durchgangszimmer, ganz böse... Aber sozusagen habe ich auch viele Möglichkeiten, Räume zu schalten, mehr oder weniger groß, ein Fach der Leistung, was man sich leisten kann. Das Grundprinzip ist ganz abstrakt, ein einfaches Muster wo man sagen kann, okay, es gibt ein Hauptraum, der groß ist, mit zwei Fenster, es gibt ein Kabinett... bis heute haben diese Typen alle ganz gut funktioniert, alle Arten sind möglich, die Doppelflügel durchleben, aber es baut keiner mehr. Warum bauen wir das nicht? Man könnte jetzt umgekehrt sagen, jetzt wissen wir, was viele Menschen wollen, das ist die Doppelflügeltür, dann kommt, die sind zu teuer, die sind zu teuer... Da wird dann plötzlich durch das, was die Substanz dieser gebauten Räume ist, wird dann schnell ziemlich beschnitten.

Paula Weil • 1:00:09 - 1:00:12
Klar, und durch die Vorschrift natürlich dann auch einfach nicht mehr möglich.

Werner Neuwirth • 1:00:13 - 1:00:25
Es gibt riesige Milieus, die davon leben.

Reinhold Popp

21.Januar 2025

Textbausteine zu Fragebogen von Univ. Prof. Dr. Reinhold Popp

Teil 1: Allgemeine Fragen

Univ.-Prof. Dr. Reinhold Popp ist einer der wenigen Hochschullehrer im deutschsprachigen Raum, die sich systematisch mit den Grundlagen und Grundfragen der human- und sozialwissenschaftlich orientierten prospektiven Forschung beschäftigen. Er leitet das Institute for Futures Research in Human Sciences an der Sigmund Freud PrivatUniversität in Wien. In enger Kooperation mit diesem Institut forscht und lehrt er am Institut Futur der Freien Universität (FU) Berlin, wo er auch Gastwissenschaftler und Gründungsmitglied des Masterstudiengangs für Zukunftsforschung ist. Darüber hinaus ist er Dozent für zukunftsbezogene Themen an mehreren Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Kooperationspartner wichtiger Institutionen für zukunftsorientierte Forschung und Wissenschaftskommunikation (z. B. Futurium Berlin), Berater von Politik und Wirtschaft, Autor bzw. Herausgeber einer Vielzahl von Publikationen (Springer, Springer VS, LIT, Suhrkamp, Waxmann, Kohlhammer …) – u. a. mehrerer Standardwerke der prospektiven Forschung – sowie Mitbegründer (2013) und bis 2024 Mitherausgeber der wissenschaftlichen Open-Access-Fachzeitschrift „European Journal of Futures Research“ (SpringerOpen – ein Teil von SpringerNature).
Weit über die Welt der Wissenschaft hinaus ist Professor Popp durch seine Interviews, Kolumnen und Kommentare in Presse, Hörfunk und Fernsehen sowie durch seine lebendigen Vorträge auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Er leitet seine Analysen und Prognosen aus wissenschaftlich fundierten Zukunftsstudien ab und entwirft plausible Bilder der Zukunft, jenseits von destruktiver Weltuntergangsstimmung und unkritischem Alles-wird-gut-Optimismus.

Leitfrage 2: Thema „Gemeinschaft“

Was ist für Sie Gemeinschaft?
Wie wird aus Ihrer Sicht Gemeinschaft bei uns gelebt?
Was sind aus Ihrer Sicht die größten Herausforderungen in Gemeinschaften?
Hat das Leben in Gemeinschaft Auswirkungen auf das
solidarische Verhalten der Menschen?

Der Begriff „Gemeinschaft“ wird in der Alltagssprache sehr vieldeutig verwendet (z. B.: Wohngemeinschaft, Lebensgemeinschaft, Praxisgemeinschaft, Gemeinschaftsgefühl …) und gelegentlich auch ideologisch missbraucht, z. B. mit dem völkischen Verständnis von „Volksgemeinschaft“ im Nationalsozialismus.
Im wissenschaftlichen Diskurs, vor allem in der Soziologie und der Sozialpsychologie, gibt es eine große Zahl von Publikationen zum Thema „Gemeinschaft“.
Dies gilt sinngemäß auch für den Begriff „Solidarität“.
Pragmatisch und wertneutral ließe sich eine Unterscheidung vornehmen zwischen jener Zeit, die wir allein bzw. gemeinsam mit anderen Menschen gestalten: Grob geschätzt verbringen wir rund 45 Prozent unserer Lebenszeit allein, davon etwa zwei Drittel schlafend im Bett. Die restlichen 55 Prozent gestalten wir in unterschiedlichen Gemeinschaften, z. B. in der Herkunftsfamilie bzw. in der Partnerschaft oder im Kindergarten, in schulischen und beruflichen Gemeinschaften, in Freundeskreisen und in Freizeitgemeinschaften.
Leitfrage 3: Wohnen & Arbeiten

Das Wort Wohnen gibt es erst seit dem 19. Jhd. Wie wird Wohnen definiert und was ist Arbeit?
Auch zu den sehr vieldeutigen Begriffen „Wohnen“ und „Arbeit“ gibt es eine Vielzahl von Definitionen und wissenschaftlichen Publikationen.
Bezüglich „Arbeit“ beziehe ich mich bei meinen Antworten auf die berufliche (und bezahlte) Arbeit, wohl wissend, dass es sehr viel unbezahlte Arbeit gibt (z. B. Hausarbeit, Erziehungsarbeit, ehrenamtliche Arbeit …).

Allgemeine Anmerkungen zum WOHNEN:
Das Wort „Wohnen“ gibt es schon sehr lange. Aber seit dem 19. Jahrhundert wird dieses Wort in der heute weit verbreiteten Bedeutung verwendet.
Rund drei Viertel unserer Lebenszeit verbringen wir in Wohnungen und im Wohnumfeld. Wohnen ist ein unverzichtbares Grundbedürfnis. Daran wird sich auch zukünftig nichts ändern. Unter den klimatischen Bedingungen Österreichs werden hierzulande im Zeitraum zwischen Geburt und Tod rund 60 Prozent der Lebenszeit in den Wohnräumen (einschließlich Balkon, Terrasse oder Garten) verbracht. Der zeitliche Anteil des Wohnens am gesamten Lebenszeitbudget wird aufgrund der alternden Bevölkerung zukünftig sogar noch steigen. Denn im Alter verbringen die meisten Menschen einen überdurchschnittlich großen Teil ihres Zeitbudgets in den eigenen vier Wänden. Zeitlich betrachtet ist das Wohnen somit das Zentrum unseres Lebens. Weitere rund 15 Prozent unserer Lebenszeit verbringen wir im direkten Wohnumfeld. Das zeitliche Ausmaß der Aktivitäten im Wohnumfeld variiert dabei allerdings in den unterschiedlichen Lebensphasen und Jahreszeiten und zum Teil auch in Relation zu den persönlichen Lebensumständen.

Allgemeine Anmerkungen zur beruflichen Arbeit:

Der produktive Umgang mit den permanenten Wandlungsprozessen in der Wirtschafts- und Arbeitswelt erfordert sowohl von der Arbeitgeber- als auch von der Arbeitnehmerseite ein hohes Maß an Reflexion, Flexibilität und Bereitschaft zur Aushandlung von Kompromissen. Die Vorteile dieser ausgeprägten sozialpartnerschaftlichen Kompromisskultur bestehen in der sozial verträglichen Steigerung der Wirtschaftsleistung, in einer Minimierung der Arbeitskämpfe und einer Maximierung der sozialen Sicherheit.
Im Zusammenhang mit dem weiten Spektrum sozialpartnerschaftlicher Herausforderungen sollte hinreichend bedacht werden, dass berufliche Arbeit nicht nur den Lebensstandard sichert und nicht nur der Selbstverwirklichung dient, sondern auch in mehrfacher Hinsicht den sozialen Zusammenhalt fördert. Dies gilt etwa
für die im Berufsleben gepflegten sozialen Beziehungen,
für den durch vielfältige Produkte und Dienstleistungen erarbeiteten gesellschaftlichen Nutzen
sowie für die Finanzierung der auf das Allgemeinwohl bezogenen Strukturen und Funktionen des Staates, z. B. des Gesundheits- und Sozialsystems.

Auch zukünftig werden viele Faktoren den Wandel der Arbeitswelt vorantreiben. Die Komplexität dieser Vorgänge wird noch dadurch verstärkt, dass sich die dafür maßgeblichen Faktoren wechselseitig beeinflussen, und dadurch Veränderungen sowohl beschleunigen als auch bremsen können, z. B.: neue Technologien, Automatisierung, Digitalisierung, neue Medien, Bedeutungsverlust manueller Arbeit, Globalisierung, Migration, Diversity, Geschlechterverhältnis, demografische Trends, intergenerationelle und interkulturelle Teams, Flexibilisierung, wachsender Innovationsdruck, wachsender Zeitdruck, rasante Zunahme des weltweit vorhandenen Wissens, rasch alterndes Wissen, Bedeutungszuwachs der Bildung und der Forschung usw.
In diesem Zusammenhang kann die Zukunftsfähigkeit der in Österreich noch relativ gut funktionierenden Zusammenarbeit zwischen den Kammern bzw. Verbänden der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Beim Interessenausgleich zwischen den Arbeitgeber*innen und den Arbeitnehmer*innen geht es um Arbeitsbedingungen, Arbeitszeiten und vor allem um Arbeitslöhne, wobei neben der Produktivität und dem Wirtschaftswachstum auch die Inflation und die Kaufkraft berücksichtigt werden.
Die Stärke der Sozialpartnerschaft liegt in der Aushandlung der Grundsätze, Rahmenbedingungen und konkreten Regeln für die Gestaltung der Verhältnisse in der Arbeitswelt. Diese stabilisierende Funktion der Sozialpartnerschaft wurde vor der Corona-Krise und vor dem mit einer veritablen Energie- und Inflationskrise verbundenen Krieg in der Ukraine von manchen Kritiker*innen als museumsreifen Auslaufmodell und als große Gefahr für die Zukunft der Wirtschaftsstandorte Deutschland und Österreich betrachtet. Denn das – freilich zu Recht umstrittene – Zauberwort der zunehmend globalisierten Wirtschaft heißt Deregulierung.

Leitfrage 4: Neutralität

Wie undefiniert kann ein Raum sein, um dennoch vielfältig genutzt zu werden und wie kann ein Raum gestaltet sein, um dennoch anpassungsfähig zu bleiben?
Was braucht ein Raum, wenn alle denkbaren Aktivitäten zusammenkommen. Was muss ein Raum ihrer Meinung nach erfüllen, dass dort gelebt werden kann?

Meines Erachtens ist auch diese Frage viel zu allgemein gestellt: Welche Art von Räumen ist gemeint? Was ist mit „allen denkbaren“ Aktivitäten gemeint? Was verstehen Sie unter „gelebt …“?
Ich reduziere hier meine Antworten auf allgemeine Aussagen zum Wohnen:
Bei Wohnräumen handelt es sich jedenfalls – allgemein betrachtet – um multifunktionale Lebensbereiche.
Ein wesentlicher Teil der Wohn-Zeit dient dem Schlaf. Immerhin schlafen wir fast ein Drittel unseres Lebens. Die Lernfunktion des Schlafes sollte nicht unterschätzt werden, denn in unseren Träumen verarbeiten wir viele Erfahrungen der Wach-Zeit.
Der Wohnbereich erfüllt auch immer stärker die Funktion einer multimedialen Unterhaltungszentrale.
Jedenfalls ist die Wohnung der wichtigste Ort für das familiäre Beziehungs- und Erziehungsleben.
Über die Beziehungen innerhalb der Familien hinaus dienen die eigenen vier Wände selbstverständlich auch den Kontakten einzelner Familienmitglieder mit Menschen von außerhalb. So laden etwa die Kinder und Jugendlichen ihre Freunde in ihre Rückzugsräume ein. Ebenso pflegen die erwachsenen Bewohner dort ihre Ess- und Gesprächsgemeinschaften.
Immer öfter verbinden sich derartige Gemeinschaftserlebnisse mit der seit geraumer Zeit anhaltenden Begeisterung fürs Kochen – angeregt durch eine Vielzahl von Kochshows auf nahezu allen Fernsehkanälen. Rund um diesen Kochkult entwickeln sich nicht selten wechselseitige Einladungen innerhalb von Freundeskreisen.
Bäder werden immer größer, schöner, wohnlicher und bequemer. Zumindest im oberen Einkommensdrittel übernimmt das Bad der Zukunft zunehmend die Funktion einer privaten Wellnessoase.
Diese Entwicklung gilt sinngemäß auch für die verstärkte Verlagerung von Bewegungs- und Sportaktivitäten in die eigenen vier Wände.
Ein stabiler Trend besteht ebenso in dem bereits stark verbreiteten und kontinuierlich wachsenden Interesse an schönen Gärten oder begrünten Balkonen. Die regelmäßige Gartenarbeit ist eine Domäne von Menschen in der zweiten Lebenshälfte.
Über die klassische Garten-, Terrassen- und Balkongestaltung hinaus entwickeln sich auch alternative Varianten wie etwa Guerilla Gardening und Urban Gardening. Durch interkulturelle Gärten lässt sich die Nähe zur Natur mit dem Kontakt zu bisher fremden Mitbürger*innen verbinden.
Eine weitere wichtige Ausprägungsform der Kombination von Naturverbundenheit und sozialer Zuwendung prägt den Alltag vieler Menschen, nämlich das Zusammenleben mit Haustieren aller Art – vom Hamster über die Hauskatze bis hin zum Hund.
Viel zu wenig wird übrigens beachtet, dass der Wohnbereich der mit Abstand wichtigste Urlaubsort ist. Dies gilt nicht nur für jenen Teil der Deutschen und der Österreicher*innen, die keine Urlaubsreise machen können oder wollen. Selbst bei jenen Menschen, die sich eine Haupt-Urlaubsreise leisten, reicht das durchschnittliche Reisebudget für höchstens zehn Tage. Der große Rest der in Deutschland und Österreich – im internationalen Vergleich – sehr großzügig bemessenen Urlaubstage wird zu Hause verbracht.

Zukünftig werden immer mehr Funktionen von zu Hause aus erledigt.
Dies gilt jedenfalls für Geldgeschäfte und Behördenkontakte. eBanking und eGovernment werden also immer wichtiger. Auch bei eCommerce, also beim Einkaufen von zu Hause aus, gibt es zukünftig eine sehr dynamische Entwicklung.
Während E-Banking, E-Commerce, E-Government und sogar E-Love (u. a. in Form der Partnerbörsen) boomen, gibt es bei E-Learning derzeit noch einen beachtlichen Aufholbedarf.
Mit Hilfe des Internet ist es auch möglich, vom kleinsten Dorf aus mit anderen Menschen an weit entfernten Orten zu kommunizieren. In diesem Sinne pflegen immer mehr Menschen sehr intensive zwischenmenschliche Kontakte in Form von Online-Gemeinschaften, wodurch die Welt zum globalen Dorf wird. Die Digitalisierung unserer Lebenswelt ermöglicht aber auch immer mehr Menschen die Kombination von Wohnen und Beruf in den eigenen vier Wänden.
Teil 2: Individuelle Fachfragen:

1. Mit welcher Methode arbeiten sie, um Prognosen für die Zukunft herauszufinden?
Wie erheben sie Daten?

Wie in den meisten Disziplinen und Forschungsgebieten gibt es auch in der zukunftsbezogenen Forschung keine spezifischen Methoden. Vielmehr werden generell alle gängigen Forschungsmethoden genutzt. Der Methodeneinsatz ist nämlich – wie in allen Wissenschaftsdisziplinen und Forschungsgebieten – sehr stark von den jeweiligen Forschungsfragen abhängig!
Grundsätzlich gibt es nicht „die“ Zukunftsforschung, sondern vorausschauende Forschung in fast allen Bereichen der Wissenschaft. Wir finden also offensichtlich in fast allen Disziplinen Beispiele für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Welt von morgen und übermorgen.
Im wissenschaftlichen Zukunftsdenken geht es um die vielzähligen und vielfältigen Themen, die auch im Alltagsleben der meisten Menschen eine große Rolle spielen, also um die möglichen, wahrscheinlichen, wünschenswerten oder zu vermeidenden Zukünfte von Arbeitswelt, Wirtschaft, Demokratie, Recht, Technologien, Medien, Bildung, Gesundheit & Krankheit, soziale Sicherheit, Freizeit, Familie, Wohnen, Klima, Mobilität usw. Zu jedem dieser Forschungsthemen ist spezialisiertes Wissen über die Forschungsgegenstände nötig.
Überdurchschnittlich viele zukunftsbezogene Publikationen stammen aus den Forschungskontexten der Technikwissenschaften und der Wirtschaftswissenschaften. Über die disziplinäre Zukunftsliteratur hinaus gibt es einzelne Forschungsrichtungen, die sich überwiegend oder sogar ausschließlich der interdisziplinären Auseinandersetzung mit Zukunftsfragen widmen z. B.
die Innovationsforschung,
die Risikoforschung,
die Technikfolgenforschung,
die Nachhaltigkeitsforschung
oder die Zukunftsforschung (Futures Research).

Die seriöse Wissenschaft distanziert sich selbstverständlich von der leider wachsenden Zahl der wissenschaftsfernen bzw. scheinwissenschaftlichen Zukunftsgurus, die sich jedoch fälschlich als „Zukunftsforscher*innen“ bezeichnen. Bei den Exponent*innen der Zukunftsguru-Szene fehlt in den meisten Fällen sowohl eine gediegene wissenschaftliche Sozialisation als auch die Einbindung in die Scientific Community – und damit auch das qualitätssichernde wissenschaftliche Korrektiv. Als medial sehr präsente Trittbrettfahrer*innen des außerordentlich mühevollen Prozesses der wissenschaftlichen Wissensproduktion schmücken sie sich mit dem vertrauenserweckenden Forscherimage, um ihren Marktwert als Berater*innen, Vortragende und Sachbuchautor*innen zu steigern. Ohne selbst etwas zur Weiterentwicklung der (zukunftsbezogenen) Forschung beizutragen, entnehmen sie einzelne besonders öffentlichkeitswirksame Versatzstücke aus seriösen wissenschaftlichen Studien, wobei diese Inhalte meist nur aus der

journalistisch verkürzten Präsentation in Tageszeitungen, Zeitschriften und Internettexten rezipiert werden.
2. Wenn man sieht, wie schnell die Digitalisierung voranschreitet, vor 20 Jahren fing das Thema Home-Office erstmals an, heute ist es nicht mehr wegzudenken. Wie könnten sich die Anforderungen an Lebensräume durch zukünftige gesellschaftliche Entwicklungen wie der Digitalisierung verändern?
Das Thema „Home-Office“ wird schon seit vielen Jahrzehnten – und nicht erst seit 20 Jahren – diskutiert!
Im größten Teil der menschheitsgeschichtlichen Sesshaftigkeit war Arbeiten und Wohnen unter einem Dach – vor allem in der Landwirtschaft und im Gewerbe – weit verbreitet. Manchmal wird diese Lebensform mit dem Begriff „Großfamilie“ romantisch verklärt. Realistisch betrachtet gab es jedoch eine strenge Hierarchie vom Hausvater bis zu den Dienstboten und einen von harter Arbeit und sozialer Kontrolle geprägten Alltag. Durch die Industrialisierung entwickelte sich – vorerst nur für die kleine Minderheit der Industriearbeiter – die räumliche und zeitliche Trennung zwischen der Fabrik einerseits und der sogenannten Mietskaserne mit ihren kleinen, aber keineswegs feinen Wohneinheiten andererseits. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde diese Spaltung von Arbeits- und Lebenswelt zum Normalfall für fast alle Arbeitnehmer. In großen Teilen der Welt ist die Lebensform des Ganzen Hauses – vor allem im ländlichen Raum – nach wie vor weit verbreitet. In Österreich ist diese alte Ausprägungsform der Verbindung von Wohnen und Arbeiten – mit Ausnahme der Landwirtschaft – bekanntlich weitgehend Geschichte.

Allerdings entwickelt sich für manche Jobs zunehmend eine neue Variante dieser kombinierten Lebensweise. Denn mit den Möglichkeiten der modernen Medien und des Internets können immer mehr Arbeiten an jedem beliebigen Ort verrichtet werden – auch in den eigenen vier Wänden. War also die Trennung von Arbeiten und Wohnen nur eine kurze Episode in der Menschheitsgeschichte? Kommt eine neue Form der Verbindung von Arbeiten und Wohnen – ohne autoritären Hausvater und mit elektronischen Dienstboten? Entkommen wir so dem täglichen Verkehrsstau zu den Hauptzeiten der Mobilität zwischen der Arbeitsstätte und dem Wohnort? Oder scheitert der neue Mix aus Beruf und Wohnen an viel zu kleinen Wohnungen? Geraten wir durch den Wegfall der im Büro oder in der Werkstatt unvermeidlichen zwischenmenschlichen Kontakte in die soziale Isolation? Kommt es durch das Fehlen von geregelten Arbeitszeiten zu verstärkter Selbstausbeutung?
Vor diesen Gefahren muss jedenfalls bei den nach dem Motto „Kinder – Küche – Computer“ beworbenen Formen von Billig-Telearbeit für junge Mütter gewarnt werden. Doch auch weit über diese Zielgruppe hinaus kann die neue Freiheit schnell zur Falle werden, wenn die räumlichen Rahmenbedingungen und die Kompetenzen für die Trennung von Berufs- und Privatleben nicht vorhanden sind. Die berufliche Arbeit kann dann die Betroffenen bis in ihr Schlafzimmer verfolgen, den bio-psychisch unverzichtbaren Wechsel von Anspannung und Entspannung gefährden und so der Gesundheit schaden.

Wenn die vorher angesprochenen Bedingungen und Kompetenzen passen, ist jedoch die Kombination von Homeoffice mit Sozialphasen im Unternehmen zumindest bei allen zeitlich und räumlich flexiblen Berufen durchaus zukunftsträchtig. Dies gilt nicht nur für Jobs in der Forschung oder in der Kreativwirtschaft, sondern für alle Arbeitnehmer*innen mit zeitlich und räumlich flexiblen Berufen. Bei diesem Zukunftsmodell wird der mit sozialen Kontakten verbundene Teil des Jobs an einem (mobilen) Arbeitsplatz in der Firma ausgeübt. Denn Teamwork funktioniert am effektivsten face-to-face und analog. Nur der individuelle Teil des Berufes wird online am Schreibtisch zu Hause erledigt. In diesem Sinne spricht vieles für die zunehmende räumliche Flexibilisierung des Arbeitsplatzes – im Spannungsfeld zwischen dem Büro und der Wohnung. In den kommenden Jahrzehnten werden also immer mehr Menschen Teile ihrer beruflichen Aktivitäten von zu Hause aus erledigen. Allerdings bleibt das Arbeiten von zu Hause aus auch zukünftig ein Minderheitenprogramm. Denn beim größten Teil der Jobs, etwa im stationären Handel, im Tourismus oder in der Produktion, wird auch in Zukunft die Berufstätigkeit dort stattfinden müssen, wo die Kund*innen hinkommen oder die Maschinen stehen.

Generell gibt es einen starken Trend zur Technisierung (einschließlich der Digitalisierung) von Wohnräumen – bis hin zu „Smart Home- Konzepten“. Dazu zählt auch das Thema „Sicherheit“ (von Einbruchsicherung bis hin zur Cyber-Sicherheit).
6. Inwieweit kann man auf Prognosen vertrauen?

Niemand kann wissen, wie die Zukunft wirklich wird. Dies gilt auch für die Wissenschaft. Deshalb werden wissenschaftlich fundierte Prognosen meist in Form von „Szenarien“ (= zukunftsbezogene „Wenn-dann-Aussagen“) formuliert. Wenn diese wissenschaftlichen Aussagen theoretisch fundiert sind und eine seriös erhobene und interpretierte Datenbasis vorhanden ist, gelten Prognosen / Szenarien als „plausibel“. Ob jemand diesen Aussagen vertraut, hängt von der jeweils individuellen Einstellung zu Ergebnissen der Forschung ab.

Julia Wieger

28.Januar 2025

Kinder kommen in den Gemeinschaftsraum.

Paula Weil • 1:29 - 1:30

Spielen die Kinder hier?

Julia Wieger • 1:31 - 1:33
Weiß ich nicht, aber wir könnten uns auch einfach da drüber hinsetzen.

Paula Weil • 1:33 - 1:34
Wo um die Ecke?

Julia Wieger • 1:34 - 1:35
Ja, da kann man nämlich die Wand ganz einfach zuschieben. Lass und das probieren.

Paula Weil • 5:03 - 5:07
Zu allererst würde ich dich bitten, dass du dich einfach ganz kurz nochmal vorstellst.

Julia Wieger • 5:10 - 5:46
Mein Name ist Julia Wieger und ich habe Architektur studiert, vor Längerem schon. Ich beschäftige mich immer noch mit Fragen von Raum und Raumproduktion im Verhältnis zu, meistens aus einer feministischen Perspektive, queerfeministischenin und Unilektorin. Ich habe das Architekturfeld nicht komplett verlassen. Ich beschäftige mich immer noch mit Fragen von Raum und Raumproduktion im Verhältnis zu, meistens aus einer feministischen Perspektive, queerfeministischen Perspektive. Aber es interessiert mich eben auch zu fragen, wie kollektiv also wie funktioniert ein kollektives Zusammenleben.

Paula Weil • 6:04 - 6:07
Und du wohnst in der Kohlenrutsche?

Julia Wieger • 6:11 - 6:34
Ich habe selber ein Wohnprojekt 2006 gegründet . Und seit 2019 wohne ich in diesem Wohnprojekt und bin sozusagen ein Mitglied. Und war im Vorstand mehrere Jahre von dem Wohnprojekt.

Paula Weil • 6:34 - 6:38
Und du wohnst hier seit Start?

Julia Wieger • 6:38 - 6:39
Ja, seit Anfang wohn ich hier.

Paula Weil • 6:43 - 6:50
Dann würde ich einfach mal mit den allgemeinen Fragen beginnen, was zum Beispiel für dich Gemeinschaft ist. Du kannst die Fragen theoretisch oder auch im Bezug zum Wohnprojekt hier , der Kohlenrutsche beantworten, ganz egal , einfach der Aspekt Gemeinschaft.

Julia Wieger • 7:06 - 7:12
Naja, also ich meine so allgemein kann ich das nicht beantworten. Kommen die hier rein? Ich glaube, die gehören hier eh nicht zum Haus . Das ist Gemeinschaft, Ich weiß, wer hier lebt. Ich kann’s dir vielleicht am besten auch für mich auf einer theoretischen Weisen erklären. Also, in diesem Forschungsprojekt, das ich da gemacht habe, ich war Teil von einem Forschungsprojekt, das hat geheißen Spaces of Commoning. Und was irgendwie für die ganze Gruppe Relativ früh schon klar war, ist, dass die Commons etwas ist, was hergestellt werden muss. Das existiert nicht an sich, sondern es geht vielmehr darum, dass das ein Raum ist, oder es muss nicht ein Raum sein, aber es kann natürlich ein Raum sein, der hergestellt werden muss. Und der nicht an sich existiert. Und ich würde sagen, das kann man auch auf dieses Haus umlegen. Wenn wir als Gruppe uns nicht um dieses Haus kümmern, dann... Dann existiert dieses Haus nicht als Gemeinschaft. Oder als gemeinschaftliches Haus. Und das ist teilweise sehr, sehr viel Arbeit, die auch unterschiedliche Aspekte beinhaltet. Das eine Aspekt würde ich sagen, ist das Arbeiten an der Gemeinschaft. Dass wir uns um die Gruppe auch kümmern müssen. Wir haben relativ viele Konflikte auch in so einem großen Haus, das hat hier 60 Leute, 60 Erwachsene und 30 Kinder . Das ist eine große Gruppe. Wir haben sehr unterschiedliche Interessen. Und wir müssen uns einerseits um die Räume kümmern. Wir müssen schauen, dass die Räume nicht verfallen. Aber wir müssen uns um die Gruppe kümmern. Und das würde ich irgendwie als eine Form von Gemeinschaft sehen. Und was ich schon auch gelernt habe in diesem Forschungsprojekt, aber auch hier in der Realität, ist, dass es eine ambivalente (widersprüchlich) Geschichte ist. Du hast irgendwie eine Gruppe. Also auf eine gewisse Art und Weise ist eine Gemeinschaft immer ein relativ abgeschlossenes System. Das heißt, es werden auch Leute aufgeschlossen. Und auf der anderen Seite... Ist es natürlich nach innen hin... Also das will ich jetzt auch in die negative Seite stecken. Ist es auch eine relativ... Es gibt, sagen wir mal, bis zu einem gewissen Aspekt auch Kontrollaspekte da drinnen. Und auf der anderen Seite muss ich sagen, es entstehen natürlich auch irgendwie... Es gibt natürlich irgendwie Potenziale da drinnen. Da würde ich irgendwie dazuzählen, eben... Also jetzt zum Beispiel in dem Forschungsprojekt ging es auch darum, sozusagen in Gemeinschaften sich aus bestimmten kapitalistischen Verhältnissen hinaus bewegen zu können. Was ich jetzt hier vielleicht noch nicht so sehe, aber... da kann man drüber diskutieren. Aber was ich hier auf jeden Fall sehe, ist, dass es irgendwie andere Formen von Zusammenleben gibt. Also auch wenn wir alle in unseren Familien, unter Anführungszeichen Familienwohnungen, leben, oder Paarwohnungen oder Single-Wohnungen , gibt es trotzdem einen Alltag, wo sich die Beziehungen auf eine andere Art und Weise verknüpfen, die sicher nicht möglich wäre, wenn wir nicht in einem Haus leben würden.

Paula Weil • 11:18 - 11:31
Das heißt eher das Wort Zusammenleben, weil eben dieses Wort Gemeinschaft wird eben auch viel kritisiert dass es eben exklusiv ist, ausschließt. Deswegen bin ich auch zum Wort Zusammenleben gekommen.

Julia Wieger • 11:32 - 12:26
Also ich würde diese Kritik immer bejahen. Also das ist eine relevante Kritik. Dieses Haus ist ein Haus, das besteht zum allergrößten Teil aus Akademikerinnen. Wir haben ja versucht, ein bisschen dagegen zu arbeiten, aber ich meine, es gibt einfach einen Eingangshürden. Du musst einen bestimmten Betrag zahlen Du musst, wie bei den allermeisten Leuten, es gibt ein paar Wohnungen, die wir so zu sagen unterstützen, aber zum Beispiel das, die Personen die nicht dieser Schicht angehören, die sind auch nicht wirklich gut integriert unter Anführungszeichen in diese Gruppe. Die haben einfach eine Außenseiter-Innenposition. Ja. Und das würde ich überhaupt nicht, also das ist ein Problem , es ist leider so. Und ich glaube, wenn man ein anderes Modell haben will, oder wenn man solche Wohnprojekte haben will, die eine andere Form der sozialen Durchmischung haben, dann muss man komplett andere Arbeit leisten davor. Ja ich glaube, uns war das immer nicht so klar. Ich glaube, ich weiß auch gar nicht ob man das als Gruppe, ich glaube, das bräuchte dann andere Strukturen dahinter, um das überhaupt leisten zu können, meiner Meinung nach.

Paula Weil • 13:18 - 13:40
Ja, es ist halt die Frage, es ist ja schon eh eine große Herausforderung überhaupt solche Projekte umzusetzen, die irgendwie bezahlbar sind. Ja. Ja viele sagen dann einfach, ja, wenn wir dann noch inklusiv sein sollen Wenn noch

Sozialwohnungen reinmachen, dann ist es einfach auch nicht mehr für uns bezahlbar. Aber du meinst, dass man da einfach grundlegend das Projekt anders aufbauen müsste?
Julia Wieger • 13:41 - 14:22
Ich glaube es ist nicht nur dass. A lso ich glaube, es ist, du musst, ich weiß es nicht, ja, also irgendwie in diesem Haus, also dieses Haus ist schon eine unglaubliche Mehrarbeit auch als ein normales Wohnhaus, ja. Ich weiß nicht, ich bin gerade in einer Gruppe, wir kümmern uns gerade um die, wir versuchen unsere Strukturen nochmal irgendwie zu überarbeiten, ja, und das steht drinnen und das steht in unseren, das haben wir uns so ausgemacht, ja, wir müssen 13 Stunden im Monat arbeiten für dieses Haus, ja.

Paula Weil • 14:22 - 14:24
Hausbewohner, jede Hausbewohnerin 13 Arbeitsstunden im Monat?

Julia Wieger • 14:26 - 14:55
Und manche arbeiten viel mehr, ja, also die, ja, manche arbeiten viel weniger, manche arbeiten viel mehr, aber insgesamt ist dieses Haus, das funktioniert nur wenn zu mindestens ein bestimmter Teil der Bewohnerinnen arbeitet, ja, und das können sich, ehrlich gesagt, nicht alle Leute leisten, ja. Also wenn du in zu prekären Lebenssituationen bist, ist das einfach nicht drinnen, dass du so viel arbeitest.

Paula Weil • 15:01 - 15:40
Aber dieses Einbringen ist auch ein zentrales Thema bei mir, wo ich hinterfrage oder wo ich generell das arbeite hinterfrage, was ist Arbeiten? Weil Arbeiten ist, ja, sagen viele ja, dass du deinen Unterhalt bezahlen kannst, aber wenn du weniger arbeiten würdest, dann könntest du dich ja auch mehr einbringen in der Gemeinschaft und da eben auch Arbeit leisten, was ja eigentlich nicht was anderes bedeutet.

Julia Wieger > 15.20
Ja

Paula Weil > 15.21
Aber du hast vorhin Herausforderungen angesprochen, dass wir hier, was würdest du sagen, ist die größte Herausforderung Oder wo würdest du instinktiv als erstes... Was würdest dran denken, wo es die größten Konflikte gab?

Julia Wieger • 15:49 - 16:12
Also ich glaube, eine Herausforderung ist wirklich diese Arbeitsgeschichte, ja. D ie Arbeit. Das ist bei uns, ich meine, das kannst du dir, glaube ich, sogar anschauen, ja, wenn dich das interessiert, aber wir haben einen Teil, also das Modell, das wir haben, das kann dir die Theresa Krenn dann auch nochmal erzählen, ist wir mieten dieses Haus, es gehört nicht uns, sondern wir mieten dieses Haus als ein Paket. Der Verein mietet das und untervermietet das dann an die BewohnerInnen. Und mit diesem Generalmitvertrag den der Verein hat, haben wir auch uns ausgemacht, dass wir Teile der Hausverwaltung übernehmen, ja, und das hat natürlich irgendwie Vorteile, nämlich, dass wir hier nicht die ganze Zeit irgendwelche Leute im Haus herumschurdln haben, ja die vom Bauträger sind und nicht von uns, der Bauträger ist nämlich da drüben die Zentrale hat, ja. (Sie zeigt auf ein Nachbarhaus) Die haben sich das auch daher gebaut, und, also vom Bauträger und vom Mieter sozusagen, ja, so. Und die, das wollen wir nicht, wir wollen auch irgendwie zum Beispiel, für mich war das ein Hauptgrund, wir wollen, also wir haben eine Person, die reinigt das Haus, ja, die, mit der haben wir uns genau ausgemacht ja, Wie wir das handhaben wollen, wir wollen ja irgendeinen guten Lohn zahlen der Person. Es ist einfach mit Verantwortung verbunden, weil nämlich über unseren, weil über unser Konto einfach ein Haufen Geld jeden Monat irgendwie läuft. Ich hab damals die Verträge behandelt, da ging es auch um unglaubliche Geldsummen. An einem bestimmten Punkt mussten wir zum Beispiel das Einkommen auf fünf Millionen Euro denen überweisen als Haus. Also das war auch irgendwie wild, ja aber was ich nicht am Schirm hatte, dass das so weitergeht, ja dass das einfach ein Haus ist, ein kleines Unternehmen , wo viel Geld über das Konto läuft, wo die Risiken auch gar nicht so ohne sind, ja wenn jemand aufhört zu zahlen, ja, dann und so weiter, ja. Mhm. So, äh und die, das ist tatsächlich etwas, was gut verteilt werden muss. Das sind sag mal das sind jetzt unsere Herausforderungen mit denen wir jetzt gerade zu tun haben, nach fünf Jahren oder so, ja. Ja haben schon mal Steuerberater gewechselt, ja wir versuchen irgendwie die Arbeit so aufzuteilen, dass unsere Vorstandsvorsitzenden nicht alle im Burnout landen, weil so, so war das, ja, zum Teil. Aber wir hatten eine Vorstandsvorsitzende, die irgendwie wirklich fast ins Burn-out gerutscht ist, und die jetzt, die da oben gesessen sind, die sind auch total wild, ja, so. Und das können dann auch wiederum die zwei, die sind alle beide im, die eine ist schon in Pension, die andere ist in, sozusagen, wie heißt das, Altersteil Zeit ja, oder so, ja. Also eine Vollzeit-Person, so wie wir, wie es jetzt gerade angelegt ist, könnte das nicht machen, das geht nicht. Mhm. Und das ist, glaube ich eine Herausforderung, ja. Also da gibt's Leute, die arbeiten total wenig, und da gibt's Leute die arbeiten wirklich, wenn nicht 15, 20 Stunden die Woche grade und das ist einfach zu viel, da gehen die Leute ein, und dann gar nichts mehr.

Paula Weil • 19:32 - 19:39
Mhm. Oder ist es, es läuft dann einfach auf Vertrauensbasis oder was, was wird gemacht, wenn jemand, wenn man merkt dass jemand sich überhaupt nicht einbringt?

Julia Wieger • 19:40 - 20:06
Ja, also wir haben keine, wir haben nicht wirklich eine Handhabe. Mhm. Also, ich glaube, die, ich glaube, im Endeffekt ja, wenn zu viele Leute nicht arbeiten, müssen wir diese Hausverwaltungsaufgaben abgeben, und dann wird das, ihnen kommt das einfach in unsere Miete rein, und dann müssen wir einfach mehr Miete zahlen. Mhm. Das ist so ja, also es ist jetzt nicht, also ich denke mal, es ist nicht das Ende, ja. Mhm so ist das dann, ja, wenn nicht genug Leute arbeiten.

Paula Weil • 20:07 - 20:14
Kann man ja auch merken, dass es vielleicht dann einfach auch besser verteilt sein kann dadurch, wenn alle ihren Teil zahlen und nicht dann einer im Burnout landet.

Julia Wieger • 20:15 - 20:45
Ja, also ich glaube eben, wie gesagt, ich finde es hat wie schon, ganz schöne Vorteile, dass wir dasselbe machen, aber wenn's nicht geht geht's nicht. Das muss man schon auch, das war, glaube ich, am Anfang nicht so als Option, da, ich glaube, jetzt ist es als Option. Für mich auf jeden Fall, nachdem ich mich jetzt eineinhalb Jahre mit diesen Sachen beschäftigt habe, ist es schon eine Option, das muss eine Option sein, weil wir können nicht die Leute irgendwie verbrennen, ne das geht nicht.

Paula Weil • 20:47 - 20:56
kleiner Switch, aber würdest du sagen, dass das Leben in Gemeinschaft hier eine solidarische Auswirkung auf die Menschen hat, also dass sie nach der Zeit merken, sich gern mehr zu kümmern.

Julia Wieger • 21:11 - 22:15
Was man lernt, das war für mich auch, ich bin aus einem Kontext gekommen, der ein wesentlich politischerer Kontext war. Für mich war das diese Künstlerinnen-Vereinigung , das war eine feministische Künstlerinnen -Vereinigung. Ich hab die als politische Organisationsarbeit verstanden. Und dann bin ich in einen Kontext reingekommen, wo, äh Leute erstens nicht diese Erfahrung hatten, in diesem, in solchen kollektiven Zusammenhängen überhaupt zu arbeiten oder zu diskutieren, äh und das hat mich ganz schön, äh, wie soll ich sagen, auf den Boden der Realität zurückgeholt, auch zum Teil, ja nicht, dass der feministische Verein so toll war, aber trotzdem gab's da schon eine, wie soll ich sagen eine Routine auf jeden Fall, ja was das betrifft, und das gab's hier nicht. Und ich würde aber sagen, dass wir alle als Gruppe äh, was dazu gelernt haben, ja. Wir haben sozusagen, wir haben eine, mittlerweile, ich mein, wir leben fünf Jahre hier oder was, ja, fünf Jahre leben wir hier und wir haben davor aber auch schon ganz, ganz regelmäßige Treffen gehabt, ich mein, wir haben einfach wahrscheinlich jetzt schon acht, neun Jahre Erfahrung mit Treffen und Diskussionen und ich glaub, wir können immer noch wahnsinnig viel lernen, wir haben einen riesen Konflikt gehabt, den wir versucht haben, irgendwann einmal mit einem Moderator zu schlichten. Ja, und ich würd sagen, es hat ein bissl funktioniert, aber ich glaub, das ist auch das, was man dann irgendwann wissen muss, die Dinge lösen sich nicht einfach auf, sondern sie lockern sich oder so, irgendwie, ja. Und das ist das, was wir in der Gruppe immer noch lernen, ja. Und das werden wir wahrscheinlich jetzt irgendwie, das versuchen wir gerade zu verbessern ja. Aber das, eben, ich glaub nicht, dass das ein Prozess ist, der irgendwann vorbei sein wird. Und ich würd sagen, also solidarisch weiß ich nicht, ja. Aber ich würd sagen, es, wir lernen, wir haben alle gelernt, in in dieser Kollektivität von diesem Haus irgendwie miteinander umzugehen . Ich würd nicht sagen, wir sind am Ende. Und Solidarität weiß ich nicht, ja. Das wird schon hier verhandelt auch. Aber da merkt man auch immer sehr schnell, was die Grenzen sind, oder man kann's auch so sagen. Also es gibt sehr, sehr unterschiedliche Ideen was Solidarität ist und wem die gilt, so. das haben wir hier noch nicht durch diskutiert.

Paula Weil • 25:15 - 25:22
Ja, es liegt dann wahrscheinlich echt einfach an jedem Einzelnen. Und nicht an sich, an dem Wohnprojekt.

Julia Wieger • 25:23 - 26:04
Naja, wenn wir als Wohnprojekt solidarisch sein wollen, dann müsste man das diskutieren. D as ist nix was einfach so passiert, Wir haben zum Beispiel Projekte im Haus, wo wir Personen unterstützen, wir haben zwei Wohnungen, wo Personen drinnen wohnen, die gerade aus dem Asylverfahren rauskommen. Und dann haben wir zwei, das war ein Wunsch von uns, zwei queere und geflüchtete Personen. Also, nicht nur Personen die flüchten, sondern auch dazu queere
Personen die flüchten. Weil wir uns gedacht haben, das ist ein Kontext hier, der hilfreich sein könnte und hier rein passt. Aber, kann man auch diskutieren, ob das wirklich der Fall ist. Ich find's zum Teil ganz schön wild. Was die Leute für Erfahrungen machen im Haus. W ir haben eine betreute WG. Wo Personen mit Trisomie 21 wohnen. D as ist eine betreute WG und dieses Haus unterstützt diese Projekte. Vor allem finanziell und aber natürlich auch mit Arbeitszeit, zum Teil. Also, wir versuchen es zumindest. Trotzdem würde ich sagen, wäre es notwendig darüber nachzudenken was Solidarität ist. Z um Beispiel, wir wollen schon ganz lange einen Solifon machen. Für eben, dann auch andere Bewohnerinnen, die irgendwie in Not sind. Also, wenn mal jemand nicht zahlen kann oder so. Aber dieser Solifon bleibt grade einfach liegen . Der ist noch nicht da. Das ist einfach ein Plan.

Paula Weil • 27:42 - 27:50
Ja, das heißt, es sind viele Bilder von einigen Menschen da, die dann halt irgendwie dann auch umgesetzt werden müssen, durch viel Arbeit wahrscheinlich auch.

Julia Wieger • 27:51 - 28:24
Naja, ich meine, ich finde, was schon interessant, dass zum Beispiel, mit den Bewohnerinnen von diesen zwei Wohnungen passiert, die aus dem Asyl Verfahren sind. Das ist einfach wahnsinnig viel Arbeit . Und das ist auch teilweise eine Überforderung für uns. Wir sind keine Sozialarbeiterinnen. Und das wäre aber teilweise notwendig. Und die, wir haben eine Kooperation mit der Diakonie, die betreut die auch, ja. Aber auch die haben anscheinend nicht genug. Und da gab es schon, also, da passieren teilweise dann Sachen hier im Haus, ja, dass die Leute auch irgendwie, jedes Mal, das ist jetzt übertrieben, ja, aber oft ist es so dass wenn hier im Haus irgendwas passiert, was irgendwie, irgendwas verschwindet, ja, dann ist eine, dann kommt sicher sehr, sehr schnell, ja, das sind die, weil die sind sozusagen nicht genug integriert die wissen das nicht, ja, und das waren die, und das stimmt allermeisten nicht, ja. Und wenn es stimmt muss man sagen, ja, das sind halt, da gibt es ein Kommunikationsproblemen, ja. Das hat was mit Sprache zu tun, ja. Das hat auch mit, die kommen nicht zu unseren Treffen.

Paula Weil • 29:14 - 29:15
Nicht einfach.

Julia Wieger • 29:15 - 29:48
Nein. Und das ist halt, und ich finde, da muss man halt auch sagen, das ist ein Beispiel, aber nicht, aber nur eines, ja, von vielen, wo ich sage, das, wo ich der Meinung bin, dass s olche Projekte wie diese halt auch an die Grenzen kommen, ja, weil wei weil wir sind keine staatliche Struktur. Wir haben das nicht. Wir haben keine, also die Möglichkeiten der Umverteilung in solchen Strukturen wie diesen hier ist begrenzt ja... Ja. Und ich finde, das ist so ein Punkt, wo man das merkt ja. Da Braucht es eigentlich, meiner Meinung nach, eine professionellere Bedeutung als uns.

Paula Weil • 29:55 - 30:33
Expertinnen die anderes wissen mitbringen . Jetzt springe ich mal weiter, wir sind nämlich schon bei einer halben Stunde, das ist immer total schnell. Ich würde jetzt sagen, Wohnen und Arbeiten in Bezug auf deinen feministischen Hintergrund, weil das mich eigentlich am meisten interessiert, zum Beispiel das Thema Küche zentraler Punkt in der Wohnung. Ich beschäftige mich auch eben mit Neutralität, brauche eine Gemeinschaft eine Gemeinschaftsküche, wie funktionieren Gemeinschaftsküchen, was braucht eine Küche in der Wohnung und auch natürlich mit dem Thema der Rollenverteilung. Ja, vielleicht magst du da einfach zum Thema Küche mal erzählen, was dir einfach einfällt zum Thema.

Julia Wieger • 30:44 - 31:00
Genau, ich habe ja einen Text geschrieben, den kann ich dir auch schicken. Ich habe aber schon lange nicht in die Küche nachgedacht, würde ich sagen.

Paula Weil • 31:01 - 31:04
Aber ihr habt hier auch eine Gemeinschaftsküche?

Julia Wieger • 31:04 - 31:41
Ja, das ist die da. Und wir haben oben eine kleine Küche nochmal, das ist das Gartenzimmer. Und bei uns im Haus war es auf jeden Fall total klar, dass wir, alle in unseren Wohnungen individuelle Küchen haben werden, ja? Also ich finde ja, also in dem Sinne ich, ich meine, das ist eh interessant. Und ich muss sagen, ich bin auch nicht unfroh darüber. Aber ich bin wieder froh dass ich meine eigene... Die Gemeinschaftsküche, die wir haben, die ist total super. Über die bin ich froh. Ich glaube, wir hatten tatsächlich am Anfang auch so Ideen dass wir irgendwie gemeinschaftlich kochen hier im Haus. Das hat aber auch was damit zu tun, dass wir eingezogen sind und dann die ganze Pandemie, die Covid-Pandemie hat da irgendwie begonnen. Da war das komplett unmöglich. Ich habe das Gefühl, dieses Zusammenkochen, das passiert eigentlich auf einem individuellen Level. Ich weiß nicht, wir laden Leute ein, andere Leute laden uns ein. Das passiert sehr informell. Ich meine, ich lebe nicht mit Kindern, aber die Leute, die Kinder haben, für die ist das, glaube ich, auch mal wichtiger.

Paula Weil • 33:05 - 33:09
Dass sie diese Gemeinschaftsküche haben?

Julia Wieger • 33:09 - 33:39
gibt. Ich habe eben gar nicht das Gefühl, dass die Gemeinschaftsküche bei uns funktioniert wirklich als eine Küche wenn man ein Geburtstagsfest hat oder was Wenn man mal ein größeres Fest hat, dann machen die Leute hier ein größeres Essen. Oder wenn wir als Haus gemeinsam Sachen machen, dann braucht es diese Küche. Aber die greift nicht in den Alltag ein oder so. Vielleicht passiert das irgendwann. Also potenziell würde ich sagen, sind das Küchen die eine Küche hier unten im Erdgeschoss, die kann das. Du kannst hier viele Leute kochen und das finde ich super. Da bin ich auch total froh drüber. Und ich muss sagen, zum Beispiel, wir haben einen Putztag einmal im Jahr. Und dann gibt es ein Team, das kocht. Und das ist eigentlich der lustigste Gemeinschaftstag, den wir haben. Weil wir super Essen bekommen und die anderen putzen und es ist so und es gibt. Wir sind auch kein explizit feministisches Haus, muss man sagen. Also wir... Ich glaube, wenn wir eine Analyse von unserem Haus machen... Also das war auch nie ein Anliegen. Ich meine, wie soll ich sagen? Mir wäre es natürlich ein Anliegen gewesen, aber wir haben so viele Sachen irgendwie...

Paula Weil • 34:37 - 34:40
Kann man auch nicht alle unter einen Hut bringen, natürlich.

Julia Wieger • 34:40 - 34:43
Ich denke mir irgendwie, ich glaube da, wo es tatsächlich eine Erleichterung gibt, Gibt, was so Familiensuchuren betrifft, ist, dass ich glaube, die Leute, die Kinder haben, die nehmen sich relativ viel ab, was so Kinderbetreuung betrifft ist mein Gefühl. Und das geht relativ... Vielleicht ist es gar nicht so sehr die Zeit, sondern ich habe das Gefühl, das ist relativ unkompliziert. Du kannst anrufen und sagen, bist du jetzt zu Hause, kann ich mein Kind drüber schicken, weil ich muss gerade schnell irgendwo hin. Das... Ob sich da wieder nur mehr die Frauen helfen oder... Also wie, das würde ich jetzt... Da würde ich lieber keine Analyse machen wollen. Mein Gefühl

ist, wir sind... Also man kann auch... Man schaut ins Plenum da sitzen vorne nämlich Frauen. Wahrscheinlich wenn man eine Analyse machen würde, würde rauskommen, dass die Frauen hier mehr arbeiten im Haus als die Männer. Wahrscheinlich. Aber das ist ein Guess. Das würde ich sagen, ist eine klassische Verteilung von Arbeit, die nicht bezahlte Arbeit wird von den Frauen gemacht. Es gibt schon Männer, die auch arbeiten, aber es ist ziemlich auffällig dass die Frauen immer im Plenum sitzen. Also ich würde sagen. Wenn ich nett bin, ist eine Zweidrittel-Eindrittel-Verteilung im Plenum so.

Paula Weil • 36:16 - 36:22
Aber glaubst du, weil sie mehr Zeit... haben, weil sie vielleicht nicht Vollzeit arbeiten?

Julia Wieger • 36:27 - 36:59
Das kann ich nicht sagen. Aber das mit den... Also eben bei uns im Haus, das mit den Küchen... Ich... Ja... das haben... also eben, ich glaube, es ist eher... es ist wirklich tatsächlich eher die Erleichterung über... wie die Kinder durch migrieren können ja? Durch die Forderungen sozusagen, ja? Mhm. Und das betrifft vielleicht auch das Essen, das Gemeinsame oder so. Mhm. Das haben wir noch nie versucht. Ich fände es irgendwie eh nett. Aber auf der anderen Seite hab ich das Gefühl. Ja. Mein Leben wäre, glaube ich zu unregelmäßig, um sowas zu machen. Es wäre dann noch ein TerMin. Ja ein fixer Termin die Woche, das wäre vielleicht a bissl awrrr.

Paula Weil • 37:17 - 37:21
Ja, klar. Da braucht man einen Alltag oder einen wirklich strukturiertes Leben.

Julia Wieger • 37:23 - 37:24
Genau.

Paula Weil • 37:24 - 37:56
Du hast vorhin eh die Alltäge oder Überlappungsräume angesprochen. Dass die Gemeinschaftsräume hier nicht dazu da sind, dass man da irgendwie sich über den Weg läuft und da automatisch irgendwas passiert, sondern dass man sich hier eher verabredet. Und ich habe jetzt eher das Gefühl bekommen, dass eben diese Zwischenräume zwischen Wohnung und Haustür diese Hausräume wo ihr ja auch diese tollen habe ich oben gesehen, diese Terrasse die zweistöckig ist, wie funktionieren hier diese Zwischenräume? Verabredet man sich da auch? Oder hast du wirklich das Gefühl, dass man sich zufällig trifft und dadurch auch diese Gemeinschaft entsteht oder gestärkt wird? Dass man quasi sich im Alltag im Flur über den Weg läuft und da irgendwie was aufgebaut wird? Und wenn, wo oder wie?

Julia Wieger • 38:23 - 39:02
Ich bin mir garnicht sicher , manche Leute treffen sich vielleicht sogar zufällig in den Gemeinschaftsräumen. Das hat, glaube ich, wirklich was mit deinem eigenen Alltag zu tun. Ich glaube, so Leute, die Kinder haben, die mit ihren Kindern da in diesen Kinderspielraum zum Beispiel gehen, die treffen sich, glaube ich tatsächlich zufällig. Dann gehen die irgendwo runter und dann gehen die anderen runter. Und dann sind sie da zusammen. Oder dasselbe ist zum Beispiel auf der Terrasse oben. Es gibt eine relativ schöne Dachterrasse am fünften Stock. Dort treffen sich die Leute relativ spontan im Sommer. Und da siehst du auch eben, das mach ich sogar manchmal, wenn ich jemanden sitze sehe, dass ich mal raus schaue oder so. Die machen das auch relativ spontan. Da ist es tatsächlich, dass sie spontan Essen gemeinsam machen. Da beschließen sie das in der Früh und dann machen drei, vier Wohnungen gemeinsam ein Essen zusammen. Aber das ist jetzt auch immer irgendwie so ein bisschen ein Event dann. Aber grillen zusammen oder so. Also es ist nicht nur immer, ich glaube, ausmachen muss sich die große Gruppe was. Wenn die ganze Gruppe zusammenfindet das muss ein langer und voraus geplanter Termin sein. Du kannst auch die Räume buchen. Also zum Beispiel diese Dachterrasse im Sommer musst du buchen, weil sonst, ich meine, manchmal ist unter der Woche auch frei. Einfach so. Aber am Samstag und am Sonntag, da wollen immer alle auf der Dachterrasse sein.

Paula Weil • 39:54 - 39:56
Heißt, es gibt eine App oder wie wird das gebucht?

Julia Wieger • 39:56 - 40:28
Einen Kalender. Oder dieser Raum, der wird auch oft gebucht für Feste, Kinderfeste. Also wir machen Pläne hier, aber auch Kinder, ich weiß nicht, das Gefühl, jede zweite Woche ist ein Event schon. Also das hat aber irgendwie auch was mit Gerechtigkeit zu tun oder so, weil sonst wer kriegt das ist schon in Ordnung, finde ich. Wenn du sagst, ich reserviere mir jetzt irgendwie den Ort. Und du kannst auch in der Früh reservieren wenn nicht schon weg.

Paula Weil • 40:33 - 40:39
Aber ist es teilweise nervig, weil man dann zum Beispiel jetzt im Sommer seinen Garten nicht benutzen kann?

Julia Wieger • 40:40 - 41:15
Nein, ich meine, das weiß man. Es ist auch wirklich so, wenn dann alle auf Urlaub sind, dann ist wieder niemand dort oder so. Das ist ja auch so, das das finde ich eigentlich nicht. Also und es ist nicht so, dass man keine Termine bekommt. Wir haben wirklich viel Gemeinschaftsfläche. Und es ist zum Beispiel, oben ist es auch schön, aber es ist auch hier unten, man kann da draußen sitzen, das ist auch schön. Also ich weiß nicht, ich bin immer, wenn ich eine Tour gehe durchs Haus, ich bin immer so, unsere Gemeinschaftsräume sind wirklich urtoll .

Paula Weil • 41:16 - 41:36
Aber es hört sich ja auch so an, als ob es ein genug Gemeinschaftsräume gibt, die aber dann eben auch in der perfekten oder in der richtigen Frequentierung dann auch genutzt werden und nicht einfach nur leer stehen. Als ich wohin hier reingeschaut habe, dachte ich mir so ganz kurz, ach, das könnte so ein klassischer Gemeinschaftsraum sein, der viel wollte aber nichts passiert.

Julia Wieger • 41:36 - 41:37
Nein,

Paula Weil • 41:37 - 41:40
Nein. Aber es ist auch immer eine Momentaufnahme.

Julia Wieger • 41:40 - 41:59
Also wir vermieten den auch teilweise, um so ein bisschen Geld reinzubekommen. Das muss auch jemand organisieren. Da finden sich dann auch Leute drin. Aber der Raum ist nicht sehr, ja, vielleicht schaut er so aus. Aber auf der anderen Seite, na, da ist viel benutzt. Ja.

Paula Weil • 41:59 - 42:12
Das heißt, du würdest eher sagen, dass die expliziten Gemeinschaftsräume genauso gut oder besser funktionieren um Gemeinschaft zu bilden, als jetzt diese Zwischenräume im Gang. Oder du erlebst da mehr Gemeinschaft?

Julia Wieger • 42:12 - 42:45
Boah, ich glaube, das ist auch unterschiedlich, ja. Also ich glaube, mein Gefühl ist, dass Kinder und Leute mit Kindern, die verbringen generell mehr Zeit im Hause, die gehen die ganze Zeit rauf und runter, gehen von da nach da, verbringen auch... Hast du das gesehen? Es gibt dann im fünften Stock auch noch mal einen relativ großen Gang. So, das ist... Ich verbringe nicht so viel Zeit in den Gängen, weil ich da nichts zu suchen habe. Unsere Wohnung teilt sich eine relativ große Loggia mit einer anderen Wohnung. Und theoretisch ist noch eine dritte Wohnung in der Loggia. Und ganz theoretisch könnten auch andere Leute kommen, aber wir haben so viele Außenbereiche, dass das eh niemand macht. Und das ist total problemlos.

Paula Weil • 43:27 - 43:30
Da ist es dann noch mal eine Gemeinschaft in der Gemeinschaft.

Julia Wieger • 43:30 - 44:03
as gibt es halt relativ viel. Das ist vielleicht eh das Interessante für dich auch. Das ist nicht nur der eine. Es gibt diese große Gemeinschaft und die hat... Die macht bestimmte Sachen. Aber ich... Von meiner Erfahrung... Also ich habe halt... Die und die und die Leute, mit denen ich auch richtig befreundet bin, teilweise sehr lang, unter anderem die Theresa. Und die sehe ich regelmäßig, ja. Und mit denen mache ich regelmäßig Sachen im Haus. Und ich glaube, dass das ganz viele Leute so machen. Also das ist... Dass die meisten Leute in diesem Haus ihre Peers haben, mit denen sie Sachen regelmäßig machen. Teilweise auch außerhalb vom Haus, ja, so.

Paula Weil • 44:14 - 44:43
Und wie glaubst du, entstehen diese Gruppen? Sind die in der Entwurfs- oder in der Planungsphase entstanden? Oder, weil es gibt ja auch bei diesen Gemeinschaftsprojekten oft das Problem, irgendwann, weil sich die gleiche Altersgruppe eben zu einem Wohnprojekt entwickelt, dann sind die Kinder irgendwann erwachsen. Ja. Wie ist hier der Austausch von den Wohnungen? Wie kannst du da was sagen? Wenn quasi neue Leute reinkommen wie integrieren die sich? Oder irgendwann kennt sich keiner mehr?

Julia Wieger • 44:43 - 45:24
Es sind wirklich etliche Leute hier eingezogen, mit Freundinnen, ja. Ich hab mehrere Wohnungen mit denen, wo gute Freundinnen von mir leben, so. Ich hab aber auch Freundschaften es haben sich auch Freundschaften irgendwie zumindest verstärkt ja. Ich hab so Nachbarländer, mit denen ich viel mehr zu tun hab als früher. Das heißt, aber weil das so ist, glaub ich, hab ich nicht besonders viele andere neue Freundschaften in dem Haus geschlossen. Aber ich glaub, es gibt schon Leute, die auch innerhalb vom Haus neue Freundschaften geschlossen haben. Aber beziehungsweise ich würd sagen, die Freundschaften verändern sich halt auch, ja. Also nicht, wenn man in so ein Haus einzieht ja So, also... Also das hat auch als... Also zum Beispiel die Joko, die da vorbeigegangen ist, das ist das Kind von einer Freundin. Ich pass relativ oft und relativ spontan auf die zwei Kinder auf, ja. Also... Aber nicht nur von der, auch auf ein anderes Kind oder so, ja. Und die... Das ist halt irgendwie ein Austausch, den könnte man nicht haben, nicht so leicht, wenn man nicht in einem Haus wohnt, ja. Also ich hab... Und dann sind das ja auch Beziehungen die ich mit Kindern hab, ja, so. Ja, auf eine gewisse Art und Weise. Auch wenn man befreundet ist davor, verändern sich die Freundschaften dann, ja, durch so ein Projekt. Mhm. Auf jeden Fall. Aber ich glaub, die meisten Leute haben jetzt irgendwelche... Durch das Haus irgendwelche Freundschaften Also die meisten haben irgendwelche Freundschaften Oder, weiß ich nicht, Zusammenschlüsse in dem Haus auf jeden Fall gemacht. Es gibt schon ein paar, wo... Die sind aber dann auch nicht besonders glücklich, hat man das Gefühl.

Paula Weil • 47:02 - 47:04
Aber wie findet ihr neue Menschen?

Julia Wieger • 47:05 - 47:11
Naja, es ist tatsächlich so, dass noch nie jemand ausgetrunken ist. Deswegen kann ich's nicht sagen. Kann ich's dir nicht sagen, ja. Das hat... Weiß ich nicht. Obwohl wir solche Streitereien haben. Wir haben in Staffeln Leute eingeladen in ein Wohnprojekt zu kommen. Und... Da haben wir uns schon ein relativ ausgetüfteltes System überlegt, wie wir Leute auswählen. Das war auch ziemlich stressig. Weil natürlich... Am liebsten wollen alle Leute... Ja Alle ihre...

Julia Wieger • 47:45 - 48:19
Freunde ins Haus haben. Ja. Und das wollten wir nicht. An einem bestimmten Punkt haben wir dann gesagt, das würden wir lieber nicht machen... Dann haben wir jetzt so System. Dann wollten wir auch immer... Wir haben immer versucht, möglichst irgendwie Leute einzuladen die nicht genau dasselbe... Sag ich mal... Profil. Ich sag jetzt einfach so. Ja. Profil Also nicht genau dieselbe Lebenssituation. Nicht genau dieselbe Lebenserfahrung. Ja Und so weiter. Und ich glaube Wenn jetzt jemand auszieht wird das wahrscheinlich so sein, ne?

Julia Wieger • 48:19 - 48:25
Wird so sein. Ich meine, über dieses Thema könnte ich auch noch mal... Aber ich weiß nicht ob dich das so interessiert.

Paula Weil • 48:25 - 48:39
Ja wir müssen jetzt auch schon so langsam zum Ende kommen. Das ist sicher ein ganz großes Thema, wo man auch wieder länger reden kann... Aber dadurch, dass ihr wahrscheinlich neu seid... Ich meine, die Sargfabrik zum Beispiel, da kann man jetzt so langsam einfach sehen, wie es sich halt entwickelt.

Julia Wieger • 48:39 - 48:41
Die Leute alle alt werden oder wie.

Paula Weil • 48:41 - 48:55
Mhm. Wenn die Kinder alle ausziehen. Wenn dann kein Leben mehr durch Wenn Kinder eben kommen, wenn die Mütter nicht mehr oder die Eltern nicht mehr miteinander wegen den Kindern reden. Ja. Aber dann ist das wahrscheinlich hier einfach noch zu frisch um da wirklich Erfahrungswerte zu reflektieren.

Julia Wieger • 48:55 - 48:57
Was ist dann das Negative dann dort?

Paula Weil • 48:57 - 49:09
Ja, dass die Kinder jetzt alle aus dem Haus sind und die Eltern eben auf den gleichen Quadratmetern wohnen bleiben. Und dadurch keine jungen Leute mehr reinkommen. Also dadurch werden ja keine Wohnungen leer , sondern nur die Kinder sind weg.

Julia Wieger • 49:10 - 49:11
Ja, das stimmt.

Paula Weil • 49:13 - 49:28
Dadurch merkt man einfach, dass der Altersdurchschnitt einfach total steigt und ja, dieses junge frische Leben fehlt, was halt auch verbindet, wo sich Kinder dann kennenlernen und dadurch sich die Familien kennenlernen.

Julia Wieger • 49:28 - 49:32
ich keine Kinder habe, fehlt mir da der Vergleich.

Paula Weil • 49:32 - 49:48
Ja. Aber mich würde noch das Thema Arbeit, Homeoffice interessieren, weil ihr habt ja hier auch Wohnungen, wo Arbeiten und Wohnen zusammenkommen. Okay. Aber auch eben diese Arbeitsräume oben und auch eben gerade spannend, wenn ihr während Corona begonnen habt hier. Ja.

Julia Wieger • 49:48 - 49:50
Das war ein Riesenkonflikt. Wir haben eine Atelierwohnung

Paula Weil • 49:50 - 50:01
Ja. Aber wie erlebst du jetzt, dass hier Leute... Gibt's hier Leute, die Homeoffice hier dauerhaft machen oder sich hier auch Zusammentreffung zu arbeiten?

Julia Wieger • 50:01 - 50:33
Also WG, die ist da oben auch am dritten Stock. Das ist ja eine große WG, das ist ein Künstler-Trio sozusagen. Ja. Die haben sich tatsächlich die Wohnungen Ja so gebaut, dass es Office, also Atelier und Wohnen in einem ist. Aber ich finde, das ist auch... Die sind schon sehr, sehr explizit... Das war ein ganz expliziter Wunsch von denen, dass sie das so machen wollen, dass sie ein Atelier und Wohnen... Und die haben das davor auch schon gemacht, ja. Die haben schon davor in so einer Atelier-Wohnsituation gelebt zu dritt auch. Also die Wohnung ist total speziell und schön, ja. Und ich würde aber auch sagen, dass genau so ein Wohnprojekt kann so etwas ermöglichen dass du solche Wohnungen machst, die nicht ganz konventionell sind, weil in einem konventionellen Wohnbau wäre diese Wohnung nicht möglich gewesen, würde ich sagen.

Paula Weil • 51:13 - 51:17
Das heißt, ihr habt eine Wohnung, weil eben explizit der Wunsch aufkam.

Julia Wieger • 51:17 - 51:31
Weil das deren Wunsch war. A lso ich arbeite auch viel von zu Hause. M ein Studio ist immer so kalt. Im Sommer ist es heiß, im Winter ist es kalt. Und dann bin ich immer zu Hause aber eher aus Faulheitsgründen. Das war nie so eine Entscheidung.

Paula Weil • 51:34 - 51:42

Aber merkt man hier in diesen Arbeitsräumen, dass man dann da sich verabredet oder dass da wirklich Leute tagsüber arbeiten?

Julia Wieger • 51:42 - 52:12
Arbeitsplatz... Ja schon immer wieder Leute... Also ich glaube, eben immer wieder . Das ist ein Unterschied, ob du Kinder zu Hause hast oder nicht. Wenn ich... Ich glaube, wenn du Kinder zu Hause hast, dann musst du leider die Wohnung verlassen um irgendwie arbeiten zu können. Das ist mein Eindruck von außen. Und die Leute machen das dann auch... Also diese Arbeitsräume, die wir da oben haben, die waren schon relativ stark frequentiert während Covid. Und da gab es richtige Streitereien. wo wer arbeiten darf. Ja. Im Haus und so. Und wie man sich dort irgendwie dann verhält da auch. Ja. Aber das hat sich schon sehr oft gelöst wieder. Also diese Frequenz gibt es jetzt überhaupt nicht mehr. Ich würde sagen da sitzen ein, zwei Leute am Tag oben und arbeiten halt. Und dann in der Nacht auch immer wieder so... Ich habe mich immer total gefreut auf diesen Arbeitsraum. Aber ich... Ich muss sagen, das ist ein... mein Hauptraum. Ich bin viel im Gartenzimmer und ich nehme Gitarren-Unterricht. Welche Räume verwende ich noch? Die Bewegungsräume manchmal. Wir haben so einen Sportraum.

Paula Weil • 53:13 - 53:39
Ja, dann können wir eigentlich eh schon zum letzten Teil persönliche Einschätzungen, wenn du schon eben jetzt zu deinen eigenen Raumnutzung kommst. Das heißt, du arbeitest dann bei dir in der Wohnung oder dir ist dann quasi nicht nach Gemeinschaft du würdest in den Gemeinschaftsraum gehen, um da Leute um dich herum zu haben zum Arbeiten, sondern du hast dann gerne deinen konzentrierten, stillen Arbeitsplatz, der warm ist.

Julia Wieger • 53:40 - 54:03
Also, ich glaube ich eine ganz kleine Wohnung hätte, würde ich wahrscheinlich auch darauf gehen, aber meine Wohnung ist nicht so klein. Mein Partner geht aus dem Haus in der Früh, ich bin da eigentlich allein. Meine Wohnung ist schön, ich weiß nicht.

Paula Weil • 54:04 - 54:05
Legitim genug.

Julia Wieger • 54:05 - 54:36
Ja ich kann das total nachvollziehen, wenn man mit einem Kind lebt zum Beispiel oder auch eben, wenn man eine ganz kleine Wohnung hat oder so, ja. Oder wenn man, ich weiß nicht, mein Alltag ist so, dass ich relativ, ich muss dann doch immer wieder irgendwie das Haus verlassen, um irgendwo irgendwas zu machen, also zu arbeiten, ja. Dann bin ich irgendwie dann froh wenn ich wieder zu Hause, aber das ist wirklich eine Typ-Sache, Ich habe jetzt gerade meine Nachbarin weil ich kurz dort war die hat gehört oh Gott, sie könnte nie Homeoffice machen, ja. Und sie, sie wird einfach nichts weiterbekommen, ja.

Paula Weil • 54:48 - 54:54
Ja, aber es klingt dann so ein bisschen so, die Freiheit der Entscheidung, dass man einfach viele Möglichkeiten hat.

Julia Wieger • 54:54 - 54:55
Ja.

Paula Weil • 54:55 - 55:16
Und eher zwischen dieser guten Variante oder dieser guten Variante und man nicht ja zwangshaft Gemeinschaft erleben muss, man kriegt Gemeinschaft wenn man möchte, aber man kann sich eben zurückziehen und das ist die Qualität davon.

Julia Wieger • 55:16 - 55:27
Meine ich kann schon noch was zu dem Arbeitsraum sagen, ja. Ich habe mir wirklich ich habe mir echt gedacht, ah, das wird so toll, da kann immer raufgehen, arbeiten. Ich habe mir nämlich immer gedacht, ah, ich muss die Wohnung verlassen

Paula Weil • 55:27 - 55:29
Wegen der räumlichen Trennung irgendwie.

Julia Wieger • 55:29 - 56:00
So. Und ich bin aber nicht die Einzige die dort arbeiten will, ja. Ja Und Endeffekt ist das wie ein Büro da oben,. Und ich, also in Büros teile ich mich total ab, ja. Das isst mit der Grund, warum ich nicht mehr in der Architektur arbeiten will, ja so. Und ich meine, das muss man halt irgendwie auch akzeptieren. Das ist halt die Realität von den allermeisten Leuten, dass sie irgendwelche Computerjobs machen, ja Ich meine, ich mache auch Computerjobs auch wenn ich in gewisser Art und Weise, ja. Aber wenn das jetzt irgendein riesen Bastelraum wäre, ja. Aber ich glaube eben, um das wirklich als Arbeitsraum zu verwenden, da oben ist es mir nicht, ich glaube, da müsste ich den irgendwie mehr gestalten können. Und das geht nicht. Also so wie du auch hier sagst, das schaut aus wie ein Raum, der eventuell irgendwie, also nicht verwendet wird. Und das stimmt nicht, aber du musst diesen Raum so halten, dass er irgendwie relativ neutral ist, ja so. Also man kann irgendwie Dinge machen, ja. Und es soll irgendwie schnell aufgekehrt werden. Alle Leute sollen einen sauberen Raum irgendwie vorfinden. Und das oben ist auch ein bisschen so, ja. Die Tische sollen sauber sein, ja. Wenn du gehst räumst du alles wieder weg, ja Und das ist auf Dauer nicht mein Wunsch nach einem Arbeitsplatz.

Paula Weil • 56:51 - 56:55
Das Gartenzimmer was dann vielleicht mehr wohnlichen Charakter hat oder gemütlichen ist.

Julia Wieger • 56:55 - 57:20
Ja. Und aber jetzt, dass ich wirklich meinen Alltag so gestalte, dass ich ganz regelmäßig dahin arbeiten gehe. Das glaube ich nicht mehr. Weiß ich nicht. Das stört jetzt andere Leute nicht so. Aber ich brauche glaube ich nur mein Chaos um mich. Und das ist was, was ich falsch eingeschätzt habe. Ich dachte immer, das wird der Raum, der mich interessiert, ja.

Paula Weil • 57:20 - 57:54
Ja Ja, ich komme da auch immer mehr dahinter, dass ich das Gefühl habe, ich habe auch eine Vorstellung, eine tolle von diesen Arbeitsräumen oder von diesen Working Spaces. Ja aber letztendlich gehe ich in die Uni oder dann arbeite ich bei mir, weil ich konzentriert still sein will. Aber diese Notwendigkeit von diesem Arbeitsraum in der Gemeinschaft, ja, merke ich immer mehr aus eigener Erfahrung, dass es immer höher geratet wird, als es dann im Endeffekt genutzt wird.

Julia Wieger • 57:57 - 58:29
Ich meine, ich glaube, wir hätten das etwas kleiner machen können. Ich meine, in der Pandemie war es irgendwie gut, aber wir haben glaube ich sechs Tische, nein, es sind drei so Inseln ja, und die sind jetzt nie voll besetzt. Also wir haben dann einen Raum, den kann man sogar noch so zumachen, da sitzt man dann alleine hinten. Also ich würde ihn nicht ganz weglassen, ja, eben weil ich das Gefühl habe, er ist so ein Ausweicher-Abend. Da können die Leute ausweichen, wenn sie am Abend nochmal arbeiten wollen oder so.

Paula Weil • 58:32 - 58:33
aber nicht in der Größe.

Julia Wieger • 58:33 - 59:08
Also wenn ich einen gemeinschaftlichen Arbeitsraum haben würde, dann hätte ich, glaube ich, dann, wie soll ich sagen, dann würde ich ihn mit drei Leuten, sagen wir, drei, vier Leuten zusammen nehmen und dann den aber gemeinsam gestalten, nicht mit 60 Leuten. Das ist einfach, es ist eigentlich ein Flexraum, ja. Es ist sozusagen ein Raum, wo du, wie diese Flexdesk-Policy , ja, du, das sind keine, schönen Räume,. Das sind Räume, die, also das finde ich den Räume hier irgendwie noch lustiger, muss ich sagen, ja.

Paula Weil • 59:09 - 59:12
Dass es dann an der Gestaltung und Qualität liegt.

Julia Wieger • 59:13 - 59:35
Ja, aber auch wie viel Mitsprache habe ich dabei , wie sehr kann ich den Raum sozusagen okkupieren auf eine gewisse Art und Weise.

Alltägliches Zusammenleben

Paula Weil

Masterarbeit

An der Kunstuniversität Linz im
Institut für Architektur

Studienrichtung Architektur – BASEHabitat

Impressum

Für den Inhalt verantwortlich
Paula Weil

Alltägliches Zusammenleben
Masterarbeit

Lektorat
Anne Rotter, Martin Hagen

Schriftarten
Minion Pro, Open Sans

Herstellung
Buchbinderei Strandl Linz

© Paula Weil

Orte, die punktuell undefiniert sind, deren Verbindung aber strukturiert ist, bilden den fruchtbaren Boden für ein gelingendes alltägliches Zusammenleben.

